

Manuel Gogos

Das  Ge



dächt

nis



der



Migra

tions



ge



sell



schaft

DOMiD – Ein Verein schreibt Geschichte(n)

[transcript] → Edition Museum

SD 0620 Reisekoffer.

DOMiD-Archiv, Köln

Den Pappkoffer kaufte der aus der Türkei stammende Leihgeber 1964 bei Karstadt für die Urlaubsreise in die alte Heimat.
Leihgeber: Özer Y.

E 0355,3 Arbeitskittel.

DOMiD-Archiv, Köln

Arbeitskittel eines aus Italien stammenden Arbeiters in der VW-Produktion. Wolfsburg, 1960er-Jahre.
Leihgeber: Lorenzo A.

E 1466,3 Rettungsring.

DOMiD-Archiv, Köln

Der Rettungsring stammt von dem Schiff Cap Anamur I, mit dem zwischen 1979 und 1982 Tausende vietnamesische Bootsflüchtlinge aus dem südchinesischen Meer gerettet wurden.
Leihgeber: Thomas Huan Nguyen

BT 0204,1 Schallplattencover Metin

Türköz. DOMiD-Archiv, Köln

Metin Türköz kam 1962 nach Köln, um für Ford zu arbeiten. Nach der Schicht trat er als Sänger auf, Türköz wurde als Stimme der türkischen Arbeiter in Deutschland berühmt.
Leihgeber: Özer Y.

E 1359,46 Koreanische Schreibmaschine.

DOMiD-Archiv, Köln

Auf dieser englischen Brother-Schreibmaschine mit koreanischer Tastatur wurde die gesamte Korrespondenz für die Anwerbung koreanischer Krankenschwestern in den 1960er-Jahren erledigt. Leihgeber: Sukil Lee

E 1465,138 Milchdose MOLOKO.

DOMiD-Archiv, Köln

Das Produkt wurde auf der Internationalen Ernährungsmesse Monolith erworben. Wegen einer zunehmenden Präsenz von Zugewanderten aus den ehemaligen GUS-Staaten wird verstärkt auch in Deutschland damit Handel getrieben.

E 0675,1-10 Lebensmittelwaage mit

Gewichten. DOMiD-Archiv, Köln

Die Waage wurde Anfang der 1970er-Jahre durch einen italienischen Lebensmittelhändler in Köln verwendet, um Obst abzuwiegen.
Leihgeber: Paolo R.

**MIGRANTEN
SCHREIBEN
IHRE / EURE
GESCHICHTE**

Vereinsarchiv (VA) 0658

Mit diesem Pappschild begann DOMiD Anfang der 1990er-Jahre seine Ausstellungspraxis in der Öffentlichkeit. Zugleich artikuliert das Schild programmatisch den erinnerungspolitischen Auftrag, den die DOMiD-Gründer*innen schon damals empfanden.

Manuel Gogos

Das Gedächtnis der Migrationsgesellschaft

DOMiD – Ein Verein schreibt Geschichte(n)

Diese Publikation wurde von DOMiD (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.) in Auftrag gegeben und vom Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen finanziert.



Es ist vor allem dem nachhaltigen Engagement von Vereinen und Einzelpersonen aus den migrantischen Communitys zu verdanken, dass Dokumente und Materialien zur Migrationsgeschichte aufbewahrt wurden, die nur in Ausnahmefällen Eingang in kommunale und nationale Gedächtnisinstitutionen gefunden haben. Die Historisierung und Musealisierung der Migration ist ohne die Repräsentationskämpfe ihrer Subjekte und die Initiativen zur Selbstdokumentation nicht denkbar.

Regina Wonisch, Historikerin

DOMiD hat einfach das gemacht, was gemacht werden musste. Da hat DOMiD eine absolute Pionierleistung erbracht: als Migrantenselbstorganisation einfach anzufangen, für ein Migrationsmuseum zu sammeln. Auch ohne Fachleute zu sein. Einfach, weil sie davon durchdrungen waren, dass das politisch wichtig ist.

Mathilde Jamin, Historikerin

Ein Grundgedanke, DOMiD zu gründen, war, einen Lernprozess für die gesamte Gesellschaft anzustoßen. Das ist nicht nur die Geschichte der Migranten, das ist auch die Geschichte der Mehrheitsgesellschaft. Das ist auch deutsche Geschichte bzw. eine gemeinsame Geschichte. Das wollten wir sichtbar machen.

Aytaç Eryılmaz, DOMiD-Gründer

Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Armin Laschet

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

vor 30 Jahren haben sich die Gründerinnen und Gründer von DOMiD der großen Aufgabe gestellt, Geschichten und Zeugnisse der Einwanderung nach Deutschland zu sammeln, zu bewahren und auszuwerten. Sie begannen damals, Quellen und Artefakte zusammenzutragen. Aber es war für lange Zeit noch nicht absehbar, dass damit der Grundstein zu einem ‚Gedächtnis der Migrationsgesellschaft‘ gelegt wurde.

Das Buch, das Sie in den Händen halten, dokumentiert die bewegte Geschichte des Vereins, die eng mit der Geschichte unseres Landes verbunden ist: Heute hat fast ein Drittel aller Einwohner Nordrhein-Westfalens eine Einwanderungsgeschichte. Sie leisteten und leisten einen wichtigen Beitrag zu Wachstum und Wohlstand, zur kulturellen Vielfalt und zum guten Miteinander in unserem Land. Es gibt daher wohl kaum einen besseren Ort für das von DOMiD geplante Museum als hier bei uns in Nordrhein-Westfalen.

Seit den 1950er-Jahren kamen sogenannte ‚Gastarbeiter‘ nach Deutschland, um den Mangel an Arbeitskräften auszugleichen. Viel zu lange ging man in Deutschland davon aus, dass sie nur Gäste – Gäste, die man arbeiten lässt! – auf Zeit seien. Erst spät wurde die Aufgabe der Integration angegangen. Und häufig ist vor allem das Engagement von Migrantinnen und Migranten selbst der Schlüssel zum Gelingen von Integration. Ohne Organisationen wie DOMiD und viele andere mehr wären wir – trotz aller Schwierigkeiten, die es weiterhin gibt – längst nicht so weit.

Ein besonders bitterer Rückschlag auf dem Weg zu einem guten Zusammenleben in unserem Land war der feige Mordanschlag von Solingen im Jahr 1993. Die überlebenden Opfer des Anschlags haben damals die unglaubliche Kraft gehabt, dennoch an Toleranz und Verständigung festzuhalten. Um daran zu erinnern und diesen Geist der Versöhnung zu stärken, hat die Landesregierung im Jahr 2018 die Mevlüde-Genç-Medaille gestiftet, mit der wir Menschen und Gruppen auszeichnen, die sich in besonderer Weise für ein friedliches Zusammenleben einsetzen.

Mit dem Migrationsmuseum, das zugleich auch ein ‚Haus der Einwanderungsgesellschaft‘ sein soll, entsteht ein Ort der Begegnung, an dem für alle sichtbar wird: Einwanderung und Vielfalt sind nicht die Ausnahmen, sondern sie sind seit Langem ein Teil unserer Geschichte und Identität. Nur, wenn wir das anerkennen, können wir heute und in Zukunft ein gutes Miteinander gestalten.

Ich danke DOMiD für 30 Jahre Einsatz für dieses gute Zusammenleben aller Menschen in unserem Land, egal welcher Herkunft, und wünsche dem Verein und dem zukünftigen Museum alles Gute!

Vorwort

Ein Gedächtnis der Einwanderungsgesellschaft?

Von Jagoda Marinić

Als ich vor zwanzig Jahren zum ersten Mal in New York war, besuchte ich das weltberühmte Ellis Island. Die Insel vor Manhattan, auf der sich die alten Koffer und die Hoffnungen der Einwanderer in die USA stapelten, bis sie endlich Einlass bekamen. Zum ersten Mal machte ich die Erfahrung, dass eine Nation stolz sein könnte auf die Geschichten ihrer Einwanderer und Einwanderinnen. Dort bei der Freiheitsstatue, unter ihrem eingravierten Versprechen, den Müden und Armen Schutz zu bieten, fragte ich mich: Wann wird es in Deutschland einen Ort geben, an dem man nachempfinden kann, was die Entscheidung, nach Deutschland einzuwandern, für ein Leben und Familien bedeutet? Will das überhaupt jemand erinnern?

Deutschland hat das Erinnern an die ersten Gastarbeiter jahrzehntelang gerne mal in den ‚pittoresken‘ kalten Bahnhofshallen vollzogen. Gut gemeinte Wanderausstellungen, so heimatlos wie viele Einheimische sich ‚die Migranten‘ vorstellten: hier eine Stehtafel, dort ein Infoschild. Da las man dann von den Leiden, der Schwere, ja. Doch wo waren die Träume, die Hoffnungen, die Wünsche, nach denen sich die Menschen aufgemacht hatten? Wo war ihr kultureller Beitrag, die Einflüsse, die sie auf diese Gesellschaft hatten – und umgekehrt? Deutschland braucht einen Ort, an dem erzählt, erinnert und würdevoll aufbewahrt wird.

Die Geschichte von DOMiD ist selbst eine Geschichte, so zäh wie die Geschichte vieler Einwanderer und Einwanderinnen. Dreißig Jahre daran zu glauben und daran zu arbeiten, dass gerade in Deutschland ein besserer Ort des Erinnerns möglich sein muss. Die Überzeugungsarbeit zu leisten, politisch und gesellschaftlich – und dabei nie aufzuhören all das zu sammeln, was dem Erinnern hilft.

Ich hatte immer die Sorge, dass Deutschland sich als post-migrantisch verstehen will, noch bevor es sich als migrantisch verstehen konnte. Ich sah eine Gefahr, die ersten Pioniere der Einwanderung unsichtbar zu machen, indem man betonte, wie gut man doch die nächsten Generationen integriert habe. ‚Wir sind doch alle einfach hier zuhause.‘ Das ist ein richtiger Satz. Doch die Menschen kamen auf unterschiedlichen Wegen hierher. Und es braucht auch einen Ort, der erzählt, warum ein Migrationshintergrund aus Bottrop eine andere Geschichte ist als einer aus Izmir oder Thessaloniki. Es ist eine Herausforderung der jüngeren Generationen, Differenzen nicht zu übersehen, aus Angst vor jenen, die Differenzen als ‚fremd‘ oder ‚weniger wert‘ bezeichnen.

Wie viele Kinder von Eingewanderten haben auf diesen Moment gewartet? Deutschland fängt an, sich an unsere Eltern, an uns und unsere Geschichte zu erinnern. Obwohl Erinnern in Deutschland eine eingeübte Praxis ist, gab es für Millionen von Einwanderern wenige Institutionen oder Formate, die ihre Geschichte würdig erzählten. Das ‚Haus der Einwanderungsgesellschaft‘, das DOMiD nun in Köln plant, wird diese Lücke schließen. Für all jene, die eingewandert sind, und ihre Nachfahren. Viele in Deutschland haben von einem Ort wie diesem geträumt. Jetzt ist der letztmögliche richtige Moment, denn jetzt können noch viele der ersten Gastarbeitergeneration das Migrationsmuseum erleben. Sie dürfen miterleben, wie sie Geschichte erzählt haben; es könnte ihnen dabei helfen, eine versöhnliche Geschichte über ihre einstige Entscheidung zu erzählen.

Zugleich geht Migration alle an. Ein Haus der Migration schafft diese Selbstverständlichkeit: Migration gehört dazu, sie hat endlich einen Ort. Ein Haus. Eine Botschaft im repräsentativen Sinn.

Auf Ellis Island habe ich erstmals erlebt, wie man an so einem Ort der Erinnerung das Verbindende zwischen gestern und heute sucht. Wie die Fantasie belebt wird. Ich habe mich als Tochter von Einwanderern immer gefragt, wann Deutschland diese Seite seiner Geschichte erzählen will, wann sie institutionell sichtbar wird. Eben nicht mehr diese mitleidenden Wanderausstellungen hier und dort. Sondern ein Ort des Erinnerns, der neue Strukturen schafft. Ein Ort, an dem sich unterschiedlichste Akteure aus Kunst, Wissenschaft, Politik exemplarisch verbinden, um die Behauptung, Deutschland sei kein Einwanderungsland, aus vielen Disziplinen heraus zu widerlegen.

Für Deutschland könnte das Migrationsmuseum von DOMiD ein Ort wie Ellis Island werden. Eine Schwelle zur Vergangenheit, in der zugleich Gegenwart entsteht. Im ‚Haus der Einwanderungsgesellschaft‘ wird Deutschland als multikulturelles, multisprachliches und multireligiöses Land erlebbar. Den Statistiken über Migration werden die Geschichten von Menschen entgegengesetzt. Jene, die sich mit dem Thema beschäftigen, werden fragen: Weshalb wird Migration, die historisch die Regel war, politisch ständig als Ausnahme behandelt? Der Idealfall wäre, wenn jenen, die sich mit den Geschichten auseinandersetzen, deutlich würde, es könnten auch ihre Geschichten sein. Dieses deutsche Ellis Island hat die Hoffnungen vieler Menschen erfüllt. Es wird nun nicht nur ein Haus für die Einwanderungsgeschichte sein, ein Museum, das erzählt, was war. Es wird selbst eine neue Gegenwart schaffen und mit ihr neue Erinnerungen, die ‚Deutschland‘ als das erlebbar machen, was es ist und für viele immer schon war: ein Einwanderungsland.

6 ——— Grußwort Armin Laschet

8 ——— Vorwort Jagoda Marinić

12 ——— Point of Departure

20 ——— Die Gründungsphase

Migrationshintergründe – Mit dem Kopf in der Türkei

28 Erste Gehversuche einer ‚Geschichtsschreibung von unten‘

34 Visionssuche – Der Weg ist das Ziel. Ist der Weg das Ziel?

39 Vereinsgründung als Strategie

42 Ausländerverein oder Migrant*innenselbstorganisation?

45 Frühe Sammlungspraxis

54 Kampf gegen das Vergessen

55 Die Zeitreisenden

60 Geschichte im Rückspiegel

65 Sich einen Namen machen

68 DOMiD im Umfeld der Ausländerpolitik

73 Das Trauma von Solingen

80 ——— Die Reifeprüfung – Von der Schaffung einer (Gegen-)Öffentlichkeit

84 Die Kunst, sozialhistorische Ausstellungen zu machen

87 Alltagskultur, Popkultur, Musée Sentimental

96 Bilder einer Ausstellung

100 Geteilte Erinnerungen

104 Einwander*innen wider Willen im Einwanderungsland wider Willen

106 Das historische Gedächtnis der Einwanderung

108 Nachhaltigkeit

110 Exkurs: Wie ich zu DoMiT (heute DOMiD) kam. Von Bengü Kocatürk-Schuster

114 ——— Ins Zentrum der Aufmerksamkeit

120 ——— Das Projekt Migration I – Erweiterte Feldforschung

126 Daughters and Sons of Gastarbeiter

128 Konzertierte Sammlungsaktionen

130 Das Bootcamp

134 Geschichte schreiben

140 ——— Das Projekt Migration II – Erweiterte Ausstellungspraxis

141 Transnationalisierung

144 Migration sehen lernen

146 Fordismus und Postfordismus

150 Der Soundtrack der Migration

154 Ausgrabungen in der Geschichte der Kunst

157 Weightless Monuments?

162 Eine wichtige Referenz

164 — Die Forderung nach einem Migrationsmuseum

167 „Mit der Nadel einen Brunnen graben“

172 — Professionalisierung oder: Auf dem Weg zur öffentlichen Institution

174 Für eine Erinnerungskultur der Migrationsgesellschaft

176 „Antrag auf Aufbau einer Sammlung zur Geschichte der Zuwanderung nach NRW“

181 Professionalisierung des Archivbereichs

183 Neue Bühnen

185 — Die nächste Generation

188 — Für eine erweiterte Sammlungspolitik

189 Arbeitsmigration versus Flucht und Vertreibung?

190 Die Landesstelle Unna-Massen – Ein Dauerprovisorium

198 Chile-Flüchtlinge und Boatpeople

199 Der Seenotretter – Rupert Neudeck

210 — DOMiD als begehbarer Lernort: Die Öffnung nach außen

214 — Refugee Stories Collection: DOMiD und die sogenannte Flüchtlingskrise

215 Unter Fremden

216 Täter-Opfer-Umkehr

222 Fluchtmotive

223 Erfahrungen auf der Flucht

224 Nach der Grenzüberschreitung

226 — Das virtuelle Migrationsmuseum

228 Migrationsgeschichte als Selbsterfahrung

233 Gibt es eine Erfahrung der Welt ohne Er-Fahrung der Welt?

236 — Raus auf die Straße! – DOMiD schwärmt aus

239 Marktplatz der Migration

241 Wandernde Dinge

245 Mobile Eingreiftruppe

246 — Der Durchbruch zum Migrationsmuseum

247 Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft

249 Formen der Anerkennung

251 Die Machbarkeitsstudie: Meilenstein zur Realisierung der Museumsidee

254 Ende des Hürdenlaufs?

256 Weitere Kreise ziehen

258 Ein Heimatmuseum der globalisierten Welt

260 Antirassistisches Kuratieren

264 Haus der Einwanderungsgesellschaft

270 — Danksagung DOMiD-Vorstand

Point of Departure

1 Der Name DoMiT stand in den Jahren nach der Vereinsgründung 1990 für Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V. Im Jahre 2007 nannte sich der Verein in DOMiD für Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland um. In dieser Veröffentlichung wird der Verein einheitlich DOMiD genannt. Nur in streng historischen Bezügen bzw. Zitaten taucht noch der alte Name DoMiT auf.

2 Der Begriff ‚Gastarbeiter*in‘ wird oft kritisch gesehen, bestenfalls unter Vorbehalt verwendet und in Anführungszeichen gesetzt. Tatsächlich sind die Widersprüche tief, die sich zwischen ‚Gästen‘ und ‚Arbeiter*innen‘ in diesen historischen Begriff eingeschrieben haben. Mein Vater nannte sich dagegen selbst ganz unbefangen einen Gastarbeiter. Er war sogar stolz darauf, zu ihnen zu gehören. Diese Aneignung habe ich bei vielen Vertreter*innen der ersten Generation erlebt. Darum nehme ich mir als Kind eines Gastarbeiters ebenfalls heraus, in dieser Publikation von Gastarbeiter*innen zu sprechen.

Im Jahr 2002 erhielt ich einen Anruf. Am Telefon war eine Kölner Freundin, die Verlegerin Niki Eideneier vom Romiosini-Verlag. Eine Frau, die ihr Leben darauf verwendet hat, griechische Literatur in die deutsche Sprache zu bringen. Niki hatte in der ZEIT eine Ausschreibung gesehen, von einem Kölner Verein namens DoMiT¹, der eine*n Mitarbeiter*in griechischer Herkunft suchte. Allerdings sollte man die griechische Sprache perfekt beherrschen – für mich war die Sache darum eigentlich direkt wieder erledigt. Mein Vater war zwar 1960 als griechischer Gastarbeiter² nach Deutschland gekommen, hatte mit uns aber kaum in seiner Muttersprache gesprochen. Und mich und meine Brüder damit dazu verdammt, ein Leben lang der griechischen Sprache hinterherzuhinken. Aber Niki blieb hartnäckig: „Versuch es einfach!“

Damals stand DOMiD kurz vor seinem ganz großen Durchbruch. Der kleine Migrant*innenverein war Teil des höchstgeförderten Forschungs- und Ausstellungsprojekts *Projekt Migration*, das die *Kulturstiftung des Bundes* initiiert hatte. DOMiD würde also mit seiner Forschung und Sammlung zur Geschichte der Gastarbeit erinnerungspolitisch gesehen endlich das ganz große Rad drehen. Und ich würde vielleicht dabei sein.

VA 0569 (4) Früher Entwurf für das DoMiT-Logo, 1990.
DOMiD-Archiv, Köln



Das Bewerbungsgespräch fand in dem Hochhaus in der Bonner Straße 211 statt, wo DOMiD damals noch ansässig war. Ich traf dort auf Aytaç Eryılmaz, den damaligen Geschäftsführer. Er schenkte mir aus einem Samowar schwarzen Tee ein, und wir unterhielten uns. Eryılmaz war 1985 als politischer Flüchtling nach Deutschland gekommen. In der Türkei hatte er sich in linken Gruppen engagiert. Nach dem Putsch von 1980 musste er als Verleger einer Gewerkschaftszeitung für ein Jahr ins Gefängnis, bevor ihm die Flucht nach Deutschland gelang.

Aytaç Eryılmaz Ich war Drucker und Verleger in der Türkei. Ich habe z. B. Schriften zur Arbeiterbewegung und zum Ersten Mai veröffentlicht. Nach dem Militärputsch im September 1980 bin ich verhaftet und verurteilt worden, zu siebeneinhalb Jahren Haft. Deshalb bin ich geflüchtet.

Bei unserem Gespräch in der Bonner Straße war auch Martin Rapp anwesend, ein enger Mitarbeiter. Auch er war links sozialisiert, hatte in den 1970er-Jahren der Hausbesetzer*innenszene angehört.

Martin Rapp Wir hatten 1975 in Bielefeld das Arbeiterjugendzentrum besetzt. Da waren auch Exilgruppen drin. So hatte ich als politischer Aktivist und international orientierter Linker schon seit den 1970er-Jahren Kontakte zu verschiedenen Exil-Communities, vor allem in die türkische und kurdische Community. Also wir – das heißt Aytaç Eryılmaz und ich – hatten da etwas gemeinsam. Darum haben wir ja später auch diesen Begriff der „geteilten Erinnerung“ geprägt.³

Vom berühmten Frankfurter Häuserkampf ausgehend, hatten in den 1970er-Jahren in ganz Deutschland linke Spontis und Autonome damit begonnen, mit Gastarbeiter*innen gemeinsame Sache zu machen. Genau diesen Schulterchluss von Migrant*innen und Deutschen fand ich jetzt in der Teezeremonie in der Bonner Straße hoch über Köln wieder. Das gemeinsame Ringen um Sichtbarkeit und Anerkennung sagt tatsächlich etwas aus über die Geschichte des Vereins DOMiD: die unwahrscheinliche Geschichte einer Migrant*innenselbstorganisation, die vor dreißig Jahren mit dem Anspruch und dem Ziel angetreten ist, das historische Erbe der Eingewanderten für zukünftige Generationen zu bewahren, um damit gleichzeitig in ganz Deutschland eine Erinnerungskultur der Einwanderungsgesellschaft zu etablieren.

3 Vgl. Aytaç Eryılmaz / Martin Rapp, Wer spricht? Geteilte Erinnerungen in der Migrationsgesellschaft, in: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.): Jahrbuch Kulturpolitik 2009. Thema: Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik, Essen 2009, S. 271-279.



E 0599,0001 Häuserkampf, Frankfurter Westend, 1970. Inge Werth

1970 wurde in der Eppsteiner Straße 47 das erste Haus im Frankfurter Westend besetzt. Der Protest artikulierte sich, den Bewohner*innen entsprechend, gleichermaßen in deutscher wie in italienischer, spanischer und türkischer Sprache.

Die Bundesrepublik Deutschland wurde im Jahre 1949 gegründet. Und spätestens seit 1955 und dem Abkommen mit Italien zur Anwerbung von Arbeitskräften für die deutsche Wirtschaft wurde diese Geschichte von Millionen Migrant*innen mitgeschrieben. Bald schon wird die Mehrheit der Bundesbürger*innen eine ‚besondere‘ Herkunfts-Geschichte zu erzählen haben. Und dennoch ist diese schlichte Tatsache, ein Einwanderungsland zu sein, im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik wenig verankert. DOMiD ist einer der ältesten Akteure, die sich mit dem Thema auseinandersetzen, einer der Ersten, die die ganze Tragweite dieser gesamtgesellschaftlichen Entwicklung sahen. Eine Geschichtsschreibung von unten, wie sie DOMiD seit Jahrzehnten betreibt, trägt dazu bei, Geschichte „gegen den Strich zu bürsten“, wie der Schriftsteller Walter Benjamin in seinen geschichtsphilosophischen Thesen gefordert hat.⁴

⁴ In: Walter Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, Gesammelte Schriften Band 1 + 2, Frankfurt/M. 1980, S. 691-707, hier S. 697.



Demonstration Berlin 1990. Andreas Schoelzel

Das selbstgemalte Protestschild mit der Aufschrift „Wir sind auch das Volk“, das der Fotograf Andreas Schoelzel im April 1990 an der Gedächtniskirche in Berlin festgehalten hat, verweist auf ein kaum beachtetes Kapitel der deutschen Wiedervereinigung: Wie nahmen eigentlich Migrant*innen in Ost und West den Mauerfall wahr? – Ein Aspekt, der in DOMiDs Forschung besondere Beachtung findet.

Ziemlich unbeirrbar, man kann sogar sagen: mit einem besonderen Sendungsbewusstsein, haben die Verantwortlichen von DOMiD an der Idee festgehalten, in Deutschland ein Migrationsmuseum zu gründen. Dieses Buch zeichnet nach, wie die ‚innere Erkenntnisreise‘ dieses Vereins auf der Suche nach seiner *mission and vision* sowie der Weg zur Realisierung dieser Vision verlaufen sind. Zugleich werden auch die Stationen dieses langen ‚Marsches durch die Institutionen‘ nachgezeichnet: wie es dem Verein gelang, sich zu etablieren und zu behaupten; wie die Akteur*innen um seine Existenz kämpften, welche Schritte DOMiD unternahm, sich zu professionalisieren und zu institutionalisieren.

Oft mussten die Vereinsgründer*innen von DOMiD, statt ihre ambitionierten Ziele zu verfolgen, einen Gutteil ihrer Energie in den Erhalt des Vereins selbst legen. Immer wieder schien die Lage hoffnungslos, die Geschichte DOMiDs an sich war die längste Zeit eine Operation im Prekären. Auf Ganze betrachtet bleibt der Eindruck des ‚Hausierens‘, das mit dem Aufbau persönlicher Kontakte begann und so immer weitere Kreise zog, von „Tür zu Tür“, von „Institution zu Institution“.⁵ Im Rahmen migrationshistorischer Forschung lässt sich dieses existenzielle Ringen um Anerkennung aber auch verallgemeinern: Erlaubt die ‚Biografie‘ dieses Vereins doch Einblicke in die Bedingungen der Möglichkeit, ob und wie sich eine Migrant*in-nenselbstorganisation in der deutschen Gesellschaft etablieren kann.

Warum ist die Forderung vonseiten der Migrant*innen, ihre Geschichte mit der Bundesrepublik Deutschland auch in Form eines eigenen Erinnerungsortes gewürdigt zu sehen, so lange stiefmütterlich behandelt worden und in den Ohren deutscher Kulturpolitik verhallt? Fehlten DOMiD die Mittel, die Kontakte, die richtige Strategie? Konnte der Verein sein Anliegen nicht richtig verständlich machen – oder wurde es nicht richtig verstanden? Womöglich war DOMiD aber auch einfach seiner Zeit voraus. Dem französischen Romancier Victor Hugo wird das Zitat zugeschrieben, dass nichts stärker sei als eine Idee, deren Zeit gekommen ist.⁶ Heute sind im Zuge der Selbsterkenntnis, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, verschiedene Häuser wie das Deutsche Auswandererhaus, die Ballinstadt oder das Museum Friedland in je (orts-)spezifischer Form mit Migration befasst; auch die Weichen für ein Migrationsmuseum, wie es DOMiD vorschwebt, wurden endlich gestellt. Und es sind diejenigen, die heute mit dem Erbe von DOMiD betraut sind, die diese Vision eines Migrationsmuseums nun in Köln-Kalk realisieren.

5 Redemanuskript Arnd Kolb, DOMiD-Geschäftsführer von 2012 bis 2017, anlässlich der 25-Jahr-Feier von DOMiD. VA 0568.

6 Ebd.

Im Jahr 2019 erhielt ich wieder einen Anruf. Diesmal war es Robert Fuchs, der aktuelle DOMiD-Geschäftsführer, der mir vorschlug, ein Buch über die Geschichte des Vereins und das Migrationsmuseum in Deutschland zu schreiben. Das Angebot interessierte mich: Schließlich war ich einmal selbst ein Teil dieser Geschichte gewesen. Nach dem Abschluss des *Projekts Migration*, für das mich DOMiD in den Jahren 2003 bis 2005 angeheuert hatte, habe ich mich mit meiner *Agentur für Geistige Gastarbeit* als freier Autor und Ausstellungskurator selbstständig gemacht. Es reizte mich insbesondere, mit den Erfahrungen, die ich seither gesammelt habe, auf die Geschichte von DOMiD zurückzuschauen. Und damit zugleich auch einen Blick in das zukünftige Migrationsmuseum zu werfen.

Zeitgleich mit dem Aufbau des Museums ist nun auch dieses Buch entstanden. In einem Projekt zur Vereinsgeschichte, das vom Land Nordrhein-Westfalen finanziell unterstützt wurde, konnte die Vereinsüberlieferung aufgearbeitet werden. Mein Kollege Ceyhun Kara hat dafür Hunderte Aktenordner durchforstet und für das DOMiD-Archiv erfasst. Auf dieser Grundlage ist es für mich nun möglich, besonders auch die Gründungsprotokolle des Vereins als historische Quellen zu zitieren. DOMiD hat die Geschichte unzähliger Migrant*innen-Vereine dokumentiert, von Arbeiter*innen- und Akademiker*innenvereinen, Selbsthilfe-, Sport- oder Tanzvereinen. Nun ereilt das Schicksal der Historisierung DOMiD selbst. Außerdem habe ich für dieses Buchprojekt zahlreiche Interviews geführt. Diejenigen, die den Verein gegründet, getragen oder unterstützt haben, die in dreißig Jahren unzählige Interviews führten, um die Migrationsgeschichte in Deutschland aufzuzeichnen – nun werden sie selbst zu Zeitzeug*innen berufen. Ihre Stimmen treiben meine Erzählung voran.⁷

Mit der Vereinsgeschichte werden zugleich Geschichten erzählt, die sich in diesem Archiv abgelagert haben. Wie in einem Bergwerk, Geschichte um Geschichte, Schicht um Schicht. Der Historiker Ulrich Borsdorf hat das DOMiD-Archiv zu Recht als „materielles Gedächtnis der Einwanderer“ beschrieben.⁸ Doch gleichzeitig ist DOMiD ein Schatz, der geborgen werden will; ein Fundus aus unerzählten Geschichten, aus ungehörten Stimmen. Für eine Gesellschaft, die auf der Suche nach einem „neuen Wir“⁹ ist und sich als Erzählgemeinschaft begreift, ist auch dieses vielstimmige Storytelling von immensem, ja *identitätsstiftendem* Wert.

7 Die Interviews wurden vom Herbst 2019 bis Frühjahr 2020 geführt. Sie sind alle im DOMiD-Archiv greifbar. Für die Schriftversion sind die Interviewpassagen transkribiert und behutsam redaktionell bearbeitet worden. Dieses Buch lebt von den besagten Begegnungen und dort im Gespräch evoozierten Erinnerungen. Entsprechend ist es weniger als wissenschaftliche Abhandlung zu lesen, sondern vielmehr als meine persönliche Annäherung an die Geschichte DOMiDs.

8 Redemanuskript Ulrich Borsdorf, *Ausstellungseröffnung Fremde Heimat*, Essen 15. Februar 1998. VA 0533 (8).

9 Vgl. Jan Plamper, *Das neue Wir. Warum Migration dazugehört: Eine andere Geschichte der Deutschen*. Frankfurt/M. 2019.



E 1613,0001 Kinosaal in Essen Kettwig, um 1970. Agentur für Geistige Gastarbeit, Bonn / DOMiD-Archiv, Köln
In dem Essener Kino am Hexenberg wurden in den 1960er- und 1970er-Jahren abwechselnd deutsche und griechische Filme gezeigt. Wie das ‚bunte‘ Publikum könnte vielleicht auch eine neue Erzählgemeinschaft in Deutschland aussehen.



Die Gründungsphase

Migrationshintergründe – Mit dem Kopf in der Türkei

Schlage keinen Nagel in die Wand

Wirf den Rock auf den Stuhl

Warum vorsorgen für vier Tage?

Du kehrst morgen zurück.

Lass den kleinen Baum ohne Wasser.

Wozu noch einen Baum pflanzen?

Bevor er so hoch wie eine Stufe ist

Gehst du froh weg von hier.

Zieh die Mütze ins Gesicht, wenn Leute vorbeigehn!

Wozu in einer fremden Grammatik blättern?

Die Nachricht, die dich heimruft

Ist in bekannter Sprache geschrieben

Bertolt Brecht, Gedanken über die Dauer des Exils

Svendborger Gedichte, in: ders., Gesammelte Werke in 20 Bänden. Band 9, Frankfurt/M. 1967, S. 719 f.

Es war eine Art türkische Intelligenzia, die sich in einem mehrjährigen, komplizierten Selbstfindungsprozess Ende der 1980er-Jahre endlich zum Verein DOMiD zusammenfand. Ungelöste wirtschaftliche und soziale Konflikte hatten Ende der 1970er-Jahre das politische Klima in der Türkei aufgeheizt, immer öfter kam es zu Zusammenstößen zwischen linken und rechten Gruppierungen, und letztlich auch zu Ausbrüchen von Gewalt. Wie Aytaç Eryılmaz gehörte auch Ahmet Sezer zu den Gründungsmitgliedern von DOMiD. Sezer hatte 1975 in der Türkei Abitur gemacht. Statt aber, wie geplant, ein Universitätsstudium in Istanbul aufzunehmen, sah sich der 18-Jährige durch die politische Situation gezwungen, nach Deutschland zu gehen.

Ahmet Sezer Aus der politischen Geschichte der Türkei kann man sich an die Erste-Mai-Demonstrationen 1977 auf dem Taksim-Platz in Istanbul erinnern, wo eine Million Menschen zusammenkam: Da wurde aus den nahe gelegenen Hotels und Hochhäusern auf die Menge geschossen, 38 Menschen starben. 1978 kam es zu einem Massaker in Südostanatolien, wo die Grauen Wölfe¹ ein Massaker an den Aleviten begingen. Aber die späten 70er-Jahre waren in der Türkei auch allgemein ziemlich turbulente Zeiten. Fast täglich gab es bis zu zwanzig Tote, wir standen am Rande eines Bürgerkriegs. Ich hatte aufgrund meiner Familiensituation die Möglichkeit, nach Deutschland zu gehen. Weil mein Bruder schon hier studierte und meine Schwester hier arbeitete. Ich dachte: „Geh, bevor es zu spät ist.“ Es war eine Präventivflucht, sozusagen.

1 Als Graue Wölfe wird eine rechtsextreme, ultranationalistische, gewalttätige Bewegung bezeichnet, die seit den 1970er-Jahren in der Türkei zahlreiche Mordanschläge verübte und die auch in Deutschland seit Jahrzehnten aktiv ist.

Sezers Vorahnungen trugen nicht. Am 12. September 1980 putschte sich das türkische Militär unter dem Generalstabschef Kenan Evren an die Macht. Die Regierung wurde ihres Amtes enthoben, die Militärjunta rief das Kriegsrecht aus. Ihre drakonischen, antidemokratischen Maßnahmen rechtfertigten die Putschisten mit dem ‚Schutz der nationalen Einheit des Landes‘. Die politischen Parteien wurden verboten, das Parlament geschlossen.



VA 0568 (10) a Initiativkreis DOMiD, 1990. DOMiD-Archiv, Köln

An der Mitgliederversammlung während der Gründungszeit von DOMiD nahmen teil
(v. l. n. r.): Sevtap Sezer, Aytaç Eryılmaz, Muhittin Demiray, Ahmet Sezer und Gönül Göhler.

Ahmet Sezer Natürlich wandte sich der Putsch zuerst gegen die politische Opposition. 600.000 Menschen wurden verhaftet, manche zu Todesstrafen verurteilt. Viele Akademiker und Intellektuelle sind ins Ausland geflüchtet. Vor allem nach Deutschland.

Als mir Ahmet Sezer im Oktober 2020 im heutigen DOMiD-Sitz im Obergeschoss des Bezirksrathauses Köln-Ehrenfeld gegenüber sitzt und wir gemeinsam wieder diesen Tee von der türkischen Schwarzmeerküste trinken, vergleicht er die Situation in den 1980er-Jahren mit der heutigen Situation in der Türkei unter dem Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan: Auch dieser habe nach dem Putschversuch 2016 mit seinem Präsidialdekret 500.000 Menschen aus dem öffentlichen Dienst entfernt, woraufhin hochqualifizierte Akademiker*innen heute gezwungen seien, auf Baustellen zu arbeiten, als Taxifahrer*innen, oder eben: sich ins Ausland abzusetzen. Genau wie damals der Kreis der DOMiD-Initiant*innen.

Ahmet Sezer Hauptsächlich waren das 1980 Linke. Die Rechten waren ja von dem Putsch nicht so hart betroffen, es war ja eine rechts-faschistische Diktatur. Die Menschen sind nach Deutschland gekommen und haben sich zuerst in verschiedenen Organisationen versammelt, die schon vorhanden waren seit der türkischen Arbeitsmigration der 1960er- und 1970er-Jahre. Da haben diejenigen zuerst Anschluss gefunden, die nun in den 1980er- und 1990er-Jahren dazukamen. Hauptsächlich waren das Organisationen, die sich noch intensiv mit der politischen Situation in der Türkei beschäftigt haben.

Wie Ahmet Sezer war auch Tayfun Demir einer der Köpfe, die DOMiD erdachten. Und wie Aytaç Eryılmaz hatte Demir bereits als politischer Oppositioneller und Dissident in türkischen Gefängnissen gesessen, ehe er 1979 ins Ruhrgebiet kam.

Tayfun Demir Wir waren eine politische Gruppe, und alle waren dabei: Türken, Kurden, Aleviten etc. Nur der politische Islam nicht, und natürlich auch nicht die Faschisten – die Grauen Wölfe! Mit den Linken gab es nur das Problem: Mit den Füßen waren sie in Deutschland, aber mit den Köpfen in der Türkei! Die waren hier noch gar nicht angekommen, und darum war es schwierig für uns, diese Leute zur Mitarbeit zu bewegen. Die haben das erst gar nicht verstanden: Warum sollte man in Deutschland Politik machen? Warum sollte man sich in Deutschland engagieren?!

Ich treffe Tayfun Demir in seinem Haus in der Nähe des Duisburger Bahnhofs. Er setzt mir Selbstgebackenes vor, eine Eigenkreation aus Nüssen und Honig, Sahne und Quark. In seinem gutbürgerlichen Wohnzimmer, umgeben von Bücherregalen, erzählt er mir, wie man ihn damals Ende der 1970er-Jahre mit der Aufgabe betraute, in der Duisburger Stadtbibliothek eine eigene Abteilung für ‚Besondere Benutzergruppen‘ aufzubauen – sprich: für die sogenannte Gastarbeiterliteratur. Darin standen Bücher von Aras Ören, dem Barden des türkischen Berlin, der schon im Jahr 1973 eine Ballade über die Naunynstraße in Kreuzberg schrieb, eine der ältesten von Migration aus der Türkei geprägten Straßen Deutschlands; oder Bücher von Emine Sevgi Özdamar, die 1982 ihr erstes Theaterstück „Karagöz in Alamania“ verfasste – und später, Anfang der 1990er-Jahre, mit dem Erzählband „Mutterzunge“ (1990) und ihrem Istanbul-Berlin-Roman „Das Leben ist eine Karawanserei“ (1992) schließlich mit ihrem idiosynkratischen Sprachmix aus Türkisch und Deutsch den Ingeborg-Bachmann-Preis gewann – und damit den Begriff der Gastarbeiterliteratur, wie er damals

2 Vgl. Heidi Rösch, Von der Migrations- zur postmigrantischen Literatur? Ansätze einer postmigrantischen Lesart, in: Neue Formen des Poetischen, Hg. v. Irene Pieper / Tobias Stark, Frankfurt/M. 2016, S. 239-263.

3 Emine Sevgi Özdamar, Die Brücke vom Goldenen Horn, Köln 1998, passim.

4 Veröffentlicht wurde die Erzählung „Ardımızda Meşeler Yeşersin“ / „Mögen die Eichen nach uns wachsen“ in dem Erzählband „Duisburg Treni“ / „Der Zug nach Duisburg“, Istanbul 1979, S. 176-184.

5 Der türkische Komponist und Sänger Zülfü Livaneli interpretierte einige Gedichte des Lyrikers Bertolt Brecht, u. a. auch das besagte „Gedanken über die Dauer des Exils“.

gebräuchlich war, schon wieder ad absurdum führte.² Emine Sevgi Özdamar war achtzehnjährig als Fabrikarbeiterin nach Berlin gekommen und hatte ein Jahr lang bei Siemens Lampen montiert und im „Wonaym“³ in der Stresemannstraße gewohnt – einem Treibhaus für Geschichten, wie sie nun auch DOMiD aufzuzeichnen begann.

Besonders nah hatte Tayfun Demir aber dem Schriftsteller Fakir Baykurt gestanden, auch der war im Jahr 1979 nach Duisburg gekommen. In der Türkei hatte sich Baykurt eigentlich als Schriftsteller des Dorflebens einen Namen gemacht, nach seiner Ankunft in Deutschland aber dem Alltag türkischer Arbeitsmigrant*innen zugewandt. In seiner Erzählung „Mögen die Eichen nach uns wachsen“⁴ beschreibt er einen alternden türkischen Gastarbeiter, der plötzlich von der Sorge überwältigt wird, sein ganzes Leben in Deutschland könne spurlos an diesem Land vorübergegangen sein. So pflanzt er einen Baum, eine Eiche, um seine tiefe Verwurzelung in Deutschland zum Ausdruck zu bringen. Und in dem türkischen Gastarbeiter, der eine deutsche Eiche pflanzt, mögen die DOMiD-Initiatoren Eryılmaz, Sezer oder Demir eine Inspiration für ihr eigenes Unterfangen gefunden haben. Denn wie den einstigen Gastarbeiter*innen, die längst zu Einwander*innen geworden waren, erging es nun auch den politischen Exilant*innen. Für Aytaç Eryılmaz war Deutschland nicht länger ein Wartesaal: In Almanya spielte die Musik.

Aytaç Eryılmaz Die Diskussion unter uns drehte sich damals immer wieder darum: Kehren Migranten und politische Flüchtlinge in die Türkei zurück, oder bleiben sie hier? Bleiben WIR hier? Die Mauer fiel, das sozialistische System war gescheitert, und viele der links orientierten Arbeitervereine der Gastarbeiterzeit lösten sich auf. Und so mussten auch die politischen Migranten eine neue Standortbestimmung vornehmen. Sie – wir – hingen in der Luft. Da gab es dieses Brecht-Gedicht, „Deine Jacke brauchst Du gar nicht aufzuhängen, du lebst eh auf dem Sprung“ – Livaneli hat das vertont.⁵



E 0242,0020 Wohnheim-Bewohnerinnen. Bad Soden / Taunus, 1967. DOMiD-Archiv, Köln
In vielen Lebenserzählungen von Arbeitsmigrant*innen der ersten Generation wurde das Wohnheim zu einem festen Erinnerungsort. In der Regel waren die Wohnheime Teil des Werksgeländes, meist wurde nach Geschlechtern getrennt.

Ahmet Sezer, der in Münster Sozialwissenschaften studierte, ist heute Integrationsbeauftragter der Stadt Gronau und mit der Aufgabe betraut, heutigen Migrant*innen mithilfe von Integrations- oder Sprachkursen den Weg in die deutsche Gesellschaft zu ebnen. Sezer erinnert sich, Mitte der 1980er-Jahre sei es innerhalb ihrer Gruppe allmählich zu einem Sinneswandel gekommen: Schließlich habe man aufgehört, auf eine imaginäre, wahre Heimat Türkei zu schießen, und stattdessen entschieden, sich zu ‚integrieren‘.

Ahmet Sezer Im Laufe der Zeit hat man festgestellt: Das eigentliche Leben findet hier statt! Und so haben wir angefangen, uns mit den Themen der Migration auseinanderzusetzen. Wir haben dann z. B. die erste Zeitschrift herausgegeben, *Forum*, zweisprachig, zum Thema Integration.

Im Jahre 1973 war in Deutschland der Anwerbestopp für ausländische Arbeitnehmer*innen ausgerufen worden. Doch die türkischen Migrant*innen kehrten nicht in ihre alte Heimat zurück. Stattdessen führte der Familiennachzug zu einem sprunghaften Anstieg der türkeistämmigen Bevölkerung in Deutschland. Viele ließen sich nieder. Statt im anatolischen Dorf Häuser zu bauen, die das ganze Jahr über niemand bewohnte, begann man nun damit, das verdiente Geld in Deutschland zu investieren. Stadtzentren vieler Ruhrgebietsstädte wurden so saniert. Die Einwander*innen sahen die eigene unmittelbare Umgebung allmählich mit anderem Blick, begannen Wuppertal hübsch zu finden, machten Ausflüge ins Bergische Land, ließen sich mit den Kindern in den Hochständen der Jäger fotografieren. Und der Koffer, aus dem man lebte, wurde auf den massiven Kleiderschrank geräumt. Auch die Gründung von DOMiD sei eine solche Geste der Niederlassung gewesen, meint Aytaç Eryılmaz, und zugleich die Entdeckung einer Aufgabe in diesem und für dieses Land.

Aytaç Eryılmaz Ich persönlich wusste Anfang der 1990er-Jahre, dass wir hierbleiben würden. Weil wir uns als Familie so entschieden haben. Ausgehend von unserer eigenen Familiengeschichte habe ich den Blick auf die entstehende Einwanderungsgesellschaft geweitet. Natürlich waren die Menschen, die nach Deutschland kamen, höchst unterschiedlich. Aber eines verband sie, verband uns: Wir alle waren jetzt ein Teil der Geschichte Deutschlands, die es zu bewahren und zu erzählen galt. Deshalb habe ich gemeinsam mit Weggefährten DOMiD gegründet. Bevor DOMiD entstand, fehlte etwas in Deutschland. Da gab es Fotoausstellungen hier und da, zur Geschichte der Gastarbeiter, bei Gewerkschaften, der *Arbeiterwohlfahrt*, aber die waren nicht mehr auffindbar. Die waren alle weg, auf dem Müll gelandet, von der Bildfläche verschwunden. Und da haben wir gesagt: So darf das nicht weitergehen! Wir müssen das an einem zentralen Ort aufbewahren, also ein Archiv gründen, und dort die Erinnerung an die Einwanderer pflegen!

Sieh den Nagel in der Wand, den du eingeschlagen hast:
Wann, glaubst du, wirst du zurückkehren?
Willst du wissen, was du im Innersten glaubst?
Tag um Tag
Arbeitest du an der Befreiung
Sitzend in der Kammer schreibst du.
Willst du wissen, was du von deiner Arbeit hältst?
Sieh den kleinen Kastanienbaum im Eck des Hofes
Zu dem du die Kanne voll Wasser schlepptest!

Bertolt Brecht, Gedanken über die Dauer des Exils

Svendborger Gedichte, in: ders., Gesammelte Werke in 20 Bänden. Band 9, Frankfurt/M. 1967, S. 719 f.

Erste Gehversuche einer ,Geschichtsschreibung von unten‘

Immer wieder spürte ich bei meinen Gesprächen mit den DOMiD-Pionier*innen, wie prägend und identitätsstiftend ihre Erfahrungen als politische Flüchtlinge gewesen waren. Aber auch mit der Geschichte der Gastarbeiter*innen schienen sie von Beginn an eng verflochten: Aytaç Eryılmaz hatte mir erzählt, wie er sich bei seiner Flucht aus der Türkei als Gastarbeiter ausgegeben hatte. Ahmet Sezer war nach Deutschland gekommen, weil seine Schwester bereits als Gastarbeiterin in Deutschland lebte, und Tayfun Demir nahm sich der sogenannten Gastarbeiterliteratur an. Wie aber genau war diese Idee entstanden, in der Ruhrmetropole Essen ein Archiv zu gründen, das sich konsequent eben dieser Geschichte widmen sollte?

Das DOMiD-Archiv hatte Vorläufer, wie *Türkei-Data*, eine Initiative, die bereits seit 1987/88 existierte. Es handelte sich um einen Zusammenschluss von türkischen und deutschen Intellektuellen, Aytaç Eryılmaz hatte *Türkei-Data* zusammen mit der in Istanbul promovierten Diplom-Pädagogin Angela Eberding in Essen gegründet.

Aytaç Eryılmaz Der Initiator von *Türkei-Data* war ich. Da lag der Schwerpunkt aber noch nicht auf dem Thema Migration. Nach dem Putsch waren viele wichtige Wissenschaftler aus der Türkei geflüchtet. Und viele von diesen Leuten kannte ich persönlich. Sie standen alle der türkischen Arbeiterpartei nah. Einige von ihnen habe ich dann hier zu Diskussionsveranstaltungen eingeladen. In mehreren großen deutschen Städten wie in München, Hamburg, Köln, Frankfurt, Berlin oder auch im Ruhrgebiet.

Zunächst hatte die Aufmerksamkeit von *Türkei-Data* der Dokumentation deutsch-türkischer Beziehungen im Allgemeinen gegolten. Mit vollständigem Namen hieß die Formation *Türkei-Data e.V. Dokumentations- und Datenzentrum für wissenschaftliche Forschung über die Türkei e.V. Türkei-Data* lud Referent*innen ein, die zu deutsch-türkischen Beziehungen zur Zeit des deutschen Kaiserreiches und des Osmanischen Reiches referierten oder zu Fragen einer Mitgliedschaft der Türkei in der Europäi-

VA 0718 Das Archivprojekt *Türkei-Data* gehörte zu den Vorläuferorganisationen, aus denen sich im Jahre 1990 DOMiD formierte.



schen Union.¹ In der Satzung, formuliert am 13. Mai 1988, heißt es, der Verein *Türkei-Data* bezwecke „die Förderung der wissenschaftlichen Forschung über die Türkei auf allen Gebieten, insbesondere über ihre Beziehungen zur Europäischen Gemeinschaft. Für diesen Zweck sammelt und klassifiziert er wissenschaftliche Literatur, Dokumente und Daten; knüpft er Kontakte mit Studenten, Wissenschaftlern und Hochschullehrern; nimmt er Beziehungen zu Hochschulen, Instituten, Stiftungen und Forschungseinrichtungen auf; organisiert er Konferenzen, Foren, Seminare und wissenschaftliche Gespräche; veröffentlicht er Bulletins, Bibliographien und wissenschaftliche Arbeiten. Er bezweckt die Förderung des Friedens, der Völkerverständigung und des demokratischen Geistes.“² Um im letzten Passus die Fragestellungen der Gastarbeiter*innen-Migration erst anzudeuten: „Für diesen Zweck unterstützt er jegliche Tätigkeit zur Förderung der sozialen Integration der ausländischen Arbeitsmigranten und ihrer Familien in der Bundesrepublik Deutschland. Er trägt insbesondere zur Förderung der Erziehung, Aus- und Weiterbildung der ausländischen Arbeiter bei.“³

1 Vgl. VA 0524 (27/29).

2 VA 0524 (44).

3 Ebd.

Auch das *Türkei-Archiv* in Berlin gehört zu DOMiDs Vorläuferorganisationen, dessen Gründer*innen sich ebenfalls linken, emanzipatorischen Ideen verpflichtet fühlten. Bereits zu Beginn der 1980er-Jahre wollten auch sie einen Beitrag zum Aufbau eines historischen Gedächtnisses der deutsch-türkischen Beziehungen leisten. Ihre Programmatik beschrieben sie selbst als Doppelstrategie: „Am 12.12.1981 wurde in Berlin das *Türkei-Archiv* gegründet. Ein Zweck dieser Gründung war es, das in der Bun-

desrepublik und in West-Berlin vorhandene Material aus und über die Türkei zu sammeln und öffentlich zugänglich zu machen. Angesichts der damaligen Lage nach dem Militärputsch sollte allerdings auch versucht werden, in der Türkei gefährdetes Archivmaterial sozialer Bewegungen in Sicherheit zu bringen.“⁴ Hier ist es der Gedanke der Sammlung, der bereits vorgedacht wird. „Das zweite Aktionsfeld des *Türkei-Archivs* sollte das Zusammenfassen und Öffentlichmachen vorhandener Privatarchive über die Migration zwischen der Türkei und Westeuropa sein.“⁵ Das große Vorbild des *Türkei-Archivs* in Berlin hinsichtlich seiner Konzeption und Wirkung war das damals in Berlin ansässige *Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika (FDCL)*. Doch gegen Ende 1986 waren die Bemühungen der Initiator*innen eingeschlafen, das *Türkei-Archiv* in Berlin zu verwirklichen. Tayfun Demirs Vorschlag, das Archiv nach Duisburg zu verlagern und dort im Ruhrgebiet einen Neuanfang zu versuchen, wurde deshalb im Mai 1987 aufgegriffen. „Wir hoffen sehr, dass das geplante Dokumentations- und Forschungszentrum für die Migranten aus der Türkei das wird, was das *Türkei-Archiv* nie schaffen konnte“, heißt es in dem Glückwunschs Schreiben des Migrationsforschers Hans-Günter-Kleff an die DOMiD-Gründer*innen.⁶

4 VA 0546 (8).

5 Ebd.

6 Ebd.

Tayfun Demir Seit 1979 war ich bei der Duisburger Stadtbibliothek. Aber in der Zeit fuhr ich immer wieder auch nach Berlin. Dort habe ich Dr. Arif Çağlar kennengelernt, einen Philosophen, der aber auch schon damals programmieren konnte. Und einen Architekten, Cihan Arın, der heute sehr bekannt ist in Berlin. Dann gehörte noch Günter Kleff zu der Gruppe, der das berühmte Buch „Vom Bauern zum Industriearbeiter“ geschrieben hat.⁷ Die hatten seit Anfang der 1980er-Jahre gemeinsam dieses *Türkei-Archiv* entwickelt. Hatten den SPIEGEL und den STERN von Anfang der 1950er- bis Anfang der 1980er-Jahre durchgesehen und alles fotokopiert, was darin über Gastarbeiter geschrieben worden war. Dann wollten sie nicht mehr. Und ich dachte, warum hole ich diese Kisten nicht nach Duisburg, und diese Idee. Diese vier Ordner kamen aus Berlin, das war die erste Überlieferung.

7 Hans-Günter Kleff, Vom Bauern zum Industriearbeiter: Zur kollektiven Lebensgeschichte der Arbeitsmigranten aus der Türkei, Mainz 1985.

In der Hohestraße hatte ich an der Tür ein Schild, *Türkei-Archiv e.V.* Aber dann geriet ich in eine Sackgasse, es ging nicht weiter. Ich hatte die Verantwortung für das Material, und ich wusste nicht wohin damit. Abends habe ich es immer wieder durchgeblättert, das zerfallene Zeitungspapier wieder auf Papier aufgeklebt, und mich gefragt: Was ist das überhaupt wert? Und was sollte man sammeln? Dann kam die Idee auf, diese ganzen verstreuten Zeugnisse zu sammeln, Hochzeitseinladungen, Einladungen zu Beschneidungsfesten oder zum Ersten Mai. Dazu die sogenannte ‚graue Literatur‘⁸, die in diversen Zeitschriften veröffentlicht, aber sonst nirgendwo erfasst wird und verschwindet. So haben wir angefangen: die Drucksachen einfach gelocht und in Ordner gepackt. Heute würde das keiner mehr so machen. Aber das zeigt zumindest das Bewusstsein: Etwas drohte verloren zu gehen. Und wir wollten etwas dagegen unternehmen.

8 Unter ‚grauer Literatur‘ versteht man in der Bibliothekswissenschaft kleine Auflagen verstreuter Schriften, die nicht über das offizielle Verlagswesen veröffentlicht und ohne kommerzielles Interesse im Privatdruck hergestellt werden.

Sie haben etwas dagegen unternommen. Diese ‚ersten Überlieferungen‘ liegen heute im DOMiD-Archiv. Doch es brauchte noch fast zwei Jahre intensiver Diskussion, ehe sich die Vorläuferorganisationen *Türkei-Data* und *Türkei-Archiv* im Jahr 1990 endgültig auflösten und zum Verein *DoMiT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V.* verschmolzen.

VA 0533

**ELBA
RADO**

PRESSE

&

MEDIEN

1992-1996

VA 0521

**ELBA
RADO**

AKTIVITÄTEN

ETKINLIKLER

VA 05

**ELBA
RADO**

AUSLANDE
Land
(GESCHÄFT)

1992-



VA 0521, 0532, 0533, 0537. Lieblingsobjekt Tayfun Demir. DOMiD-Archiv, Köln

Zur frühesten Überlieferung der Vereinsgeschichte von DOMiD gehören Ordner von Anfang der 1990er-Jahre, gefüllt mit Presseartikeln zu diversen Migrationsthemen, dem Briefverkehr mit verschiedenen Unterstützer*innenorganisationen, Rechenschaftsberichten von frühen Ausstellungsaktivitäten sowie Konzeptpapieren u. v. m.

Visionssuche –

Der Weg ist das Ziel. Ist der Weg das Ziel?

Schon seit 1982 hatte der Schriftsteller Sami Özkara in Kooperation mit der *Friedrich-Ebert-Stiftung* und der *Landeszentrale für politische Bildung* in Exertal im Nordosten des Kreises Lippe regelmäßig Wochenendseminare organisiert, bei denen sich Vertreter*innen der türkischen Einwander*innen-Community – unter anderem Mitglieder der *Initiative der Intellektuellen aus der Türkei* oder des *Vereins der Arbeiter aus der Türkei in Essen* – treffen und austauschen konnten. Mehrmals wurde dort auch über das geplante Migrationsarchiv diskutiert.¹ Die Initiator*innen und der gesamte Unterstützer*innenkreis befanden sich in einem Selbstfindungsprozess. Dabei gingen die Ambitionen der avisierten Institution schon damals weit über die Gründung eines Dokumentationszentrums hinaus. Jene unbekannte und unbeachtete Geschichte der türkischen Migration, die man auszugraben gedachte, wollte man in einem zweiten Schritt auch möglichst eindrucksvoll und nachhaltig in die deutsche Öffentlichkeit tragen.

1 Einige Ergebnisse dieser Seminare hat Sami veröffentlicht: Sami Özkara (Hg.): *Türkische Migranten in der Bundesrepublik Deutschland – Federal Almanya'da Türk Göçmenler*, Band I (1988) und Band II (1990), Köln.

Aytaç Eryılmaz Die Vision ist wichtig. Schon ganz am Anfang war das große Ziel ein Museum. Ohne Museum – und die damit verbundene größere Öffentlichkeit – sind Menschen kaum für so eine Idee der Historisierung der eigenen Geschichte zu gewinnen.

Für die konkrete Ausgestaltung, wie ein solches Museum der Migration gedacht und institutionell angegangen werden könnte, zeichnete ein weiterer Gründervater des DOMiD verantwortlich: der Wirtschaftswissenschaftler Orhan Silier, wie Eryılmaz sich erinnert.

Aytaç Eryılmaz Drei Köpfe haben dieses Konzept entwickelt. Tayfun Demir war von Anfang an dabei, ich war dabei, Orhan Silier war dabei. Auch Silier gehörte zu den politischen Flüchtlingen aus der Türkei, nach dem 1980er-Jahre-Putsch war er nach Marburg gekommen. Er war eigentlich der Stichwortgeber dieser Idee, kann man sagen. Silier hat auch dieses erste Konzept geschrieben, hat es schriftlich fixiert. Dann haben wir die ersten Treffen organisiert, um es zu diskutieren.

VA 0568 (8) a Der DOMiD-Gründer Aytaç Eryılmaz (links) mit dem türkischen Publizisten und Verleger Murat Belge bei einer Diskussionsrunde während der Phase der Vereinsgründung. Universität Essen, 1990. DOMiD-Archiv, Köln



Silier skizzierte anlässlich einer Präsentation in Gelsenkirchen am 3. und 4. März 1990 an der Essener Universität eine mögliche Gründungsstrategie zum Aufbau eines solchen Museums. Er entwarf einen Zweijahresplan, und selbst zur Finanzierung stellte er schon Überlegungen an. Das Projekt sei in zwei Jahren zu realisieren, die sich wiederum in vier Phasen unterteilen: Anfang, Vorbereitung, Ausstellungen und Netzwerkaufbau. Am Ende sollte die Übergabe an das Migrationsmuseum stehen.

Orhan Silier lebt heute wieder in der Türkei, ich nehme über *Facebook* Kontakt zu ihm auf. Silier antwortet in Englisch, er habe das Ursprungskonzept in seinem Privat-Archiv gefunden. Leider sei es handschriftlich verfasst, er hänge es mir in digitalisierter Form an. Ich bitte meinen Kollegen Ceyhun Kara, auch dieses Gründungsdokument ins DOMiD-Archiv aufzunehmen und es aus dem Türkischen zu übersetzen.

Als ich mir dieses frühe Strategiepapier genauer ansehe, frappt es mich, dass dieser erste Entwurf bereits auf ein Dokumentationszentrum mit einem festen musealen Ort der Migration abzielt. Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis sich diese Ursprungs-Vision realisieren würde. Silier dachte groß, imaginierte die Gründung eines europaweiten Zentrums. „Die Unterstützung von internationalen Institutionen wie der UNESCO, der EG, der *Europäischen Kommission*, des Gewerkschaftsbundes sowie der staatlichen und lokalen Regierungsmittel verschiedener westeuropäischer Länder wird für die Deckung der Geldmittel von DoMiT entscheidend sein.“² Für das gesamte Projektbudget, im Einzelnen die Personal- und Bürokosten, Miete, Fachliteratur, Post und Presse, Reisekosten und Aufbaukosten der Dauerausstellung veranschlagte der Konzeptschreiber einen Betrag

² VA 0541 (35).

TÜRKİYE'Lİ GÖÇMENLER MÜZESİ VE DOKÜMANTASYON MERKEZİNİ KURMA PROJESİ

Giriş

(Böyle bir Müze ve Merkez'in Gerekliği)

[Müze bölümü eklenerek varolan metin]

I. BÖYLE BİR MÜZE VE MERKEZİN KURULABİLMESİ İÇİN BİR ÖNÇALIŞMANIN GEREKLİLİĞİ

Batı Avrupa'daki Türkiyeli Göçmenlerin dönemi ve bugünü belgeleyecek, sergileyecek ve araştırıcak bir müze ve dokümantasyon merkezi kurulması düşünceyi geniş bir kabul görmüş olmakla birlikte hayli uygun ve profesyonelce bir hazırlığı gerektirmektedir.

PROJEKTDAUER UND IMPLEMENTIERUNGSPHASEN

a- Anfangsphase (Dauer: drei Monate)

I. Informationen über Sortierung und Aufbewahrungssysteme von Experten sammeln

2) Für die Selbstdarstellung des Projektes Broschüren und Info-Dossiers erstellen und diese an Institutionen und Behörden senden

3) Systematisch Informationen über Sammlungspraxis zusammenstellen

b- Die Vorbereitungsphase wird neun Monate dauern. Am Ende wird eine Ausstellung Türkische Migranten in Europa stattfinden.

1) Die Ausstellung sollte in einer kleinen Stadt stattfinden

2) Für die Ausstellung sollten migrationsrelevante Exponate gesammelt, geliehen, gegebenenfalls auch gekauft werden

3) Ein Ausstellungskatalog ist vorzubereiten

4) Eine Liste erstellen über Exponate, die auch in anderen Museen die Migration repräsentieren

5) Die Diskussion zur Oral History beginnen

c- Phase Ausstellungen und Korrespondenz (Netzwerkaufbau)

Dauer: neun Monate

Die Beziehungen, die in verschiedenen Ländern und Städten hergestellt werden, sollten für die Übergangszeit von Wechselausstellungen hin zum Museum genutzt werden.

d- Übergabe-Phase (drei Monate)

In dieser Phase wird die Bestandsaufnahme durchgeführt.

Orhan Silier, 23.07.1990, Trieste

von 755.100 D-Mark. Bei dem Entwurf brachte Silier auch seine Erfahrungen am *Internationalen Institut für Sozialgeschichte* in Amsterdam ein. „Ziel von DoMiT ist es, alle Migrationsprozesse türkischer Einwanderer und ihr Leben im neuen Land detailliert zu dokumentieren. Dazu ist es erforderlich, sämtliches Material, das den Migrationsprozess widerspiegeln und dokumentieren kann, zu bewahren und systematisch zu klassifizieren, einschließlich Druckwerken, Foto, Film, Ton- oder Bildmaterial. Das Sammeln, Speichern, Verwenden des historischen Materials und das Erforschen der Geschichte von Einwanderern erfordern eine Institutionalisierung. Für die Gründung eines Dokumentationszentrums und Museums braucht es sehr viel Zeit. Unabhängig davon, wie gerechtfertigt die Anforderungen an diese Arbeit auch sein mögen, immer wieder wird die Initiative auf eine Mauer der Gleichgültigkeit stoßen.“³

3 VA 0541.

Ahmet Sezer Der Geschichtswissenschaftler Orhan Silier wollte das hochwissenschaftlich angehen. Er schrieb ein Konzept. Im Frühjahr 1990 haben wir uns in Essen getroffen, um unter türkischen Akademikern über seine Ideen zu sprechen. Silier hat seine ambitionierten Vorstellungen in der Runde präsentiert, die benötigte finanzielle Unterstützung bezifferte er schon damals mit einer Million D-Mark. Und dann ging die Diskussion los: Ist das überhaupt realistisch? Ist das überhaupt praktikabel? Unsere Möglichkeiten waren ja sehr bescheiden! Wir hatten noch keine Lobby in dem Sinne, wie andere Einwanderergruppen sie z. B. in den USA oder Australien haben. Die meisten von uns waren politische Flüchtlinge, die nicht finanzkräftig waren, die sich hier selbst noch gar nicht in der gewünschten Weise etabliert hatten. Darum war das unter uns sehr umstritten. Und einige waren der Meinung, wir müssten mit kleinen Schritten anfangen.

Als die Mehrheit des Unterstützer*innenkreises seiner Vision nicht folgen wollte, schied Orhan Silier aus der Initiative aus. Ende 1990 kehrte er in die Türkei zurück, um dort nach zehnjährigem Exil seine Tätigkeit als Wirtschaftswissenschaftler wieder aufzunehmen. Bei DOMiD setzte sich in der Folgezeit die Fraktion derjenigen durch, die eine Politik der kleinen Schritte befürworteten. Das Museum blieb das Ziel aller Bemühungen, dabei stellte man die Vision eines grenzüberschreitenden, europäischen Hauses zurück und fokussierte sich stattdessen auf ein zentrales Migrationsmuseum für Deutschland.⁴

4 Im Migrationsmuseum, das heute in Köln-Kalk entstehen soll, gilt natürlich beides: das Museum im nationalstaatlichen wie im transnationalen bzw. europäischen Kontext zu denken.

Ahmet Sezer Herr Silier war nicht mehr dabei, er war in die Türkei zurückgekehrt. Blieben Tayfun Demir und ich. Tayfun war Mitarbeiter der Duisburger Stadtbibliothek, und ich war damals ABM-Mitarbeiter in Gladbeck, als Sozialarbeiter. Danach schlossen sich uns Herr Sezer, Herr Aytulun, Frau Yıldız, Herr Tüzün und Herr Bayraktar an. Ich meinte damals, wir könnten erst einmal klein anfangen und auf diesem Weg erfolgreich sein. Um dieses große Ziel eines Migrationsmuseums zu erreichen, braucht man einen langen Atem und Durchsetzungsvermögen. Ich war wirklich sehr hartnäckig! Vom Anfang bis zum Ende meiner DOMiD-Geschichte.

Vereinsgründung als Strategie

Die Vertreter*innen der Gründungsjahre waren ebenso pragmatisch wie erfindungsreich, wenn es galt, sich vorzutasten und in der deutschen Gesellschaft Gehör zu verschaffen. Man diskutierte über die Form, die die eigene Organisation annehmen sollte. Während Orhan Silier die Gründung einer Stiftung befürwortet hatte – zu der es eines Stiftungskapitals bedurft hätte, das nicht vorhanden war –, wollte man einfachere, gangbare Wege finden. So fällten die DOMiD-Pionier*innen die Entscheidung, die juristische Form eines Vereins anzustreben und mittels des Vereinswesens ihre Aktivitäten zu entfalten. Es waren gleich mehrere Sitzungen, aus denen endlich die Gründung des Vereins DOMiD hervorging. Am 8. September 1990 wurde zur Gründungsversammlung eingeladen. Die an diesem Tag gewählte Koordinationsgruppe sollte zunächst die offizielle Gründung des Vereins in die Wege leiten.

Ahmet Sezer Wir haben gesagt: Wir versuchen das jetzt! Dazu wollten wir den Verein gründen. Einige sind mit dem Aufbau beauftragt worden. Dazu gehörte auch ich.

Die Koordinationsgruppe – der neben Ahmet Sezer auch Tekin Özbey und Deniz Kavukçuoğlu angehörten – bereitete eine Vereinssatzung vor, die mit der nächsten Sitzung am 8. Dezember 1990 diskutiert und verabschiedet wurde. Diese Versammlung – die eigentliche Gründungssitzung des Vereins – wurde von dem Schriftsteller Deniz Kavukçuoğlu und dem ehemaligen Verleger Aytaç Eryılmaz geleitet, unterschrieben haben das Protokoll die Gründungsmitglieder Ahmet Cumhur Aytulun (Journalist), Dr. Gönül Göhler (Zahnärztin), Selçuk Ceylan (Dipl. Volkswirt) sowie die Sprecherin Lale Çakıroğlu (Journalistin) und der Sprecher Ahmet Sezer (Lehrer).

Ahmet Sezer Viele von denen, die dort waren, waren vereins erfahren, sie hatten sich schon in verschiedenen Vereinen engagiert. Andere Organisationsformen wie Stiftungen z. B., das war noch eine Nummer zu groß für uns.

SATZUNG

errichtet am 8. Dezember 1990

DOKUMENTATIONSZENTRUM UND MUSEUM ÜBER DIE MIGRATION AUS DER TÜRKEI

Mülheimer Straße 84, 4300 Essen 1

§ 1 Name und Sitz

- (1) Der Verein führt den Namen "Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V." und führt den Kurznamen "Dokumentationszentrum".
- (2) Der Verein hat seinen Sitz in Essen.
- (3) Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 2 Zweck

Zweck des Vereins ist die Förderung der Völkerverständigung, insbesondere in den Bereichen Wissenschaft, Forschung, Bildung, Erziehung, Kunst und Kultur.

Dieser Zweck soll erreicht werden durch:

- (1) den Aufbau und die Unterhaltung eines Archivs zu den Themen der Migration,
- (2) eine geeignete Benutzbarmachung dieses Archivs für die Interessierte Öffentlichkeit,
- (3) Veröffentlichung von Archivmaterial bzw. von Forschungsergebnissen aus der Archivarbeit,
- (4) Veranstaltung von Tagungen,
- (5) Veranstaltung von Ausstellung und Filmvorführungen,
- (6) die Koordinierung sowie den Erfahrungs- und Informationsaustausch mit anderen Personen, Gruppen und Institutionen gleicher oder ähnlicher Zielsetzung.

§ 3 Gemeinnützigkeit

- (1) Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts "Steuerbegünstigte Zwecke" der Abgabeordnung.
- (2) Der Verein ist selbstlos tätig. Er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.
- (3) Mittel des Vereins dürfen nur für satzungsmäßige Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder haben bei ihrem Ausscheiden oder bei der Auflösung des Vereins keinen Anspruch auf Rückzahlung der von Ihnen geleisteten Beiträge, noch irgendeinen Anspruch auf das Vermögen des Vereins.
- (4) Keine Person darf durch Ausgaben, die Zwecke des Vereins fremd sind, oder durch verhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden. Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.

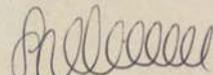
§ 4 Mitgliedschaft

- (1) a) Jede Volljährige Person, die die Ziele und die Satzung von "Dokumentationszentrum" befürwortet, kann Mitglied von Dokumentationszentrum werden.

Es wird hiermit bescheinigt, daß der beantragte Verein
Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V.

~~Die beantragte Veränderung~~ am 15. Mai 1991
im hiesigen Vereinsregister unter VR 3350 eingetragen
worden ist.

Essen, den 15. Mai 1991



(Sichelmann)

Justizangestellte

als Urkundsbeamtin der Geschäftsstelle



VA 0541 (24) Eintrag in das Vereinsregister der Stadt
Essen, 1990. DOMiD-Archiv, Köln

Ausländerverein oder Migrant*innenselbstorganisation?

Ich habe es immer bemerkenswert gefunden, dass die nach Deutschland eingewanderten DOMiD-Gründer*innen ausgerechnet die ‚urdeutsche‘ Versammlungsform des Vereins wählten, um ihre Ziele zu verfolgen. ‚Vereinsmeierei‘, so dachte ich, sei mentalitätsgeschichtlich typisch deutsch. Jetzt, da ich im Zuge meiner Recherchen zur Vereinsgeschichte von DOMiD Genaueres über die Geschichte des Vereinswesens nachlese, stelle ich fest: Ich habe mich geirrt. Zwar ist schon etwas Wahres dran, etwa im Hinblick darauf, wie gern sich die deutschen Auswander*innen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts in den USA in Vereinen organisierten – sodass die amerikanische Öffentlichkeit ihnen vorwarf, eine Parallelgesellschaft zu bilden. Aber auch in der Geschichte der Einwanderung nach Deutschland spielte die Organisationsform von Vereinen eine wichtige Rolle.

Schon die Vereinslandschaft der sogenannten Ruhrpolen am Anfang des 20. Jahrhunderts war stark ausdifferenziert. Unter dem stetigen Zuzug von Arbeiter*innen aus Ostpreußen und Polen waren rund um die Zechenkolonien in Bottrop, Herne oder Bochum regelrechte ‚polnische‘ Viertel entstanden. Bereits im Deutschen Kaiserreich hatten die Vereine der sogenannten Ruhrpolen als Gefahr für die öffentliche Sicherheit gegolten: Die preußischen Behörden fürchteten ein Erstarken polnischen Nationalbewusstseins, und sie unterstellten den Vereinen staatszersetzende und assimilationsverhindernde Effekte. Das geschah zu Unrecht. Manche Vereine förderten zwar die Rückkopplung an das Herkunftsland oder die Herkunftssprache; gleichzeitig aber wurde innerhalb dieser Strukturen auch relevantes Orientierungswissen für die Ankunftsgesellschaft weitergegeben.

Später in den 1960er-Jahren sind es die sogenannten Ausländervereine, die griechischen Häuser und spanischen Zentren, jugoslawischen Fußballvereine oder türkischen Kulturvereine, die zwischen dem Herkunftsland und der Ankunftsgesellschaft eine wichtige Schleusenfunktion übernehmen. Doch noch in den 1990er-Jahren wurden Ausländervereine in integrationspolitischen Diskursen häufig als Problem angesehen, auch DOMiD war deswegen nach § 19 des Vereinsrechts einer verschärften Beobachtung unterworfen: Mit dem Eintrag als gemeinnütziger Verein 1990 ins Vereinsregister der Stadt Essen bestand zukünftig Auskunftspflicht gegenüber dem örtlichen Polizeipräsidium. Waren die frühen Versammlungs-Protokolle des Initiativkreises noch ausschließlich in türkischer Sprache verfasst, mussten sie nun dieser

Rechenschaftspflicht entsprechend auch ins Deutsche übersetzt werden. Zugleich unterstützte die Stadt Essen in den 1990er-Jahren – vermittelt über den Ausländerbeirat – verstärkt auch ausländische Vereine. Sogar eine kleine Broschüre in türkischer Sprache wurde herausgegeben, um die Antragstellung für öffentliche Förderungen zu erleichtern. Will man davon ausgehen, dass es so etwas wie ein Wissen der Migration gibt – und ich gehe davon aus –, dann haben die Vereinsgründer*innen von DOMiD sicher auch von diesem Orientierungswissen profitiert.

Ahmet Sezer *Wir waren alle erfahrene ‚Vereinsmeier‘ - jeder von uns hatte in seiner Biografie schon die Mitgliedschaft in zig Vereinen stehen.*

Die Organisationsform eines Vereins wird nicht nur etymologisch aus der Tätigkeit des *Vereinens* abgeleitet. Der Verein ist also eine freiwillige Vereinigung von Menschen, die ein bestimmtes Interesse teilen. Vereine können weltanschaulich orientiert sein oder sich politische Ziele setzen. So verstanden auch die DOMiD-Gründer*innen ihre Vereinsgründung als einen Akt kollektiver Interessenartikulation in der Ankunfts-gesellschaft: Mit der Vereinsgründung hofften sie, die politische Durchsetzungskraft ihrer Anliegen zu verstärken. Für DOMiD – wie für unzählige andere Migrant*innen-selbstorganisationen – war der Verein natürlich auch eine Mobilisierungsstrategie für die knappen finanziellen Ressourcen. Durch das Erheben von Mitgliedsbeiträgen, das Sammeln von Spenden und später auch das Beantragen öffentlicher Gelder wurden die Vereinsaktivitäten überhaupt erst möglich gemacht.

Ahmet Sezer *Wir hatten ja damals noch nicht mal einen Ort, wo die Vereinsarbeit hätte stattfinden können. Wir hatten in unserer Vereinsgeschichte Zeiten, wo wir das Briefpapier selbst mitbringen mussten, damit wir unsere Briefe verschicken konnten. Über eine Spende von 500 D-Mark gab es mehrere Sitzungen, da war das eine absolut existenzielle Frage. Irgendein Fleischwarenhersteller hat damals angeboten, uns fünf Kilogramm Wurst zu geben – als Spende! Ich glaube, bis zur institutionellen Förderung durch das Land NRW im Jahr 2009 hatten wir immer diese Sorge im Nacken: *Wird es überhaupt weitergehen?!**

Bei dem Gründungskongress am 8. Dezember 1990 an der Uni Essen diskutierte man die weitere Ausrichtung des Vereins. Dabei dachte man durchaus strategisch, wollte ganz gezielt auf das 30. Jubiläum des deutsch-türkischen Anwerbevertrags von 1961 bzw. die 30-jährige Präsenz türkischer Arbeitsmigrant*innen in Deutschland im Jahre 1991 hinarbeiten. Dabei hatte man die Hoffnung, durch das öffentliche Begehen dieses Jahrestages einen Beitrag für die Erinnerungskultur in Deutschland zu leisten und die Geschichte der türkischen Einwander*innen-Community in Deutschland und damit die Lebensleistung einer ganzen Generation von Arbeitsmigrant*innen öffentlich zu würdigen.

Als sein Hauptziel schrieb der frisch gegründete Verein in seiner Vereinsatzung im Dezember 1990 fest, „durch die Dokumentation einer nunmehr 30-jährigen Geschichte der Migration aus der Türkei nach Deutschland [...] der deutschen Öffentlichkeit und nicht zuletzt kommenden Generationen einen umfassenden Einblick in die Bedingungen dieser Wanderung, in die Lebensbedingungen und Entwicklungen zu verschaffen.“¹

1 VA 0541 24.



VA 0568 (13) Stempel aus der Gründungsphase, 1990–1993. DoMiD-Archiv, Köln

Frühe Sammlungspraxis:

Sammlungsprofil – Sammlungsstrategie – Sammlungspolitik

Anfang der 1990er-Jahre blickten Menschen aus der Türkei bereits auf eine 30-jährige Geschichte in Deutschland zurück, aber noch immer fand die Bundesrepublik zu keiner Politik, die der Wirklichkeit Rechnung getragen hätte, dass aus Gastarbeiter*innen längst Einwander*innen geworden waren. Innerhalb dieses migrationspolitischen Diskursfeldes positionierte sich DOMiD bereits Anfang der 1990er-Jahre durchaus auch als politischer Akteur. In den öffentlichen Verlautbarungen seiner Gründer*innen geht es immer auch um eine Politik der Anerkennung – einerseits der Tatsache, dass Migrant*innen einen unverzichtbaren Beitrag zur Modernisierung und Transformation der Gesamtgesellschaft leisteten, andererseits um Anerkennung der Einwanderungs-Wirklichkeit selbst.

Im Kontext seiner politischen Standortbestimmung schärfte der junge Verein seine Zielsetzung und differenzierte sein Sammlungsprofil weiter aus. Neben den relevanten Printerzeugnissen, Fotos oder audiovisuellen Medien, die zu sammeln schon Orhan Silier in seinem Konzept gefordert hatte, suchte man nun im Einzelnen: „Briefe, Schulbücher und -hefte, Handzettel, Ankündigungen, Einladungen für Hochzeiten, Anzeigen, Konzertkarten, Speisekarten, Fastentafeln, interessante Kleidungsstücke, typische Wohngegenstände, Wandteppiche und vieles andere mehr.“¹ Außerdem wurde die Idee wieder aufgegriffen, auch mündliche Überlieferungen in Form von lebensgeschichtlichen Interviews aufzuzeichnen und aufzubewahren.

1 Ebd.

So begannen die Gründerväter und -mütter, alltagskulturelle Objekte aus der Pionierzeit der Gastarbeiter*innen-Ära zusammenzutragen. DOMiDs Archäologie der Gegenwart förderte Fotos aus den 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahren zutage, von Frauen am Fließband mit geblühten Kitteln, meist ohne Kopftuch, oder von muslimischen Männern, die im Kölner Dom beteten. Aber es wurden auch Dinge gesammelt, die diese Menschen umgaben: Wandteppiche, Videos mit Heimatfilmen und hölzerne Wohnheimstühle, in die Namen eingeritzt waren – gerade so, als hätte es sich bei den Wohnheimen um Gefängnisse gehandelt.



SD 0171,0000 Wandteppiche mit bukolischen Idyllen schmückten häufig die sonst spartanisch eingerichteten Wohnheimzimmer der Arbeitsmigrant*innen aus der Türkei. DOMiD-Archiv, Köln



BT 370,3000 a Im Wohnheim der Breuer-Werke, Frankfurt-Höchst, 1965. DOMiD-Archiv, Köln

E 1082,0007 Wohnheim bei Freiburg,
Anfang der 1970er-Jahre. DOMiD-Archiv, Köln



SD 0253,0003 / SD 0253,0001.
DOMiD-Archiv, Köln

In vielen Firmen wurde in Schichten gearbeitet, in manchen der Wohnheime auch in Schichten geschlafen. Manche Stühle wurden namentlich oder mit Spitznamen signiert, um sie für eine Person zu reservieren.

Aytaç Eryılmaz Ich war immer nur unterwegs, bundesweit. Ich habe jemanden entdeckt, oder eine kleine Geschichte, und bin hingefahren, oft auf eigene Kosten. Ich bin auch von meinem Charakter her ein Sammler-Typ. Wenn ich was Besonderes gefunden habe, sagten dann die anderen: „Ah, du hast ein Dinosaurier-Ei gefunden!“

Die Sammlungstätigkeit war eine Detektivarbeit und, in materieller Hinsicht, eine Schatzsuche. Eines der ersten „Dinosaurier-Eier“ oder Highlight-Objekte war der sogenannte *Dschandschat Boy*.



E 0819,0000 Der Concert Boy der Firma Grundig, Ende der 1960er-Jahre.
Lieblingsobjekt Aytaç Eryılmaz, DOMiD-Archiv, Köln



Zunächst existierte das Objekt nur als Gerücht. Da gab es Hinweise, die sich verdichteten. Die befragten Gastarbeiter*innen der ersten Stunde wussten, wovon die Rede ist: „Ach ja, der *Dschandschat Boy!*“ Trotzdem suchte Erylmaz lange vergebens, bis sich das Ding endlich finden ließ: in einem Keller, in einem Schwebezustand zwischen Gebrauch und Entsorgung. Und das Rätsel löste sich: Der *Dschandschat Boy* war eigentlich der *Concert Boy* von Grundig – eines der Geräte, mit denen die Marke marktführend wurde. Und ein wenig von dem Glanz dieses *Made in Germany*, so empfanden es die Gastarbeiter*innen, war auch auf sie gefallen, die diese Geräte am Fließband produzierten und sie am Ende im Tausch gegen ihre Lohntüte auch erwerben konnten. Das hatte zwar seinen Preis – aber dies war zugleich der Preis: die Trophäe. Und so trug man das Ding dann auch nach Hause: um Eindruck zu machen bei der Frau. Oder bei den Verwandten in der Türkei. Beim nächsten Besuch brachte man ihnen solche Geschenke mit. Man beschwichtigte sie, die Kinder, die bei der Großmutter aufwachsen mussten, man bestach sie. Man sonnte sich in der Bewunderung derer, die nie aus dem Dorf herausgekommen waren. Mit dem *Dschandschat Boy* war mit Händen zu greifen: Das ganze Migrationsprojekt hatte sich gelohnt!

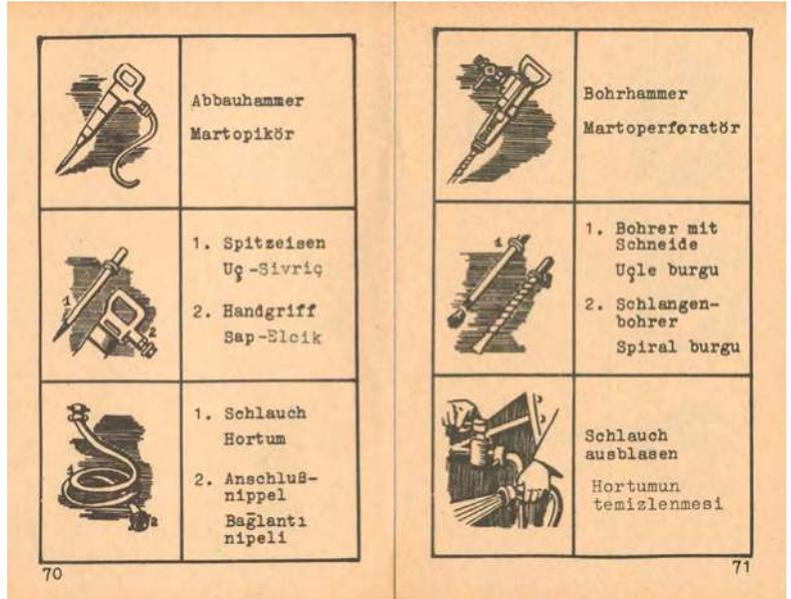
Der ursprüngliche Vereinsname *DoMiT stand noch für Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei*. Doch bereits zur Zeit der Vereinsgründung und der ersten Sammlungsaktivitäten hatten sich die Laien-Historiker*innen Gedanken darüber gemacht, was das eigentlich hieß: „Migration aus der Türkei“. Auch die Minderheiten aus der Türkei sollten bedacht werden, wie Kurd*innen oder Aramäer*innen. Auch von Armenier*innen, die in den Jahren 1915/1916 in der Türkei zum Opfer ethnischer Säuberungen geworden waren, nahm DOMiD Erinnerungsstücke in seine Sammlung auf.

Objekte, mit denen es in den Biografien vieler Migrant*innen eine ganz besondere Bewandnis hatte, wie der erste Koffer, den sie nach Deutschland mitgebracht hatten, das Radio, für das man einen ganzen Monatslohn investiert, oder der Schuhputzerkasten, auf den man einmal seine ganzen Hoffnungen gerichtet hatte: Diese persönlichen Erinnerungsstücke an DOMiD abzugeben, dazu brauchte es Vertrauen.

Aytaç Eryılmaz Migranten ticken anders, sie mögen den direkten Kontakt. Dem anderen in die Augen zu schauen und so Vertrauen aufzubauen. Nur so kann man Überzeugungsarbeit leisten. Das war das Wichtigste. Ich habe auch so argumentiert: Deine Enkel sollen erfahren, was Oma und Opa früher gemacht haben. Und auch diese Gesellschaft, die Deutschen, sollen erfahren: Warum seid ihr gekommen, und wie habt ihr das gemacht?!

Als DOMiD zu sammeln begann, waren die Arbeitsmigrant*innen bereits seit Jahrzehnten in Deutschland, und es war nicht leicht, Artefakte gerade aus der Anfangszeit der Gastarbeiter*innen-Anwerbung zu finden. Zunächst suchten die DOMiD-Mitarbeiter*innen darum in ihrem unmittelbaren Bekanntenkreis nach Pionier*innen, die schon kurz nach dem Abschluss des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens 1961 zur Arbeitsaufnahme nach Deutschland gekommen waren. Besonders Belege für die Gastarbeit im engeren Sinn schienen den Sammler*innen interessant, wie Arbeits- und Aufenthaltserlaubnisse der Zeitzeug*innen, ihre Arbeitsverträge oder Arbeitskleidung.

OS 0050 Bilderwörterbuch für ausländische Bergleute / Resimli Lü-gat Ecnebi madenciler için. DOMiD-Archiv, Köln
 Dieses Wörterbuch in deutscher und türkischer Sprache diente Berg-leuten und Stahlarbeitern im Ruhrgebiet zur Ver-ständigung untereinander. Die Kommunikation war entscheidend für die Arbeitssicherheit in der Schwerindustrie sowie unter ‚Kumpeln‘ unter Tage.



Ahmet Sezer Hauptamtlich war Aytaç Eryılmaz damit befasst. Kurz nach der Vereinsgründung hat uns die Arbeiterwohlfahrt in Essen ein Büro von zwölf Quadratmetern zur Verfügung gestellt. Und wir haben es geschafft, eine ABM-Stelle einrichten zu lassen. So konnte Aytaç sich kümmern. Aber wir haben alle gesammelt: Jeder hat versucht, das in seinem Umfeld zu streuen.





Ahmet Sezer Eines meiner Lieblingsobjekte ist dieser Schuhputzerkasten. Zusammen mit dieser Geschichte eines Menschen, der als Angehöriger einer Minderheit – als Armenier aus Istanbul – nach Berlin kommt, mit der verrückten Idee, da als Schuhputzer zu arbeiten. Und dann hieß es: „Nein, du brauchst eine Genehmigung!“ Es funktionierte also nicht. Aber er ist hartnäckig geblieben. Bis er eine Sondergenehmigung bekommen hat. Von Eberhard Diepken, dem Bürgermeister von Berlin persönlich!

E 1034,0010 Schuhputzerkasten, o. Jahr, Berlin.
Liebingsobjekt Ahmet Sezer. DOMiD-Archiv, Köln
Diesen Schuhputzerkasten brachte ein armenischer Einwanderer aus der Türkei mit nach Berlin, um – nachdem er endlich die nötige Konzession erhalten hatte – in den Einkaufszentren der Metropole sein Schuhputzerhandwerk auszuüben. In der Mitte des goldverzierten Sockels stellten die Kunden ihre Schuhe ab, in den Seitenteilen rechts und links fanden Reinigungsmittel und Schuhcremes ihren Platz.

Kampf gegen das Vergessen

Um den Radius ihrer Sammlungsaktivitäten immer mehr auszuweiten, vernetzte sich die Gruppe, erweiterte ihren Einzugsbereich über Essen hinaus nach Gelsenkirchen oder Duisburg, Dortmund, Oberhausen, Castrop-Rauxel, Herne. Sie nutzte aber auch die bestehenden Netzwerke nach Berlin oder Frankfurt, knüpfte Kontakte in alle großen deutschen Städte, um landesweit – und dann natürlich auch in der Türkei – zu operieren. Anfang der 1990er-Jahre waren manche der ehemaligen Gastarbeiter*innen schon im Rentenalter. Wollte man ihre Lebensgeschichten aufzeichnen, musste es schnell gehen. Die Arbeit von DOMiD war insofern schon damals – und ist es heute umso mehr – ein Wettlauf mit der Zeit.

1 Mit ‚Verbindungsstelle‘ wurde in der Türkei die Anwerbestelle bezeichnet, bei der die Anwärter*innen für eine Arbeitsaufnahme in Deutschland vorstellig wurden.

Ahmet Sezer Wir waren sehr überzeugt: Die Geschichte geht sonst verloren! Z. B. die Objekte und Dokumente von der Verbindungsstelle in Istanbul¹ – die Stelle sollte aufgelöst und die Dokumente vernichtet werden. Nur dank der sehr engagierten Vorgehensweise und dem persönlichen Einsatz solcher Leute wie Aytaç Eryılmaz haben wir einen Teil dieses Materials retten können.



E 755,0001 Fabrikarbeiter / Verpackungsarbeiter. DOMiD-Archiv, Köln
Dieses Schild mit diversen Berufsbezeichnungen hing bis zum Anwerbestopp im Jahre 1973 in der *Türkischen Anstalt für Arbeit* in Istanbul. Aus der Türkei wurden besonders viele Facharbeiter*innen nach Deutschland angeworben. Diese Schilder – zwei von insgesamt 58, die an einem Ständer angebracht werden konnten – zeigen an, welche Berufssparten für die deutsche Industrie je nach Konjunktur von besonderem Interesse waren.

Die Zeitreisenden

Was Recherche- oder Sammlungspraxis, Dokumentations- und Archivwesen betrifft, waren die DOMiD-Leute Autodidakt*innen. Sie lernten, während sie bereits tätig wurden, führten in eigener Regie Befragungen durch und begannen – ausgehend von den Erzählungen, die sie von den Augenzeug*innen der ersten Migrant*innengeneration hörten – sich ein Bild zu machen von deren Arbeits- und Lebensbedingungen in den 1960er- und 1970er-Jahren. Die Forscher*innen hatten weder das professionelle Know-how gelernter Historiker*innen noch die Infrastruktur einer Forschungsinstitution, um systematisch an der Rekonstruktion der Ära der Gastarbeit zu arbeiten. So begannen sie nach eigener Fassung, Informationen zu sammeln, wo immer sie ihrer habhaft werden konnten. Sie konsultierten Fachliteratur zur Ausländerpolitik, zogen Statistiken zu Rate, beschäftigten sich mit den Arbeitsbedingungen in der Automobilindustrie oder den Zechen des Ruhrgebiets. Dabei schöpften sie aus allen möglichen, zum Teil auch disparaten Quellen: Fibeln zur Arbeitssicherheit im Bergbau, Heimordnungen aus Gemeinschaftsunterkünften der *Essener Steinkohlenbergwerke AG*. Mit ihren Erkenntnissen erstellten sie Dossiers, füllten Aktenordner und puzzelten so lange, bis langsam ein zusammenhängendes Bild entstand.

Um Arbeitsmigrant*innen für den leergefegten deutschen Arbeitsmarkt zu bekommen, hatte Deutschland ab 1955 mit verschiedenen Ländern Anwerbeabkommen abgeschlossen, die dem deutschen Staat das Recht einräumten, Arbeitnehmer*innen aus anderen Staaten anzuwerben und in den eigenen Arbeitsmarkt einzuspeisen. Gleich nach der Unterzeichnung der deutsch-türkischen Anwerbevereinbarung am 30. Oktober 1961 war in Istanbul die sogenannte Verbindungsstelle zur Rekrutierung von Arbeitskräften eingerichtet worden. Auf Mohrs Fotos, aufgenommen kurz

BT 0535,0002 Istanbul, 1973. Jean Mohr / DOMiD-Archiv, Köln
Dieser Menschaufmarsch vor der Verbindungsstelle gehört zu der Bildserie, die der Fotograf Jean Mohr Anfang der 1970er-Jahre in der *Deutschen Verbindungsstelle* von Istanbul fotografierte.



vor dem Anwerbestopp von 1973, befindet sich dieser exterritoriale Ort der Arbeitsvermittlung für den deutschen Arbeitsmarkt in einem regelrechten Belagerungszustand. Man hatte die Straßen abgesperrt und gab per Megaphon Anweisungen an die Bewerber*innen. Zumeist waren es Menschen aus dem anatolischen Hinterland, die über Istanbul aus der Türkei drängten, zunächst vor allem alleinstehende Männer zwischen 20 und 40 Jahren, später auch bis zu 40 Prozent Frauen. So groß war der Auswanderungsdruck in der Türkei, dass bis zum Anwerbestopp 1973 nur etwa ein Viertel der Interessent*innen tatsächlich nach Deutschland vermittelt werden konnte. Darum berücksichtigten die Außenstellen der deutschen Arbeitsverwaltung in Istanbul vermehrt Facharbeiter*innen, was in der Türkei wiederum zu einem *Braindrain*-Effekt, also zur Abwanderung einer gut ausgebildeten gesellschaftlichen Gruppe geführt hat.

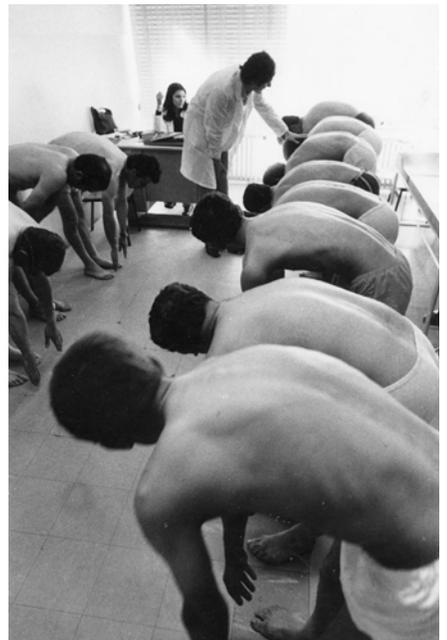
DOMiD wurde auf die Fotografien des Schweizer Dokumentarfotografen Jean Mohr aufmerksam, eines Hauptvertreters der ‚humanitären Fotografie‘. Mohr hatte sehr eindringlich die medizinischen Reihenuntersuchungen in der Verbindungsstelle in Istanbul dokumentiert, die viele der Gastarbeiter*innen als schamverletzend erlebt hatten.

Aytaç Eryılmaz Der Fotograf Jean Mohr hat 1973 in Istanbul diese berühmten Bilder gemacht. Natürlich war das nicht gut, diese reihenweisen medizinischen Tauglichkeitsuntersuchungen. Selektionen, wo die Leute reihenweise nackt vor den deutschen Amtsärzten stehen mussten. Mitte der 1990er-Jahre war ich dann selbst dort in Istanbul. Dieses Objekt, dieses Atemmessgerät habe ich im Depot der türkischen Arbeitsanstalt in Istanbul entdeckt. Ich hatte schon in Deutschland von dem Gerät gehört, von türkischen Bergarbeitern. Die haben erzählt, dass sie bei der Verbindungsstelle in Istanbul pusten mussten, wie in Deutschland bei einer Verkehrskontrolle. Dann habe ich das Gerät tatsächlich dort im Depot gefunden, seit dem Anwerbestopp 1973 war es unentdeckt geblieben.

In DOMiDs Altbestand findet sich auch eine in Buchform gebundene Transportliste der Verbindungsstelle in Istanbul, die Eryılmaz von seinen Recherchereisen mitgebracht hat: 263 maschinenbeschriftete DIN-A4-Seiten, beginnend mit der Nummer 83 am 1. Juli 1962 und endend mit der Nummer 182 am 12. Dezember 1962, mit handschriftlichen Vermerken versehen über die Namen, Wohnorte und Berufe der Angeworbenen sowie die Firma, in der sie arbeiten sollten. „Mal führt die Geschichte zum Objekt, mal das Objekt zur Geschichte“, fasst Aytaç Eryılmaz heute seine Sammelfahrung in einer Formel zusammen.



E 0399,0003 Spirometer. DOMiD-Archiv, Köln
Dieses Messgerät wurde Anfang der 1970er-Jahre bei den Gesundheitsuntersuchungen in der *Deutschen Verbindungsstelle* in Istanbul zur Überprüfung der Lungenfunktion bzw. der Vitalkapazität der Bewerber*innen für den deutschen Arbeitsmarkt verwendet.



BT 0536,0004 Istanbul, 1973. Jean Mohr /
DOMiD-Archiv, Köln
Reihenweise Leibesvisitationen durch deutsche
Amtsärzte waren ein fester Bestandteil des Anwerbever-
fahrens an der Verbindungsstelle Istanbul Anfang der
1970er-Jahre.

1 Der Nachweis dazu lässt sich anhand der Akten des Bundesarchivs in Koblenz führen, s. B 119 / 3078 u. a.

Die erfolgreich Angeworbenen traten vom Istanbuler Bahnhof Sirkeci aus die Bahnreise nach München an. Diese Sammelreisen – von der deutschen Verwaltung noch bis 1972 „Transporte“¹ genannt – sind den meisten der Migrant*innen, mit denen DOMiD Gespräche aufzeichnete, in lebhafter Erinnerung geblieben: Mit teilweise über tausend Personen waren die Sonderzüge meist überfüllt. Die Fahrt dauerte über fünfzig Stunden, viele saßen zwei Tage und Nächte lang auf ihrem Koffer. Junge Reisebegleiterinnen machten Kontrollgänge durch den Zug, um die Reisenden darüber zu belehren, wie der Abort zu benutzen sei.

Die Gastarbeiter*innen aus Südosteuropa – aus Jugoslawien, Griechenland und der Türkei – wurden über die zentrale Weiterleitungsstelle in München zu ihren Destinationen geschickt. Sie alle kamen an dem Gleis für Fernreisende an, am Gleis 11. Die italienischen Gastarbeiter*innen, die bereits seit 1955 nach Deutschland kamen, hatten es *binario della speranza*, Gleis der Hoffnung, genannt.



„Nicht auf die Klobrille hocken“. Bundesarchiv, Koblenz

Die Außenstellen der deutschen Arbeitsverwaltung in den Entsendeländern gaben diverse Benimmbücher für das Leben der Arbeitsmigrant*innen in Deutschland heraus, darunter auch dieser Hinweis zur richtigen Toilettennutzung in türkischer Sprache.

In Sirkeci gaben sie mir einen Vertrag,
Du wirst in Deutschland arbeiten sagten sie
Ein Paket, eine Fahrkarte und los sagten sie
In München gab es Gekochtes vom Schwein

Deutschland, Deutschland

Du findest keine Arbeiter wie die türkischen
Deutschland Deutschland

Du findest keinen Dümmeren als den Türken

Die andern Völker lieben sie nicht.

Die Bulgaren, die Griechen, die Jugoslawen,
die Italiener

Die Türken aber lieben sie sehr.

Metin Türköz, DEUTSCHLAND DEUTSCHLAND

z. n. Martin Greve, Die Musik der imaginären Türkei, Stuttgart 2003, S. 37.

Geschichte im Rückspiegel

1 Jacques Hassoun, *Schmuggelpfade der Erinnerung. Muttersprache, Vaterwort und die Frage der kulturellen Überlieferung*, Frankfurt/M. 2003.

In der Zeit Anfang der 2000er-Jahre, als ich bei DOMiD arbeitete, habe ich auch damit angefangen, in großen Tageszeitungen Bücher zu rezensieren. Eines der ersten Bücher, die ich mir damals vornahm, war „Schmuggelpfade der Erinnerung“ von Jacques Hassoun.¹ Der französische Analytiker versuchte darin zu ergründen, wie Migration lebensgeschichtlich erinnert wird. Und er betonte die Bedeutung kultureller Überlieferung für die eigene Identitätsbildung: Diese Transmissionen seien dort umso wirksamer, wo sie durch das Verlassen des Herkunftsmilieus zu einer ‚prekären‘ Sache würden. Darum hatten jüdische und armenische Diasporagemeinschaften Erinnerungstechniken entwickelt, um sich durch Erzählungen und Rituale im Rahmen der Familien immer weiter ihrer Herkunft zu versichern. Dasselbe galt auch für arabische Migrant*innen in Frankreich oder türkische Gastarbeiter*innen in Deutschland. Es lag auch in ihrem Interesse, Elemente ihrer Herkunftskulturen der Aufnahmegesellschaft hinzuzufügen. Diese Überlieferungen konnten in Essensgewohnheiten liegen, in Träumen und Traumata, in Sprichwörtern oder Lebensmaximen. Allerdings war meist lediglich die Familie der Rahmen, in dem dieses Wissen übermittelt wurde.

Und es war das DOMiD-Archiv, das durch seine Befragungen von Vertreter*innen der ersten Migrant*innen-Generation eine professionelle Erinnerungsarbeit der Migration erst eigentlich veranlasst hat. Und in dieser Rückschau ging vielen Migrant*innen auf, inwiefern diese ‚Grenzüberschreitungen‘ von damals eine Weichenstellung für ihr ganzes Leben gewesen waren. Zugleich legten die Küchentisch-Historiker*innen von DOMiD offen, dass die große Erzählung vom Wirtschaftswunderland Deutschland so nicht stimmte. Die Gastarbeiter*innen hatten einen großen Anteil an der Aufbauarbeit gehabt, die nach dem Zweiten Weltkrieg geleistet worden war. Der Entwurf eines wirtschaftlichen Kraftzentrums, das ausstrahlt und Anziehungskraft auf die Peripherie Europas ausübt, gehörte zu den zentralen Selbstbildern einer sich erfindenden Bundesrepublik. Und tatsächlich waren Migrant*innen aus den Anrainerstaaten des Mittelmeers als Industriearbeiter*innen zum Einsatz gekommen, vorrangig in der metallverarbeitenden Industrie, der Elektrotechnik, der chemischen Industrie, der Textilbranche und in den großen Automobil-



E 0667,0000 Ismail Bahadır bekommt am Gleis 11 des Hauptbahnhofs einen Fernseher überreicht, München 1969. Hans Gregor / DPA



E 0264,0004 Der ‚millionste Gastarbeiter‘ Armando Rodrigues de Sá, Köln Deutz, 1964. Alfred Koch / DOMiD-Archiv, Köln

Konzernen von Ford, VW, Mercedes, BMW, Opel. Die Geschichtsschreiber*innen von DOMiD entwickelten einen eigenen Zugang, so etwas wie einen eigenen Blick auf diese Geschichte. Ihre Strategie, konsequent den Erfahrungshorizont der Migrant*innen selbst in den Fokus ihrer Geschichtserzählung zu rücken, erwies sich als geschichtsträchtig. Während in den deutschen Schulbüchern bestenfalls die Fotos des millionsten Gastarbeiters Armando Rodrigues de Sá auftauchen, der in dieser Erzählung allerdings nicht viel mehr als eine Nummer war, entdecken die DOMiD-Leute unbekanntere Geschichten, abseits vom Scheinwerferlicht.

Der millionste Gastarbeiter erhielt im September 1964 am Bahnhof von Köln-Deutz durch Vertreter*innen der deutschen Wirtschaft ein Mokick der Marke *Zündapp* überreicht. Der ‚große Bahnhof für den millionsten Gastarbeiter war ein medienwirksames Event, das tief in das Bildgedächtnis der Geschichte der Arbeitsmigration einging, letztlich aber der Selbstinszenierung der deutschen Wirtschaft diene.

Ismail Bahadır wurde 1969 als millionster Gastarbeiter aus Südosteuropa begrüßt. Als Geschenk erhielt Bahadır einen Fernseher. Willkommensgeschenke dieser Art waren durchaus von propagandistischer Bedeutung: Sie sollten ausländische Arbeitnehmer*innen zum Zuzug nach Deutschland animieren.

Aytaç Eryılmaz

Damals entdeckte ich, dass es auch einen millionsten türkischen Migranten gegeben hatte: Bahadır. Es gibt ein Foto, wie er am Münchner Hauptbahnhof ankam und einen Fernseher als Geschenk überreicht bekam. Und ich schrieb der DPA, ob es die Möglichkeit gibt, einen Abzug zu bekommen für das Archiv, das wir aufbauen. Innerhalb einer Woche kam das Originalfoto. Das habe ich dann überall herumgezeigt.

EXPRESS

Donnerstag, 4. Februar 1965



„Mohammedaner beten im Dom“, *Express*, 1965. DuMont-Verlag

Mohammedaner beten im Dom

Dompropst: Das ist nicht ungewöhnlich

Ein ungewöhnliches Bild bot sich gestern morgen: Im Kölner Dom boteten auf ausgebreiteten Teppichen Mohammedaner. Die türkischen Gastarbeiter, etwa 400, feierten mit Gebeten und Gesängen das Ende des Ramadan, des Fastenmonats. In den beiden nördlichen Seitenschiffen war ihnen Platz gegeben worden. Die Dompropst: „Das ist durchaus nichts Ungewöhnliches.“ Schon oft sind Kölner Gotteshäuser Mohammedanern überlassen worden. Auch Angehörige der Griechisch-Orthodoxen Kirche hielten Anachten in Kölner Kirchen. Bild: Zabert

Am 3. Februar 1965 versammelten sich Hunderte von muslimischen Gastarbeitern im nördlichen Seitenschiff des Kölner Doms, um sich nach Mekka zu wenden und so den Ramadan zu beenden. Das Gebet war ein religionsgeschichtlich bedeutsames Ereignis, das allerdings wegen Bedenken im Vatikan einmalig blieb.

„Wussten Sie schon, dass das Erzbistum Köln 1965 den Muslimen einen Teil des Kölner Doms für das Ramadan-Gebet zur Verfügung stellte, dass in den ersten Jahren Gewerkschaften und Behörden organisierte Freizeitveranstaltungen für deutsche und türkische Arbeitnehmer anboten und dass die Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) 1962 bei der Bundesregierung durchsetzte, die Begrenzung des Aufenthaltes auf 2 Jahre fallenzulassen, weil sie mit den Arbeitsleistungen der türkischen Arbeitnehmer so zufrieden war?“²

² Aus der Ankündigung eines Vortrags von Aytaç Eryılmaz und Wulf Schade am 23. März 1999 in Düsseldorf. VA 0605.

Im Übrigen waren nicht einfach Arbeitskräfte gekommen, wie es der Schweizer Schriftsteller Max Frisch formuliert hatte, „sondern Menschen“.³ Weshalb sich DOMiD neben der Arbeitswelt verstärkt auch für die Freizeitgestaltung der Migrant*innen, ihre Musik, Sprache und Kultur, zu interessieren begann.

³ Vgl. Max Frisch, *Überfremdung I*, in: *Öffentlichkeit als Partner*. Frankfurt 1967, S. 100.



N 000075,22 Weidengasse, Köln, 1981. Guenay Ulutuncok / DOMiD-Archiv, Köln

In der Weidengasse hinter dem Kölner Hauptbahnhof manifestierte sich migrantische Alltagskultur schon in den 1950er- und 1960er-Jahren: im Straßenbild, durch Restaurants mit ‚offenen Töpfen‘ oder durch Musikläden, die Tonträger mit der unter den Arbeitsmigrant*innen so beliebten ‚Arabesken‘-Musik verkauften.



SD 0026,0000 Yüksel Özkasap, dreidimensionales Werbeplakat der Schallplattenfirma Türküola, Köln 1960er-Jahre. DOMiD-Archiv, Köln

Yüksel Özkasap kam als Fabrikarbeiterin nach Velbert und arbeitete in der Schlüsselfabrik *Stanay*. Mitte der 1960er-Jahre wurde sie als Sängerin berühmt. Die ‚Nachtigall von Köln‘ verkaufte Millionen Tonträger in Deutschland und in der Türkei. Ihr Plattenlabel *Türküola* hatte seinen Sitz in der Kölner Weidengasse.



KR 0419 Autogrammkarte Metin Türköz, Köln 1960er-Jahre. DOMiD-Archiv, Köln

Metin Türköz, ein gelernter Ingenieur, kam 1962 von Kayseri über die Verbindungsstelle Istanbul nach Köln. Türköz führte eine Art Doppelleben: Während er beim Fahrzeugproduzenten *Ford* in Köln-Niehl in der Fließbandproduktion arbeitete, begann er nach Feierabend eine steile Musikerkarriere. Immer wieder nehmen seine satirischen Lieder auch Lebensgewohnheiten der Deutschen aufs Korn.

Sich einen Namen machen

DOMiD arbeitete in den ersten Jahren nach der Vereinsgründung intensiv an der Erweiterung der Sammlung. Das Archiv übernahm erste Nachlässe von privaten Leihgeber*innen oder Fotoserien, wie zum Beispiel die Fotoausstellung *Die verlorene Generation* des Fotografen Mehmet Ünal. DOMiD suchte Beziehungen zu verschiedensten Institutionen zu knüpfen, wie zur *Ruhr Kohle AG*, die eine lange Geschichte mit ausländischen Arbeitnehmer*innen hatte und in deren Firmenarchiven möglicherweise weiterführendes Material zu entdecken war. Die Gruppe entwickelte ihre eigene Methode zur systematischen Erfassung und Archivierung ihres Materials. Dem ersten Mitarbeiter Wulf Schade wurde das Archivieren des Sammlungsbestandes sowie das Führen der Korrespondenz übertragen. Noch war DOMiD weitgehend unsichtbar, ohne Einfluss oder nennenswerte Lobby. Darum startete die Gruppe eine regelrechte Kampagne. Sie druckte Handzettel, verschickte Hunderte von Briefen mit dem Aufruf, die Initiative in ihrem Sammlungsbegehren, aber auch als entstehende Institution zu unterstützen. DOMiD gab einen Newsletter heraus. Um dann im Februar 1991 mit einer Presseerklärung auch an die Öffentlichkeit zu treten – und DOMiD damit gewissermaßen offiziell in die Welt zu setzen.

Man bemühte sich um die Professionalisierung der eigenen Öffentlichkeitsarbeit, suchte Medienpartnerschaften einzugehen, wenn auch noch in recht rudimentärer Form. Im Mai 1991 nahm DOMiD Kontakt zu *Köln Radyosu* auf, dem türkischsprachigen Radioprogramm des *Westdeutschen Rundfunks*, sowie zu den türkischen Tageszeitungen *Hürriyet* und *Milliyet*, um in der türkischen und zunehmend auch in der deutschen Medienlandschaft präsent zu sein.

Um sich in der Wissenschaftslandschaft zu positionieren und den Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit zu genügen, klopfte DOMiD beim *Zentrum für Türkeistudien* in Essen an, das als wissenschaftliches Kompetenzzentrum bereits gut etabliert war und in der deutschen Öffentlichkeit als ein wichtiger Ansprechpartner für Türkei-Fragen galt. DOMiD berief einen wissenschaftlichen Beirat, der sich erst aus türkischen Wissenschaftler*innen und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zusammensetzte, wie dem

Wirtschaftswissenschaftler Faruk Şen, der seit 1990 dem Essener *Zentrum für Türkei Studien* als Direktor vorstand, oder dem Journalisten Osman Okkan, der bei *Köln Radyosu* arbeitete, Filmdokumentationen für den WDR drehte und auch das *Kulturforum Türkei Deutschland* gegründet hat. Einige Jahre später wurde DOMiDs Fachbeirat dann paritätisch aus türkischen und deutschen Forscher*innen gebildet.

Ahmet Sezer Wir mussten viel lernen. Aber wir hatten nicht den Anspruch: Wir lernen das alles, diese Fachkenntnisse, die ein Archivar hat, die ein Historiker hat. Wir wussten, es gibt Leute, die das können, die müssen wir einkaufen. Uns fehlte einfach das fachliche Renommee. Darum haben wir auch einen wissenschaftlichen Beirat gebildet. Dazu gehörten der Migrationsforscher Klaus Bade, die Erziehungswissenschaftlerin Ursula Boos-Nünning oder der Soziologe Claus Leggewie, die sich alle die Idee eines Migrationsmuseums auf die Fahnen geschrieben hatten. Die Namen dieser anerkannten Forschungspersönlichkeiten auf unseren Briefbögen zu haben – das war eine wichtige Referenz.

Es war die *Arbeiterwohlfahrt* in Essen, die dem kleinen Verein zuerst Räumlichkeiten zur Verfügung stellte. Doch bei der emsigen Sammeltätigkeit stapelte sich bald das Archivmaterial, die Räume wurden zu klein, auch die Dokumentationstechnik war bereits wieder veraltet. Wie konnte man sich weiterentwickeln, wie Mittel für die tägliche Arbeit generieren? Notgedrungen wandte sich DOMiD zunächst an Annette Jäger, Essens Oberbürgermeisterin von 1989 bis 1999. Doch von den beantragten 60.000 D-Mark wurden nur 7.500 D-Mark bewilligt. Das genügte kaum zur Existenzsicherung, und erst recht nicht für die ambitionierten Pläne des kleinen Vereins, DOMiD zur Forschungsinstitution auszubauen. Die Existenz des gesamten Unternehmens schien damit gefährdet. Der persönlich gefärbte Sprachduktus von DOMiDs Antwortschreiben an die Stadt Essen, man sei „sehr enttäuscht“¹, führte auf deutscher Behördenseite wiederum zu Befremden. So suchte DOMiD auf Landesebene Unterstützung. Am 28. Juni 1993 schreibt der SPD-Landtagsabgeordnete Gerd-Peter Wolf, der seinen Wahlbezirk in Essen hat, an Hans-Gerd Dohle, den Leiter des Essener Arbeitsamtes: „Gestern erhielt ich den in Kopie beigefügten Brief des Dokumentationszentrums und Museums über die Migration aus der Türkei e.V. Dieser Brief ist ein Hilferuf.“² Doch trotz der Parteinahme des SPD-Abgeordneten: Einstweilen verhallte dieser Hilferuf in der Essener Stadtver-

1 VA 0559 (28).

2 VA 0560 (17).

waltung. Doch DOMiD ließ sich durch Absagen nicht entmutigen. Ging eine Tür zu, würde vielleicht eine andere aufgehen – dies war die Hoffnung. Als Nächstes traten die Verantwortlichen an Cornelia Schmalz-Jacobsen heran, die *Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer* der Jahre 1991 bis 1998, die sich allerdings aufgrund ihres geringen Etats auch nicht in der Lage sah, DOMiD zu helfen.³ Am Ende beschied die nordrhein-westfälische Landesregierung, obschon eine institutionelle Förderung einstweilen nicht möglich sei, käme doch zumindest eine projektbezogene Einzelförderung in Frage. Im Wortlaut von Franz Müntefering, dem damaligen NRW-Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales am 9. Juni 1993: „Die fremdenfeindlichen Entwicklungen der letzten Monate und Jahre zeigen, wie wichtig die Förderung solcher Einrichtungen ist.“⁴

3 VA 0559 (16).

4 VA 559 (18).

DOMiD im Umfeld der Ausländerpolitik

Müntefering nahm Bezug auf die Serie rassistischer Mordanschläge in Mölln, Rostock und Solingen am Anfang der 1990er-Jahre. Ihre Folgen sollten auch für DOMiD weitreichend sein. Von Beginn an war das Archivprojekt ein (erinnerungs-)politisches Projekt gewesen. Aber nicht nur die Ereignisse in der Türkei unter der Militärdiktatur der 1980er-Jahre motivierten die DOMiD-Vertreter*innen zu ihrer Arbeit. Nun, da sie entschieden hatten, in Deutschland zu bleiben, betraf sie als ehemals selbst aus der Türkei Geflohene die Flüchtlings- und Ausländerpolitik der Bundesrepublik ganz unmittelbar.

„Politisch Verfolgte genießen Asylrecht“, hatte der Parlamentarische Rat im Winter 1948/49 so knapp wie umfassend formuliert. Aus eigenen Flüchtlings- und Exilerfahrungen zur Zeit des Nationalsozialismus wurde – einmalig im internationalen Vergleich – für Deutschland ein Rechtsanspruch von Geflüchteten auf Asyl abgeleitet. Nach dem Willen der Mütter und Väter des Grundgesetzes sollte Deutschland ein Land sein, in dem Geflüchtete Zuflucht fänden, und keines, aus dem Menschen fliehen. In der unmittelbaren Nachkriegszeit nahm Deutschland Millionen Kriegsvertriebene auf. Auch nach dem Ungarnaufstand von 1956 oder der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 fanden Menschen in Deutschland Zuflucht. In den 1970er-Jahren flohen vermehrt auch Menschen aus aller Welt nach Ost- und Westdeutschland, wie die Tamilen aus dem bürgerkriegsgeplagten Sri Lanka oder Vietnamesen, die als sogenannte Boatpeople am Ende des Vietnamkriegs 1975 über das Südchinesische Meer flohen, von wo aus sie, durch das Flüchtlingschiff Cap Anamur gerettet, als ‚Kontingentflüchtlinge‘ in der Bundesrepublik Deutschland Aufnahme fanden.¹ Allerdings schwand die Akzeptanz in der deutschen Gesellschaft zunehmend, als die Zahl der Asylsuchenden zunahm, von 9.627 im Jahr 1975 auf 107.818 im Jahr 1980. Das politische Klima verschärfte sich in den 1980er-Jahren. Deutsche Stammtische erhitzen sich schon damals in Diskussionen über angeblichen ‚Asyltourismus‘ oder ‚Asylbetrug‘, und auch Wahlkämpfe wurden über die sogenannte ‚Asylfrage‘ geführt. So bildete sich bald ein eklatanter Widerspruch zwischen einem großzügigen Asylrecht und einer immer strikteren Asylpraxis heraus. Statt ein modernes Einwanderungsrecht

¹ Der Nachlass von Rupert Neudeck, dem Begründer der Flüchtlingshilfe Cap Anamur, liegt heute ebenfalls im DOMiD-Archiv (s. u.).



E 943,0007 Abreisevorbereitungen von Türkei-Rückkehrern, Duisburg-Hüttenheim, 1984. Manfred Vollmer / Fotoarchiv Ruhr Museum

Der Ford Transit gilt als prototypisches Gefährt, mit dem Gastarbeiter*innen ihre Urlaubsreisen wie auch ihre Heimreise in die Türkei antraten.

2 Patrice G. Poutros,
Umkämpftes Asyl. Vom
Nachkriegsdeutschland
bis in die Gegenwart.
Berlin 2019, S. 97 ff.

auf die politische Agenda zu setzen, das auch Einwanderungschancen geboten und Einwanderung geregelt hätte, verwickelte sich das deutsche Asylrecht zunehmend in Widersprüche: Nach der Asylreform der 1980er-Jahre wurden selbst Krieg und Folter nicht mehr als Gründe zur Gewährung von Asyl akzeptiert.²

Vor allem die christlich-liberale Regierung unter Helmut Kohl zeigte ihre Bereitschaft, auf eine verstärkt ausländerkritische Haltung in der Bevölkerung zu reagieren. Sie machte die unverzügliche und massive Verminderung der Zahl von Ausländer*innen in der Bundesrepublik zum Gegenstand ihres ‚Dringlichkeitsprogramms‘. Grundlegend für das damals aufgelegte Programm war die Feststellung, Deutschland sei *kein* Einwanderungsland. Während die Asylgesetzgebung der 1980er-Jahre Abschiebungen zu erleichtern suchte, sollten für die ehemaligen Gastarbeiter*innen positive Anreize geschaffen werden, in ihre (alte) Heimat zurückzukehren. Am 29. November 1983 trat das „Gesetz zur Förderung der Rückkehrbereitschaft“ in Kraft. Vorgesehen wurden Rückkehrberatungen und -hilfen wie die Erstattung der Fahrtkosten sowie des Arbeitnehmeranteils zur gesetzlichen Rentenversicherung – im Sinne einer einmaligen Entschädigungszahlung. Etwa 140.000 Menschen nahmen das Angebot der Bundesregierung in Anspruch, 120.000 von ihnen waren Arbeiter*innen aus der Türkei. Mit dem „Rückkehrhilfegesetz“ fand der groß angelegte Versuch statt, die ehemaligen Gastarbeiter*innen aus Deutschland hinauszukomplimentieren – was diese selbst durchaus als eine Form der Ausweisung empfanden. Allerdings schlug dieser Coup in der Ausländerstatistik kaum zu Buche, und für diejenigen, die die Rückkehrhilfe und damit den ‚günstigsten‘ Zeitpunkt zur Rückkehr hatten verstreichen lassen, verstetigte sich ihr Aufenthalt.

Während das Dringlichkeitsprogramm der Kohl-Regierung auf der Überzeugung fußte, Deutschland sei eben kein Einwanderungsland, begannen andere politische Kräfte Deutschland allmählich als Einwanderungsland zu begreifen. Bereits die Vorgängerregierung unter Helmut Schmidt hatte hier 1979 mit der Einrichtung der Stelle eines *Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen* und ihrer prominenten Besetzung durch den ehemaligen nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Heinz Kühn ein bedeutsames Zeichen gesetzt. Kühn forderte als erster politischer Entscheidungsträger öffentlich, die faktische Einwanderungssituation in Deutschland anzuerkennen und eine konsequente Integrationspolitik zu verfolgen. Er bemühte sich besonders um die Integration der ‚ausländi-



E 943,0008 Wenige Stunden vor der Abreise in die Türkei, Duisburg-Hüttenheim, 1984. Manfred Vollmer / Fotoarchiv Ruhr Museum

Diese Aufnahme entstand im Rahmen des Programms zur „Rückkehrförderung“, so der offizielle Sprachgebrauch der Bundesregierung unter Helmut Kohl 1983. Der Aufenthaltsstatus von Migrant*innen in Deutschland blieb damit prekär: Sollten sie gehen, wollten sie bleiben? Obwohl sich viele Arbeitsmigrant*innen aus der Türkei in Deutschland niedergelassen haben, sind die meisten von ihnen in die Türkei zurückgekehrt. Ihre Wohnungen im Ruhrgebiet haben sie dafür geräumt – wie es in dieser durch den Fotografen Manfred Vollmer festgehaltenen Szene zu sehen ist.

schen³ Jugendlichen, von denen damals drei Viertel nicht einmal einen Hauptschulabschluss besaßen. Kühn forderte ein grundsätzliches Optionsrecht auf Einbürgerung für diejenigen Jugendlichen, die in der Bundesrepublik geboren waren. Kühns weitreichende, zukunftsweisende Vorschläge stießen auf viel Zustimmung, aber auf noch mehr Ablehnung. Noch für weitere zwanzig Jahre wird sich die deutsche Ausländerpolitik wesentlich durch Realitätsverweigerung auszeichnen. So jedenfalls erscheint es in dem Protokoll der DOMiD-Mitgliederversammlung vom 2. Mai 1992: „Obwohl sich die Bundesrepublik Deutschland bis heute weigert, sich als Einwanderungsland zu begreifen, haben die Migranten einen erheblichen Teil zu den Strukturveränderungen dieser Gesellschaft beigetragen. Dies bedeutet, dass die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland sich zu einer multikulturellen Gesellschaft entwickelt hat. Konkret bedeutet dies, dass eine Vielzahl von Menschen unterschiedlicher Nationalitäten, aus unterschiedlichen Kulturkreisen, mit unterschiedlichen Sprachen und Religionen in einer, eben in unserer Gesellschaft leben. Aufgrund dieser Tatsache muss die Bundesrepublik Deutschland diesen Menschen die demokratischen Grundrechte einräumen, die auch Pflege und Wahrung ihrer eigenen Geschichte und Kultur einschließen. [...] Deutschland *ist* für diese Menschen ein Einwanderungsland geworden. Und die Politik muss nun endlich diesem Tatbestand Rechnung tragen und diesen Menschen Dauerrechte zuerkennen. Aber auch die Migranten selbst müssen sich klarer zu dieser Gesellschaft bekennen, die ihr Lebensmittelpunkt geworden ist.“³ Die meisten türkischen Arbeitsmigrant*innen sind Mitte der 1980er-Jahre in einer paradoxen Situation: In einem angeblichen ‚Nicht-einwanderungsland‘ waren sie doch Einwander*innen.⁴ Umso bitterer war ihre Enttäuschung, als es Anfang der 1990er-Jahre in den Städten Hoyerswerda, Solingen, Mölln, Rostock und anderswo zu einer mörderischen Anschlagsserie gegen angebliche ‚Ausländer‘ kam.

3 Protokoll der ersten ordentlichen Mitgliederversammlung am 2. Mai 1992 in der Universitätsstraße 1 in Essen. VA 0541 (12).

4 A .a. O., S. 93.

Das Trauma von Solingen



E 0936,0016 Durmuş Genç mit seinen Töchtern Fadime und Hatice in Solingen, Anfang der 1980er-Jahre. Privatbesitz Genç / DOMiD-Archiv, Köln

Auch die Geschichte der Familie Genç begann als eine ganz normale ‚Gastarbeitergeschichte‘. 1970 war Durmuş Genç nach Deutschland gekommen, hatte das Schicksal unzähliger anderer seiner Generation geteilt, im Wohnheim gelebt und im Akkord gearbeitet. Drei Jahre später folgte ihm seine Frau Mevlüde, vier ihrer Kinder blieben zunächst in der Türkei, in Solingen wurden dem Paar drei weitere Kinder geboren.

In der Nacht zum 29. Mai 1993 gossen vier junge Männer aus der rechtsextremen Skinhead-Szene Benzin in den Windfang eines Hauses in der Unteren Wernerstraße und zündeten es an. Im Haus der Familie Genç schliefen zu dem Zeitpunkt 19 Menschen: Hülya Genç, 9, Gülüstan Öztürk, 12, und Hatice Genç, 18, kamen in dieser Nacht in den Flammen ums Leben. Gürsün İnce, 27, und Saime Genç, 4, erlagen ihren Verletzungen nach einem Sprung aus dem Fenster. Fünf Familienmitglieder waren in den Flammen umgekommen, und auch die Überlebenden litten weiter an den körperlichen und seelischen Wunden, die jene Nacht gerissen hatte. Statt den Hass mit Gegenhass zu beantworten und die Deutschen kollektiv der Schuld am Tod ihrer Familienangehörigen zu bezichtigen, appellierte Mevlüde Genç auf der Beerdigung am 3. Juni 1993 an die tiefe Verbindung, die Türken und Deutsche miteinander eingegangen waren: „Hatten meine Kinder Süßigkeiten, mahnte ich sie, sie mit ihren deutschen Freunden zu teilen. Denn wie die Finger einer Hand nicht alle gleich sind, so sind nicht alle Menschen eines Volkes gleich gut oder gleich schlecht. Der Tod meiner Kinder soll uns dafür öffnen, Freunde zu sein.“¹

¹ Z. n. der Webseite *Route der Migration*, die DOMiD im Jahre 2006 im Auftrag des damaligen Integrationsbeauftragten des Landes NRW aufgebaut hat.

Auf der Beerdigung – und auch in ihrem zivilgesellschaftlichen Engagement in den Folgejahren, in dem sie immer wieder zur Versöhnung aufrief – zeigte sich Mevlüde Genç als äußerst charakterstarke Persönlichkeit. Ihre Haltung war und ist umso bemerkenswerter, wenn man das Schicksal ihres Sohnes betrachtet. Bekir Genç überlebte schwer verwundet und traumatisiert. In 127 Prozesstagen, in denen der Fall vor Gericht verhandelt wurde, musste er den Mördern gegenüber sitzen. Nicht nur für die Familie Genç bedeutete dieses Ereignis einen Riss, ein tiefes Trauma; für viele Familien migrantischer Herkunft waren die rassistisch motivierten Morde Anfang der 1990er-Jahre ein tiefer Einschnitt, und, was Deutschland betraf: ein Vertrauensbruch. Aytaç Eryılmaz hatte nach dem Mordanschlag von Solingen die Hoffnung, spätestens jetzt müssten die Gastarbeiter*innen ihre Rechte einklagen, ihren Anspruch darauf erheben, als Einwander*innen ein integraler Bestandteil der deutschen Gesellschaft zu sein. Doch ganz so war es nicht.

Aytaç Eryılmaz Die Anschläge in Mölln und Solingen 1993 – das war natürlich ein Schock für uns alle. Alle türkischen Migranten, mit denen ich damals gesprochen habe, meinten dann: „Nein Aytaç, wir wollen DOMiD nicht unterstützen. Wozu? Die Deutschen wollen uns nicht hier haben. Nächstes Jahr kehren wir eh zurück.“ – Sie wollten also unsichtbar bleiben.

In den Tagen nach dem Brandanschlag formierten sich in Solingen Proteste. Die Demonstrant*innen skandierten „Gestern die Juden, heute die Türken“, und schwankten in ihren Gefühlen dabei zwischen Entsetzen und Ohnmacht, Wut und Angst.



Bundespräsident Johannes Rau verlässt den Ort des Mordanschlags auf die Familie Genç. Untere Wernerstraße, Solingen, 30. Mai 1993. René Tillmann

Ali Kemal Gün *Eigentlich habe ich in der Straßenbahn immer gelesen. Dann habe ich gemerkt: Ich konzentriere mich nicht mehr auf mein Buch oder die Zeitung, sondern ich schaue, wer kommt in die Straßenbahn rein, wer geht raus? – Also, ich hatte richtig Angst! Es ging ja nicht mehr nur um bestimmte Einwanderergruppen. Es konnte jeden treffen. Es ist denen passiert, also konnte es auch mir passieren. Ein Lehrer hat mir damals erzählt, er hätte danach ein Seil gekauft und Knoten reingemacht, damit sie sich abseilen können, wenn ihr Haus in Brand gesteckt wird.*

Auch für Ali Kemal Gün, DOMiD-Vorstand seit 2012, war Solingen ein Schlüsselereignis. Der Psychotherapeut wurde damals mit der Betreuung der Familie Genç betraut.

Ali Kemal Gün *In der Nacht des Brandanschlags wurde ich um Mitternacht angerufen, ob ich da mitarbeiten kann. Mein Teil war die Betreuung von Bekir – zehn Jahre lang habe ich ihn als Psychotherapeut behandelt, bin mit ihm und seiner Familie durch dick und dünn gegangen.*

Die Täter von Solingen wurden wegen fünffachen Mordes und vierzehnfachen Mordversuchs zu Haftstrafen zwischen zehn und fünfzehn Jahren verurteilt.

Durch einen verrückten Zufall waren meine Eltern mit den Eltern von Felix, dem jüngsten der Täter, befreundet. Hatten sie Anfang der 1990er-Jahre zufällig in Griechenland am Strand kennengelernt. Der Vater war praktischer Arzt, auch Felix war dabei. Als die Familie im nächsten Jahr wieder Urlaub in Griechenland machte, hatten sie Solinger Besteck für meine griechische Großmutter mitgebracht. Nach der Beteiligung ihres Sohnes an dem Mordanschlag zogen sich die Leute allerdings wieder von meinen Eltern zurück. Und vielleicht war das auch besser so. Ich erinnere mich, wie mein Vater nach Solingen immer wieder diesen faulen Witz machte: In Deutschland würden demnächst Konzentrationslager für Gastarbeiter errichtet.

Angesichts der rassistischen Morde in Halle (2019) und Hanau (2020) mögen die Worte des damals amtierenden Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, die er auf der zentralen Trauerfeier am 3. Juni 1993 in Solingen sagte, wie ein Déjà-vu erscheinen: „Die Morde von Mölln und Solingen sind nicht unzusammenhängende, vereinzelte Untaten. Sondern sie

entstammen einem rechtsextremistisch erzeugten Klima. Auch Einzeltäter kommen hier nicht aus dem Nichts. Rechtsextreme Gewalt ist politisch motiviert.² Wie heute, war auch damals das politische und gesellschaftliche Klima in der Bundesrepublik nicht unschuldig an den Vorfällen. Als die Mörder das schwerste rassistische Verbrechen der Nachkriegszeit begingen, fühlten sie sich von Volkes Stimme getragen.

Bundeskanzler Helmut Kohl kam nicht nach Solingen, um der Familie zu kondolieren. Er habe wichtigere Termine und wolle auch keinen ‚Beileidstourismus‘ betreiben, so wurde er später oft zitiert. Stattdessen sandte Kohl dem türkischen Staatspräsidenten ein Beileidstelegramm und seinen Außenminister Klaus Kinkel zur Trauerfeier nach Solingen – eine symbolische Geste, die kaum etwas anderes bedeuten konnte, als dass Helmut Kohl für sein Empfinden *nicht* der Kanzler auch dieser türkischen Arbeitsmigrant*innen war. Andere Teile der deutschen Öffentlichkeit zeigten echtes Interesse am Schicksal jener Solinger Bürger*innen, die zur Zielscheibe des Hasses gegen angeblich Fremde geworden waren. Es gibt ein berühmtes Foto, worauf der damalige Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Johannes Rau, zu sehen ist, wie er die Brandruine in der Unteren Wernerstraße verlässt. Ganz allein, ohne Chauffeur und Sicherheitsbeamte, wie sich Anton Rütten, damals Referatsleiter im nordrhein-westfälischen Ministerium für Arbeit und Soziales, erinnert.

Anton Rütten Johannes Rau war wirklich geschockt von dem, was passiert war. Hat die ersten Tage danach sogar überlegt, ob er hinschmeißen soll. Das hat seine engere Umgebung später bestätigt.³ Sein Bild der Bundesrepublik lag in Trümmern. Er war ja selbst Wuppertaler. Und als er diesen Schock einigermaßen überwunden hatte und wieder ins Handeln kam, hat er gesagt: Wir müssen jetzt eine Politik begründen, die nicht mehr unterscheidet zwischen verschiedenen Herkünften.

3 Vgl. dazu auch Johannes Rau im Gespräch mit dem SPIEGEL, erschienen in DER SPIEGEL vom 25.04.1994.

In Anlehnung an den in den Niederlanden gebräuchlichen Begriff des ‚Inburgering‘ wollte Ministerpräsident Johannes Rau die ehemaligen Gastarbeiter*innen zu Einwander*innen und Staatsbürger*innen machen. In seiner Regierungserklärung vom 25. Juni 1993 forderte er dazu auf: „[...] eine Gesellschaft, in der die Menschen ohne Angst verschieden sein können – ich glaube, das ist die große Herausforderung. Wir müssen Schluss machen mit der Lebenslüge, wir hätten es nicht mit Einwanderung zu tun.“⁴ So wurde das Attentat von Solingen auch für Anton Rütten zum Handlungsmotiv seiner Arbeit im Ministerium. Was wiederum für DOMiD direkte Folgen hatte.

4 Z. n. <https://route-migration.angekommen.com/>

Anton Rütten Nach Solingen haben wir dann ein Programm aufgelegt, Maßnahmen gegen Fremdenfeindlichkeit. Am Anfang war das noch fürchterlich unausgegoren. Wir haben dann mit der Gießkanne so ‚Friede, Freude, Döner-Kebab-Feste‘ gefördert, ohne nachhaltigen Plan. Das waren aber die ersten Momente der Erkenntnis: Wir müssen auch Empowerment mit im Blick haben. Und: Wir wollen den Paternalismus überwinden, wie er in der freien Wohlfahrtspflege damals noch üblich war. Migranten sollten auch Subjekte, nicht nur Objekte unserer Förderpolitik sein. Darum kam die Überlegung auf: Wir müssen die Migrantenselbstorganisationen stärken. So waren wir offen, als Aytaç Eryılmaz irgendwann angefragt hat, ob wir eine Förderung sähen. Ich meine, es müsste 1994/95 gewesen sein, dass ich den ersten Kontakt zu ihm hatte. Wir wollten die Maßnahmen gegen Fremdenfeindlichkeit in nachhaltigere Formen ummünzen. Und da war das, was DoMiT – und später DOMiD – machte: Exponate sammeln, Erinnerungsstücke sammeln aus den Familien – das war in unseren Augen ein Beitrag, dass sich Menschen unterschiedlicher Herkunft besser kennenlernen konnten, dass mehr Transparenz über verschiedene Sichtweisen auf eine gemeinsame Geschichte hergestellt werden konnte. So haben wir Mitte der 1990er-Jahre das erste DOMiD-Projekt gefördert.

Aytaç Eryılmaz Ich habe auch die Familie Genç besucht. Und sie ganz zurückhaltend gefragt, ob wir ein Erinnerungsstück bekommen können aus dem abgebrannten Haus nach dem Brandanschlag. – Später waren sie dann auch zu Gast bei unserer ersten großen Ausstellung *Fremde Heimat* in Essen. Da haben wir auch einige Fotos aus Solingen gezeigt. Eines dieser Fotos war sehr wichtig: von einem deutschen Ehepaar, das aus dem Fenster guckt, auf das brennende Haus der Familie Genç. Der Mann raucht eine Zigarillo, als wäre das, was er sieht, ein Film. Als wäre ihm das ganz egal. Bei Fotografien ist die Objektgeschichte sehr wichtig. Du musst den Kontext kennen, unter welchen Umständen das Foto aufgenommen worden ist. Das musste ich damals lernen. Denn als Familie Genç in die Ausstellung kam und das Foto sah, sagte Mevlüde Genç zu mir: „Diese Familie war die erste, die uns nach dem Anschlag geholfen hat!“



E 1227,0009 Radio der Familie Genç, um 1972. DOMiD-Archiv, Köln

Nachdem die Familie Genç durch den Mord- und Brandanschlag in Solingen auch ihr Haus sowie ihr gesamtes Eigentum verloren hatte, wohnten die Überlebenden in einer Notunterkunft. Ein Freund überließ der Familie dieses Radio, damit sie wenigstens die Nachrichten verfolgen und Musik hören konnte.

Anfang der 1990er-Jahre hatte DOMiD damit begonnen, buchstäblich Geschichte zu schreiben. Es war ein Akt der historischen Selbstversicherung und Selbstermächtigung von Migrant*innen, das zu tun. Im Archiv hatten sich immer mehr Geschichten gesammelt, die in Vergessenheit geraten waren oder wären, und Stimmen, die zunächst und zumeist ungehört verhallten. DOMiD wollte dieses akkumulierte Wissen nie für sich behalten. Vielmehr hatte DOMiD der gesamten Einwanderungsgesellschaft ein Angebot zu machen: die historische Amnesie bezüglich der Einwander*innen zu beenden und im Hinblick auf die Einwanderungsgeschichte der Bundesrepublik die eigenen Bildungslücken zu schließen.

Ahmet Sezer Die Bausteine waren schon alle da. Die Idee, zu sammeln, aber auch das Material öffentlich zugänglich zu machen. Die Frage war nur, in welcher Form. Das Museum war das Fernziel, sozusagen. Aber wir haben gesagt, Ausstellungen sind auch eine Möglichkeit.

Bereits seit den frühen 1990er-Jahren war DOMiD mit einzelnen kleinen Ausstellungen in Erscheinung getreten. Aber um diese komplexe Gegen-Geschichte adäquat zu erzählen und eine entsprechende Gegen-Öffentlichkeit zu schaffen, brauchte es repräsentative Räume. Es bedurfte der großen Bühne – und die würde DOMiD nun auch bald betreten.

İbrahim Arslan,

Überlebender der rassistischen Brandanschläge von Mölln 1992, Aktivist, DOMiD-Leihgeber

Ich kann mich sehr gut mit DOMiD identifizieren, weil DOMiD meine und die Geschichte meiner Familie erzählt. Unsere Geschichten sind manchmal unser einziger Besitz, der wiederum als einzigartiges Erbe an die Kinder und die nächsten Generationen weitergereicht wird. Wenn wir nicht gemeinsam auf unser Erbe achten, wer dann?

DOMiD oder die Initiative für ein Migrationsmuseum fordert genau das ein, was ich als Betroffener von Rassismus schon immer gefordert habe. Die Geschichten der Betroffenen müssen auch unmittelbar von den Betroffenen selbst erzählt werden. Die Herrschaft über das Erinnern, das Gedenken gehört den Betroffenen und ihren Angehörigen. Zuhören, verstehen, mitfühlen und handeln – dies sind wichtige Instrumente, um diese Gesellschaft zu verändern. Dies alles setzt DOMiD in seiner Arbeit um.

*Ich habe bereits einige sehr persönliche, emotionale Objekte und Geschichten DOMiD anvertraut. Die Frage ist eher, was ich noch nicht an DOMiD übergeben habe. Einen respektvolleren Ort als das Kölner Museum kann ich mir für meine Geschichte und Exponate nicht vorstellen. Zu wissen, dass sie dort aufbewahrt und gesichert werden, beruhigt mich zutiefst. Das Vertrauen entsteht in erster Linie durch die Mitarbeiter*innen, durch ihre Professionalität, aber auch ihr migrantisches Wissen und ihre persönlichen Migrationsbiografien – gepaart mit viel Respekt, Empathie und Fingerspitzengefühl. Der direkte menschliche Kontakt lässt mich und die Geschichte meiner Familie zu einem authentischen Teil des Museums werden, und das Museum zu einem Teil von uns.*

Die Reifeprüfung

Von der Schaffung einer (Gegen-)Öffentlichkeit:
Erste Ausstellungserfahrungen

Im Jahr 1993 trat DOMiD, damals noch in Essen ansässig, an das ebenfalls dort beheimatete *Ruhrlandmuseum* mit der Idee heran, gemeinsam die erste große Ausstellung zur türkischen Arbeitsmigration in Deutschland zu realisieren.

Ahmet Sezer In dem Zusammenhang hat die Geschichte mit dem damaligen *Ruhrlandmuseum* eine sehr große Rolle gespielt. Das war quasi ein Quantensprung in unserer Entwicklung. Das war wie so eine Reifeprüfung.

Tatsächlich wurde die Ausstellung *Fremde Heimat / Yaban, Silan olur* von DOMiD gemeinsam mit dem *Ruhrlandmuseum* erarbeitet und im Jahre 1998 auch dort gezeigt. Seitens des Museums war die Historikerin Mathilde Jamin für das Ausstellungsprojekt verantwortlich, die stellvertretende Projektleitung wurde Aytaç Eryılmaz anvertraut.

Aytaç Eryılmaz Das erste Erlebnis einer Kooperation mit einer deutschen Institution war mit dem damaligen *Ruhrlandmuseum*. Das war nicht leicht, für uns nicht, aber auch für die andere Seite nicht. Frau Dr. Jamin war Historikerin, eine gute Historikerin. Sie war offen, sensibel. Aber sie war auch in vielerlei Hinsicht unzufrieden mit mir. Manches Objekt ist für die migrantische Sicht interessant, aber weniger für die deutsche Sicht und umgekehrt. Unsere Auseinandersetzungen darüber waren sehr anstrengend. Einmal hat sie mir gesagt: „Herr Eryılmaz, wir müssen eine Ausstellung vorbereiten, nicht ein Dokumentationszentrum aufbauen.“ Dabei wollte ich ja genau das. Aber ich habe auch viel von Mathilde Jamin gelernt. Und sie hat auch von mir viel gelernt. Nach dieser Phase des Ausstellungsaufbaus sind wir gute Freunde geworden.

Im Zuge meiner Recherchen für dieses Buch entschließe ich mich, auch Mathilde Jamin zu besuchen, um sie zu ihren Erinnerungen an die damalige Kooperation zu befragen. Sie erinnert sich, im ersten Treffen zwischen DOMiD und dem *Ruhrlandmuseum* sei noch deutlich der Schock über die rechtsextrem motivierten Morde von Solingen zu spüren gewesen.

Mathilde Jamin Die erste Vorstellung von DOMiD im *Ruhrlandmuseum* war am 29. Juni 1993. Das war genau einen Monat nach Solingen. Und so war bei uns eine unglaubliche Bereitschaft da, dass wir als Museum mit unseren professionellen Mitteln ein Projekt gegen diese mörderische Ausländerfeindlichkeit würden machen können. Das traf bei uns ins Schwarze. Das war geradezu elektrisierend.

Bei ihr zu Hause wartet eine Kürbissuppe auf mich. Und Bücher, Zeitungsartikel, Akten. Sie muss ihre eigene Erinnerung auffrischen, ein wenig hier und da blättern und nachlesen, welche Geschichte sie über all die Jahre mit DOMiD verbindet.

Mathilde Jamin DOMiD hat einfach das gemacht, was gemacht werden musste. DOMiD hat da eine absolute Pionierleistung erbracht. Als Migrantenselbstorganisation, die einfach angefangen haben, die Sammlung für ein Museum zu machen. Auch ohne Fachleute zu sein. Einfach, weil sie davon durchdrungen waren, dass das politisch wichtig ist. Von den konkreten Erfahrungen der Arbeitsmigrantinnen und -migranten hatte ich selbst *null Ahnung*. Das war das Tolle, dass das von Anfang an eine selbstbewusste Autorschaft vonseiten der Migranten war. Keine Opferrolle. Auch wir sind das Volk! – Das selbstbewusste Hochhalten dieser anderen Perspektive, damit eröffneten sich ganz neue Dimensionen.

Zunächst mussten allerdings die Rollen geklärt werden zwischen dem deutschen Museum und der Migrant*innenselbstorganisation. In den Gesprächen zur Anbahnung der Kooperation gab es unausgesprochen ein gewisses Machtgefälle zwischen den beiden ungleichen Institutionen. Und da war es DOMiD, das sich rechtfertigen sollte: Seine Mitarbeiter*innen empfanden es als Auftrag, Migrationsgeschichte zu schreiben. Aber waren sie auch wirklich schon dazu in der Lage? Brachten sie die nötigen Voraussetzungen mit?

Ahmet Sezer Allerdings war die Bereitschaft nicht nach dem ersten Gespräch da. Da mussten etliche Gespräche geführt werden. Vonseiten des *Ruhrlandmuseums* war das ja auch verständlich – z. B. das Bedürfnis, Referenzen zu sehen: „Kann jemand etwas über euch sagen, den wir auch kennen?!“ Darum haben wir z. B. auch ein Gespräch zusammen mit einem Vertreter des *Zentrums für Türkeistudien* geführt, als Referenzperson. Aber im Laufe der Gespräche haben die Leute vom *Ruhrlandmuseum* dann unser besonderes Potenzial erkannt. Wir brauchten diesen Raum, um zu zeigen, was wir können.

Deutsche Museen unterscheiden sich sehr, in ihrer Geschichte wie in ihrem Geschichtsverständnis. Insofern war es kein Zufall, dass die erste große Kooperation DOMiDs in Essen stattfand. Das *Ruhrlandmuseum* war mit seinem eigenen Ausstellungs-Profil dafür geradezu prädestiniert.

Mathilde Jamin Das *Ruhrlandmuseum* war auch eine Innovation in der deutschen Museumslandschaft. Weil es die Entwicklung, die es in der Geschichtsforschung gerade gegeben hatte – nämlich Arbeitergeschichte und Alltagsgeschichte als forschungswürdiges Objekt überhaupt zu beforschen –, dass wir das dann auf Museumsebene für unsere Region Ruhrgebiet in Ausstellungen umgesetzt haben. Zum ersten Mal mit der Dauerausstellung aus dem Jahr 1984. Das war neu!

Ahmet Sezer Sie haben uns nicht gesagt: „Bringt uns bitte einen Wasserkrug von der Fahrt und einen Gebetsteppich, und wir machen daraus dann die Ausstellung“ – das ist die klassische Haltung. Nach dem Motto „Ihr kennt die Leute, ihr sammelt, aber die Auswahl der Objekte und die Deutung der Geschichte aus diesen Objekten, das ist unser Metier.“

Mathilde Jamin Erst bei uns sind sie dann auf Leute getroffen, die sagten, wir machen das zusammen. Wir als Museum hätten das allein auch gar nicht machen können. Wir sind auch gar nicht auf die Idee gekommen. Weil man dafür das Wissen brauchte darüber, was überhaupt relevante Fragestellungen sind. Auch den Kontakt zu den Leihgebern und Interviewpartnern, das hätten wir alleine so nicht herstellen können.

Ahmet Sezer DOMiD hat sich ja in den Grundsätzen bis heute nicht geändert. An bestimmten Prinzipien haben wir festgehalten. Darunter ist das Prinzip der gleichen Augenhöhe. Das heißt: Wir sind nicht die Zulieferer für irgendwelche Projekte einer deutschen Einrichtung. Wir kooperieren mit allen, aber wir möchten, dass diese Geschichte aus beiden Perspektiven erzählt wird. Also die Sichtweise der Migranten soll zur Geltung kommen, und das können nur die Menschen (garantieren), die selbst diesen Hintergrund haben.

Die Kunst, sozialhistorische Ausstellungen zu machen

Fast zwanzig Jahre ist es auch schon her, dass ich Mathilde Jamin kennengelernt habe. Im Jahr 2002, als ich gerade bei DOMiD angefangen hatte. Die Essener Ausstellung *Fremde Heimat* lag da gerade erst ein paar Jahre zurück. In einer Art Crashkurs führte uns Mathilde Jamin damals in die Kunst ein, sozialhistorische Ausstellungen zu machen. Ich sage bewusst ‚eingeführt‘ – für mich glich dieser Workshop tatsächlich einer Initiation. Geschichte begriff Jamin als sozialen Prozess. Als ein Ringen um Gleichberechtigung und demokratische Teilhabe. In den USA durften Schwarze lange nicht wählen, in Europa waren es die Frauen. Und dann die Gastarbeiter*innen.



BT 0878 „Für Ausländer Zutritt verboten“. Club 99, Gelsenkirchen, 1974.
Manfred Vollmer / Fotoarchiv Ruhr Museum

Immer wieder machten Migrant*innen auch diskriminierende Ausgrenzungserfahrungen, nicht allein durch die Türpolitik mancher Clubs: Auch eine Einbürgerung in die Bundesrepublik war schwierig, ebenso wie die Teilnahme am demokratischen System. Damit wurde Deutschland häufig selbst wie ein exklusiver ‚Club‘ erlebt: Niemand wurde aufgenommen, der nicht hier geboren war.

Mathilde Jamin Mir war auch immer wichtig, das nicht als ethnische Zuschreibung zu verstehen, sondern sozialgeschichtlich zu sehen. Also der Typus ‚Arbeitsmigrant‘, oder ‚Gastarbeiter‘ – das ist eine sozialgeschichtliche Figur. Und da ist es eigentlich nicht so wichtig, ob sie türkisch oder griechisch geprägt ist. Entscheidend ist, Menschen kommen nach Deutschland mit anderen Erfahrungen und tragen entscheidend zur Entwicklung des Landes bei.

Gegenüber der dominanten politischen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, wie sie beispielsweise das *Haus der Geschichte* in Bonn oder auch das *Historische Museum* in Berlin erzählen, wollte Jamin in ihrer Geschichtsdeutung immer verstärkt bestimmte Gruppen, Schichten oder Klassen sichtbar machen, die häufig marginalisiert wurden; die Geschichte prägen, ohne wirklich in ihr vorzukommen. In diesen Fragen war Jamin durchaus parteiisch: Da stand sie leidenschaftlich auf der Seite derer, die Anspruch darauf erhoben, repräsentiert zu werden. Selbst Flugblätter hat die Historikerin einmal geschrieben und verteilt, so überzeugt war sie von der Gerechtigkeit der Forderung von Migrant*innen, ein eigenes Museum zur Geschichte der Einwanderung zu gründen.

Mathilde Jamin Ob ein Objekt als museumswürdig gilt oder nicht, hängt ja wesentlich davon ab, ob die soziale Gruppe, deren Überlieferung es entstammt, als geschichtswürdig betrachtet wird, das ist also nicht zuletzt eine Frage von Herrschaft und Partizipation.

Eine Ausstellung in einem professionellen musealen Setting braucht nicht nur Objekte und historisches Wissen, sondern auch eine Narration. Im Falle der Ausstellung *Fremde Heimat* hatte sich die Ausstellungs-dramaturgie beinahe von selbst ergeben. Der Migrationsprozess sollte klassisch sozialgeschichtlich aufgearbeitet werden, entlang der dramaturgischen Leitfragen: Unter welchen Bedingungen waren die Einwander*innen gekommen? Zu welchen Bedingungen hatten sie gearbeitet, unter welchen Umständen gewohnt? Wie bewältigten sie das Leben in der fremden Gesellschaft, und wie haben sie sich ihre neue Heimat zu eigen gemacht? Um diese Erfahrungen noch präziser, noch detail- und materialreicher abfragen zu können, wurden am *Ruhrlandmuseum* zwei ABM-Stellen eingerichtet. Von 1994 bis 1996 arbeiteten so zwei Mitarbeiter auf die Ausstellung des Jahres 1998 hin.

Gleich zu Beginn des gemeinsamen Weges von DOMiD und dem Museum hatten sich durch eine Haushaltssperre der Stadt Essen Finanzierungslücken ergeben, die das Kooperationsprojekt in Frage stellten. Ohne das persönliche Engagement der DOMiD-Mitarbeiter*innen hätte das Projekt nach seinem vielversprechenden Beginn gleich wieder beerdigt werden müssen.

Aytaç Eryılmaz Der Museumsleiter Borsdorf hat gesagt, es gibt kein Geld, wir müssen dieses Projekt beenden. Dann habe ich gesagt: „Leute, ich bin bereit, ein Jahr ohne Gehalt zu arbeiten. Wenn es nach einem Jahr noch immer keine Möglichkeit gibt, dann hören wir auf.“ Es blieb mir nichts anderes übrig! Ich hatte einfach schon zu viel von mir persönlich investiert, meine gesamte Energie in dieses Projekt gesteckt, den Aufbau dieser Sammlung etc. Das platzen zu lassen, war für mich keine Option. Auch DOMiD als Ganzes hätte das vielleicht nicht überlebt.

Während DOMiD sich mit großer Opferbereitschaft bemühte, die Durststrecke hinter sich zu bringen, war Mathilde Jamin vollauf mit Mittelbeschaffung beschäftigt gewesen. Unter dem Druck der Haushaltssperre, so erinnert sie sich heute, habe sie damals für jeden Bleistift Begründungen schreiben müssen.

Mathilde Jamin 1995, 1996 habe ich eigentlich nur um Geld gekämpft. Das war zermürbend. Der Grund dafür war, dass unsere Zusammenarbeit mitten in die städtische Haushaltskrise mit ihren verordneten Sparzwängen fiel. Das war für die DOMiD-Leute natürlich ganz unverständlich. Die dachten, jetzt machen wir die Kooperation mit so einem etablierten Museum, und dann fließen Milch und Honig.

Alltagskultur, Popkultur, Musée Sentimental

Die Zusammenarbeit mit dem *Ruhrlandmuseum* prägte DOMiDs Verständnis der Migrationsgeschichte als Sozialgeschichte, aber auch als Alltagsgeschichte. ‚Alltagsgeschichte‘ bezeichnet eine Forschungsrichtung, die konkrete alltagsweltliche Erfahrungswelten von Individuen in historischen Zeitläufen und Zeitgenoss*innenschaft akzentuiert.¹ Allerdings geht es dabei nicht nur um eine biografische Bearbeitung des vielbeschworbenen und vielgeschmähten sogenannten Migrationshintergrunds; vielmehr überschneidet sich Alltags- mit Gesellschaftsgeschichte, Kultur- und Mentalitätsgeschichte.

Mathilde Jamin

Ausstellungswürdig im Bereich Alltagskultur ist eigentlich ein Objekt, das über den Alltag auch schon wieder hinausgeht, ihm gewissermaßen widerspricht. Nicht allein, weil es im Alltag gebraucht wurde, ist es wichtig; es muss noch eine zusätzliche Bedeutungsebene haben. Weil diese Form des Alltags für etwas historisch Bedeutsames steht. Z. B. die Trinkflaschen, die auf den ersten Zugreisen mitgenommen wurden: Die sprechen über ganz viele Dinge, die die Erfahrungswelt der Reisenden damals ausgemacht haben.

Die Mitarbeiter*innen des *Ruhrlandmuseums* rückten in ihrer Ausstellungspraxis das authentische Objekt in den Mittelpunkt der Präsentation. Die Objekte, die DOMiD in eigener Regie bereits gesammelt hatte und in der Recherchephase weiterhin sammelte, hatten nicht die Strahlkraft eines Altars aus dem Mittelalter, aus der Herrschaftsgeschichte der Stauferzeit oder der Hohenzollern. Aber man konnte damit in Erfahrungswelten eintauchen und daran die Geschichte ablesen. Die Quelle „lügt nicht“, sagt Mathilde Jamin.

Mathilde Jamin

Da bin ich natürlich ‚Old School‘. Für uns ist das Objekt eine historische Quelle. Deshalb enthält es Bedeutungen, die man sich heute noch gar nicht vorstellen kann. Darum ist das authentische historische Objekt von seinem Quellencharakter her für Historiker und Museumsmenschen ‚heilig‘.

1 Beeinflusst von der Bewegung einer ‚Geschichtsschreibung von unten‘, wie sie der schwedische Publizist Sven Lindqvist Ende der 1970er-Jahre gefordert hatte, setzte sich Mitte der 1980er-Jahre auch in Deutschland verstärkt die Idee einer Alltagsgeschichtsschreibung durch, insbesondere im Umfeld von Selbstorganisationen, Bürgerinitiativen und Geschichtswerkstätten. Vgl. Sven Lindqvist, *Grabe, wo du stehst*. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989, sowie Alf Lüdtke, *Alltagsgeschichte*, Frankfurt/New York 1989.

E 0400,0000 Wasserbehälter von der Zugfahrt
nach Deutschland, 1960er-Jahre. Lieblingsobjekt
Mathilde Jamin. DOMID-Archiv, Köln



Eingangsnummer: E 0400

Alte Signatur: SD 0134

Objektbezeichnung: Flasche.

Alternative Bezeichnung: Wasserbehälter.

Beschreibung: Türkisblauer Plastikwasserbehälter, oben ein Gewinde (Deckel fehlt), eckiger Griff, Blumenmuster in den Behälterkörper eingeprägt.

Höhe in cm: 29,0 Breite in cm: 16,0 Tiefe in cm: 16,0

Erhaltungszustand: Leichte Beschädigungen oder Zerfallserscheinungen: Leicht verschmutzt, Abnutzung am Boden.

Material: Kunststoff. Verpackung: Kunststoffbeutel.

Zugangsdatum: 07.12.1995.

Art des Zugangs: Schenkung.

Objektgeschichte: Dieser blaue Wasserbehälter gehörte zur Reiseverpflegung, die alle Arbeiter*innen für die erste Fahrt von der Türkei in die Bundesrepublik Deutschland bekamen. Er stammt aus dem Wohnheim für ausländische Arbeiter*innen der Passavant-Werke in Aarbergen (Hessen).



BT 0690,0006 Hauptbahnhof
München, Gleis 11, 1963.
DOMiD-Archiv, Köln

Als der Arbeitsmigrant nach seiner 50-stündigen Fahrt von Istanbul Sirkeci zum Münchner Hauptbahnhof erschöpft aus dem Zug steigt, hält er neben seinem Gepäck auch eine der von der deutschen Arbeitsverwaltung ausgegebenen Wasserflaschen in der Hand.

Die blaue Plastikflasche sieht Mathilde Jamin als ein klassisches Objekt des *Musée Sentimental*, wie es der Schweizer Künstler Daniel Spoerri in den 1970er-Jahren formulierte. Spoerris wirkmächtiges Konzept hat die gesamte Museums- und Ausstellungspraxis nachhaltig verändert, man könnte sagen: revolutioniert. Ob es nun um Konrad Adenauers Rosenschere und Heinrich Bölls Bleistiftstummel ging oder um das Essgeschirr oder den Stuhl eines Gastarbeiters / einer Gastarbeiterin: Das *Musée Sentimental* zielt auf persönliche Erinnerungsstücke, die die Gebrauchsspuren alltäglicher Verrichtungen und Alltagsrituale tragen; auf Alltagsgegenstände, die gerade in ihrer Abgenutztheit einen intimen Bezug zur Person und damit zum Thema verraten. Diese Interpretation der Dingwelt gewissermaßen *diesseits* einer vermeintlich historischen Bedeutsamkeit wurde auch für die DOMiD-Sammlung leitend: Mit welchen Geschichten war dieses Objekt behaftet? Welche Geschichte konnte es bezeugen?

2 Arnd Kolb / Sandra Vacca: Flasche leer – Geschichte(n) voll, in: Julia Reuter / Oliver Berli (Hg.), *Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur*. Wiesbaden 2016, S. 191-198.

Arnd Kolb, nach Aytaç Eryılmaz Geschäftsführer des DOMiD-Archivs, hat später gemeinsam mit seiner Kollegin Sandra Vacca in dem Text „Flasche leer – Geschichte(n) voll“² das Abenteuerleben dieser Flasche *in extenso* rekapituliert: Sie sei von ihren Besitzern „getragen, benutzt, gefüllt, geleert, transportiert, vergessen und wiederentdeckt“ worden, um dann bei DOMiD wiederum „geputzt, fotografiert, katalogisiert, dokumentiert und individuell verpackt“ zu werden. Gleichzeitig reißt der Text die gesamte

Bandbreite möglicher Geschichten auf, die sich an diesem anscheinend banalen Objekt aufhängen lassen: Man kann über diesen Wasserbehälter zur Reiseverpflegung auf die Entbehrungen der 50-stündigen Reise in einem Nahverkehrszug ohne Kopfstützen zu sprechen kommen, auf die Müdigkeit bei der Ankunft am Münchner Hauptbahnhof als dem wichtigsten ‚Umschlagplatz‘ der Arbeitsmigrant*innen aus Südosteuropa. Oder aber es ließe sich anhand des Objekts auf die Situation in den Wohnheimen schließen – da die Flasche als Teil einer kompletten Wohnheim-Ausstattung in die DOMiD-Sammlung aufgenommen worden ist.

Mit dem Konzept des *Musée Sentimental* lernte DOMiD, den Wert der vielen persönlichen Erinnerungsstücke in seiner Sammlung gewissermaßen auch theoretisch zu untermauern. Überhaupt bedeutete die Kooperation mit dem *Ruhrlandmuseum* eine weitere Professionalisierung von DOMiDs Sammlungs- und Ausstellungspraxis. DOMiD-Mitarbeiter*innen lernten nun, wie man Objekte in eine Datenbank einpflegt und dass man sich Handschuhe überstreifen muss, ehe man ein Exponat in die Hand nimmt – selbst wenn es gerade erst von einem Speicher geholt oder aus einem Keller geborgen wurde.

Die Dinge, die DOMiD in den Essener Jahren gesammelt hat, entstammen der Arbeits-, Wohn- und Warenwelt. Da gab es Gegenstände – wie ein erstes Lexikon, mit dem der Leihgeber Deutsch gelernt hatte, oder einen Löffel, der einem Ehepaar in den Anfangsjahren als einziges Essbesteck diente. Aber neben den profanen gab es auch religiöse Gebrauchsgegenstände, Amulette oder Korane, Reminiszenzen an Glauben und Aberglauben, und nicht zuletzt Artefakte aus der Geschichte der Kommunikation der Migrant*innen, der ‚anwesend Abwesenden‘, die oft Analphabet*innen waren und darum Briefe schrieben, die nur aus Strichmännchen bestanden, oder Kassetten besprachen, die sie als gesprochene Briefe in die Türkei schickten oder von dort erhielten. Die Ausstellung *Fremde Heimat* arbeitete mit Installationen, die aus diesen authentischen Objekten bestanden. Da gab es ein Wohnzimmer zu sehen, mit den echten Stockbetten von damals oder einem Wandteppich mit dem Konterfei des Staatsgründers der modernen Türkei, Mustafa Kemal Atatürk; oder ein Wohnzimmer, das gewissermaßen in türkische Heimatfilme ‚eingemauert‘ war. Auch eine Installation zur Zugfahrt im Sonderzug der Gastarbeiter*innen gehörte dazu.

Die geringen Ressourcen des Projekts *Fremde Heimat* wurden genutzt, um die eigene sozialhistorische Forschung zu systematisieren und die Sammlung immer zielgenauer auszubauen. Dabei wurde nun auch immer öfter auf ‚offizielle‘ deutsche Quellen zurückgegriffen, wie sie in Firmen- und Gewerkschaftsarchiven, Archiven von Wohlfahrtsverbänden bis hin zum *Bundesarchiv* in Koblenz zu finden waren.



VA 0612 h (1) Ausstellung *Fremde Heimat*, Wohnheiminstallation. Ruhrlandmuseum Essen, 1998. Jens Nober / DOMiD-Archiv, Köln

VA 0612 h (2) Ausstellung *Fremde Heimat*, Wohnzimmerinstallation. Ruhrlandmuseum Essen, 1998. Jens Nober / DOMiD-Archiv, Köln



Mathilde Jamin Ein echtes Quellenstudium von Akten konnte es damals ja noch gar nicht geben, wegen der Sperrfrist von 30 Jahren. Wir haben im *Bundesarchiv* dann Ausnahmegenehmigungen bekommen und konnten Akten von 1974 schon einsehen. Es gab damals ein paar Bücher zum Thema Migration – historische Überblicke und kluge Überlegungen z. B. von Klaus Bade und Ulrich Herbert –, aber diese Detailanalyse, das fing damals gerade erst an. Normalerweise setzt ein historisches Museum einen Forschungsstand in eine Ausstellung um. Wir mussten den Forschungsstand aber erst mal erarbeiten.

Aytaç Eryılmaz Wir haben zusammen mit Frau Jamin in den Akten des *Bundesarchivs*, genauer in den Akten der *Bundesbahn*, Folgendes recherchiert: Die Züge, die damals als Gastarbeiter-sonderzüge eingesetzt wurden, das waren Nahverkehrs-züge! Typ BYX 3, ohne Kopfstütze. Das haben wir dann auch in der Essener Ausstellung dargestellt.

Mathilde Jamin Ich habe die Akten über die ‚Sammeltransporte‘ im *Bundesarchiv* gelesen. Da gab es auch mitfühlende Angestellte in der *Bundesanstalt für Arbeit*, die das damals organisiert haben. Die selbst versucht haben, die schlimmsten Missstände zu beheben. Daher wissen wir überhaupt von diesen Missständen. In der Ausstellung hatten wir ein Abteil aus einem Nahverkehrszug, ohne Kopfstütze, damit sich der Besucher da hinsetzen und sich das vorstellen kann – wie das ist, 55 Stunden so zu sitzen.

Die Kooperation des deutschen Museums mit der Migrant*innen-Selbstorganisation suchte konsequent eine bi-kulturelle Perspektive einzunehmen. Bei der konkreten Ausstellungspraxis konnte das aber in der inhaltlichen Schwerpunktsetzung auch zu Spannungen führen. Etwa, wenn es um die Frage von Kontinuität oder Diskontinuität zwischen der Gastarbeit der Nachkriegszeit und der Zwangsarbeit zur Zeit des Nationalsozialismus ging. Zwar lebten Gastarbeiter*innen teilweise in den Baracken, die in Kriegszeiten die Zwangsarbeiter*innen bewohnt hatten; und in den Akten des *Bundesarchivs* war zu lesen, dass es den Behörden auch nach dem Krieg in der Organisation der Sonderzüge für Gastarbeiter*innen noch um den „Transport von Menschenmaterial“ ging³; andererseits hatte die deutsche Kuratorin, die überdies intensiv über die Geschichte des NS-Staats geforscht hatte, bei der Inszenierung eines ‚Lagers‘ einfach andere Bilder im Kopf als die Kolleg*innen, die in der Türkei sozialisiert worden waren. Und so wollte sie vermeiden, dass ein ‚Gastarbeiter*innenlager‘ hinter Stacheldraht, wie es durch eine Fotografie Manfred Vollmers überliefert ist, die Assoziation eines Konzentrationslagers entstehen lässt.

3 B 119 / 3078.



E 0943,0004 Gastarbeiterlager, Ruhrgebiet, 1974. Manfred Vollmer / Fotoarchiv Ruhr Museum

Die Aufschrift auf der Tür in serbokroatischer Sprache besagt: „Für Besucher gilt die Polizeistunde ab 21 Uhr. Im Falle, dass sich jemand nicht daran hält, wird er durch die Polizei bestraft.“



Gastarbeiterlager

40

Za posetioce je
policiski čas od 21,00 časa
U slučaju ako se neko ne
pridržava ovoga biće od
strane policije kažnjen.

Bilder einer Ausstellung

Bei der Eröffnung am 15. Februar 1998 führte der DOMiD-Vorstand Ahmet Sezer gemeinsam mit der Projekt-Verantwortlichen Mathilde Jamin in die Ausstellung ein. Sezers Ausführungen zeugen, nicht frei von Pathos, von einer gewissen Last der Verantwortung, die Geschichte der Einwanderung nach dem Zweiten Weltkrieg dem Vergessen zu entreißen: „Es ist eine Notwendigkeit, diese Geschichte zu schreiben. Es ist mehr als eine Notwendigkeit. Das schulden wir den nachkommenden Generationen. Aber es ist nicht einfach. Es ist eine Sisyphusarbeit. Es ist ein Leidensweg.“¹

1 VA 0605.

Ausstellungsvorbereitungen bedeuten im Einzelnen eine mühselige Kleinarbeit, aufs Ganze gesehen ist die Eröffnung einer Ausstellung ein Kraftakt. Aus Sezers Eröffnungsrede spricht der Stolz, als kleiner Verein diesen Kraftakt bewältigt und damit die ‚Reifeprüfung‘ bestanden zu haben: „Diese Ausstellung ist ein Riesenschritt zur Verwirklichung einer Idee. Die Idee ist einfach, simpel und plausibel: Die Migranten aus der Türkei schreiben ihre eigene Geschichte. Das ist es, was diese Ausstellung, die als ein Meilenstein auf dem Weg zu diesem fernen Ziel liegt, so besonders und so einmalig macht. Mit diesem Projekt wird die Mündigkeit der türkischen Bevölkerungsgruppe unter Beweis gestellt!“²

2 Ebd.

Mathilde Jamin betonte, wie wichtig die Rolle DOMiDs als Türöffner für das Zustandekommen der Ausstellung gewesen sei. Erst in Form dieser Kooperation habe der Zugang geschaffen werden können zur kollektiven Lebenserfahrung einer ganzen Generation von Migrant*innen, die einer deutschen Institution allein sonst verborgen geblieben oder nicht entschlüsselbar gewesen wäre: „Das, was sie (die Migrant*innen, M.G.) erzählten, hätten sie aufgrund ihrer Scham und ihres Misstrauens gegenüber deutschen Institutionen kaum einem deutschen Wissenschaftler anvertraut, und sie hätten es zumeist auch in Deutsch nicht ausdrücken können. DoMiT übernahm neben den Interviews auch die Beschaffung der Exponate bei den privaten Leihgebern. Hier erst recht gilt, dass sie diese Erinnerungsstücke an eine deutsche Institution nie abgegeben hätten und selbst DoMiT oft nur schweren Herzens gaben. Und das Museum hätte die Objekte ohne die Sachkenntnis der türkischen Kooperationspartner oft gar nicht interpretieren können. Die Erzählperspektive der Ausstellung vollzog die Erfahrung der Migranten und Migrantinnen der ersten Gene-

ration nach, allerdings kritisch gefiltert durch die wissenschaftliche Analyse und durch die ständige Konfrontation von ‚deutschen‘ und ‚türkischen‘ Perspektiven seitens der Projektmitarbeiter.“³

3 VA 0523 (15).

In einem Erfahrungsbericht stellte Mathilde Jamin das Zukunftsweisende, ja Bahnbrechende dieses interkulturellen Kooperations-Projekts heraus: „Die – bisher nicht übliche – Kooperation zwischen einer Initiative der türkischen Einwanderer und einem deutschen Museum bietet die Chance, die Geschichte der Einwanderung aus doppelter (bzw. vielfacher) Perspektive darzustellen und türkischen wie deutschen Ausstellungsbesuchern zugleich nahezubringen. [...] Ziel der Ausstellung ist es, diese Geschichte in jeder Beziehung zweisprachig zu erzählen: Das DoMiT als eine Initiative der türkischen Einwanderer soll die Möglichkeit bekommen, die Geschichte dieser Gruppe – endlich – aus deren eigener Perspektive darzustellen. Das *Ruhrlandmuseum* soll dabei die fachliche Hilfestellung eines professionellen Museums leisten, zugleich aber auch dafür sorgen, dass die Ausstellung sich nicht auf diese Perspektive beschränkt. Ziel ist es, dass türkische Ausstellungsbesucher sich in dieser Darstellung wiederfinden und deutsche Besucher sie verstehen können.“⁴

4 VA 0523 (17).





B 000128 Kölner Neumarkt, Anfang der 1980er-Jahre. Alfred Koch / DOMiD-Archiv, Köln

Geteilte Erinnerungen

Die Ausstellung *Fremde Heimat* hat den Zeitreisenden des DOMiD die Möglichkeit geboten, ihr historisches Wissen zu vertiefen und die Zusammenhänge des Gastarbeiter-Systems immer besser zu verstehen. Das Team machte regelrechte Entdeckungen: So war die Frage der Anwerbung jahrelang Gegenstand interministerieller Querelen gewesen. Während das Innenministerium um die innere Sicherheit in Deutschland fürchtete, drängte das Wirtschaftsministerium – unter dem Druck der Industrie – auf Anwerbung aus dem Ausland. Das Resultat der dynamischen Wanderungsbewegungen war eine intensive Internationalisierung der Arbeit. Dieser Prozess setzte Millionen von Menschen in Bewegung. Häufig wurden sie in der deutschen Industrie als ungelernete Arbeitskräfte eingestuft. Während sie in ihrem Herkunftsdorf ihre Arbeitssituation weitgehend autonom gestalten konnten, unterwarf die Industriearbeit die einzelnen Arbeiter*innen dem Takt der Maschine. Die „Unterschichtung“¹ der bundesdeutschen Gesellschaft führte dazu, dass deutsche Arbeiter*innen mithilfe eines „Fahrstuhleffekts“² in der Arbeitshierarchie aufsteigen konnten. Pünktlich nach Ablauf der Aufenthaltsfrist sollten die ausländischen Arbeitskräfte dann, dem sogenannten „Rotationsprinzip“³ folgend, in ihre Heimatländer zurückkehren und andere an ihre Stelle treten lassen.

Und auch das war eine Entdeckung der multiperspektivischen Migrationsgeschichtsschreibung: Selbst in Phasen strikter Regulierung kamen längst nicht alle Migrant*innen über die *Deutsche Verbindungsstelle*. Transnationale Arbeitsmigration bestand bereits in den 1960er-Jahren aus parallel zueinander verlaufenden Bewegungen von staatlich regulierter und organisierter, kollektiver Anwerbung sowie individueller, ‚irregulärer‘ Zuwanderung – so der damalige Sprachgebrauch. Aus der Perspektive des Staates bzw. der Staaten, für die die Migration im Wesentlichen eine Bewegung war, die dem Interesse der einheimischen Wirtschaft dienen und zu diesem Zwecke möglichst optimal organisiert werden und reibungslos ablaufen sollte, ließ sich nicht die ganze Geschichte erzählen. In der Essener Ausstellung wurde diese politische Geschichte ergänzt und konterkariert von den Ambitionen der Leute selbst, die diesen staatlichen Spielregeln unterworfen wurden, diese aber auch unterliefen. Hier konnten die Einwander*innen ihre Träume und Traumata wiedererkennen und zugleich ihre subjektive Migrationserfahrung überprüfen.

1 Anfang der 1970er-Jahre entwickelte der Soziologe Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny am Beispiel von sogenannten Fremdarbeiter*innen in der Schweiz die Theorie einer gesellschaftlichen Unterschichtung durch Arbeitsmigration. Vgl. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, *Soziologie des Fremdarbeiterproblems: eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz*, Stuttgart 1973.

2 Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986, S. 122 ff.

3 Klaus J. Bade, *Als Deutschland zum Einwanderungsland wurde*, in: *DIE ZEIT*, 24. November 2013.

Damit haben wir angefangen. Mit dem Wissen der Migration, aus der Perspektive der Migranten Geschichte zu erzählen. Die Deutschen kannten diese Geschichte nicht, aber auch viele Migranten haben gesagt: Das wusste ich gar nicht! Sie haben die Geschichte nur aus ihrem persönlichen Blickwinkel, mit Scheuklappen, erlebt. In der Türkei erzählte man sich: In der Fabrik in Deutschland drücke ich einfach einen Knopf, dann arbeitet die Maschine von selbst. Und dann komme ich in einer halben Stunde zurück und drücke noch mal. – Und damit verdiene ich mein Geld. Viele belogen sich, wenn sie in die Türkei fuhren. Kauften sich ein Auto, fuhren hin, um sich damit zu zeigen, und wenn sie zurück waren, verkauften sie das Auto wieder.



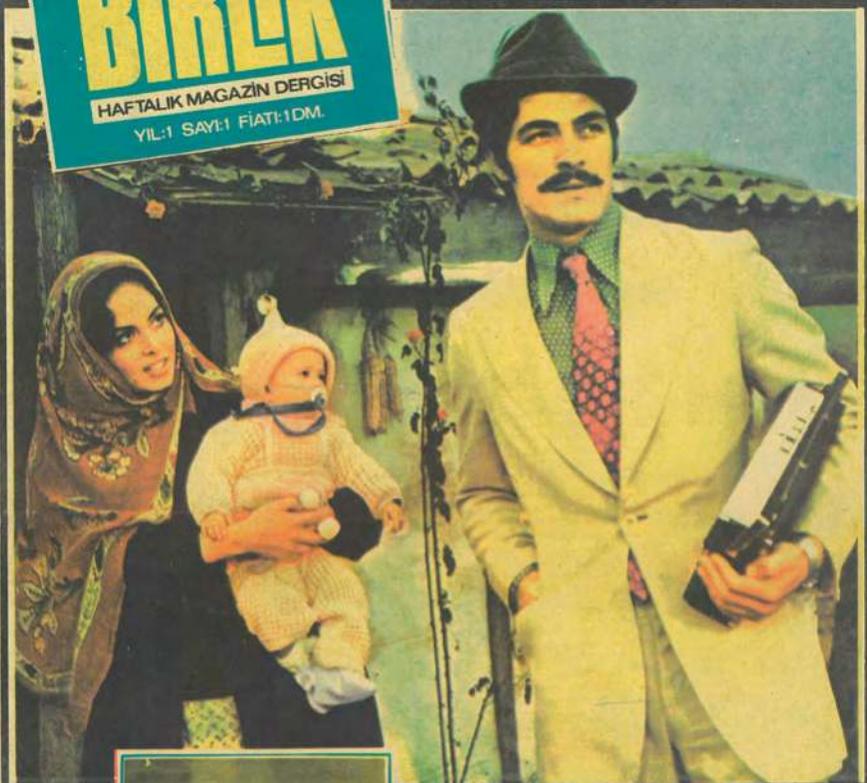
E 1180,0000 Mahmut A. bei einem Heimatbesuch in der Türkei, Ende der 1960er-Jahre.

DOMiD-Archiv, Köln

Im sogenannten Wirtschaftswunderland Deutschland wurde das Auto zum wichtigsten Statussymbol. Diese konsumorientierte Haltung wurde auch von vielen Arbeitsmigrant*innen übernommen. Auf der Heimfahrt in die Türkei sollte das eigene Auto den Erfolg des eigenen Migrationsprojekts beweisen.

20 Nisan 1973 Cuma
Tercüman
BİRLİK
 HAFTALIK MAGAZİN DERGİSİ
 YIL:1 SAYI:1 FİYAT:1DM.

**KRALİÇENİN HEPİNİZE
 SELÂMLARI VAR** (SAYFA:
 8-9'DA)



Napolyon'u
 dize getiren
 Türk
**CEZZAR
 AHMET PAŞA**

7 nci
 Sayfada
 6 nci
 Sayfada

**FORSA
 HALİL**

GENÇ KIZLARI
YUTAN CANAVAR

KÖR KUYU
 Üçüncü sayfada

♥ **TV PROGRAMI**
 Alman televizyonundan bir haftalık seçmeler (15 sayfa)

♣ **KADIN MODA**
 Belma Aksoy'un kadın modası (15 sayfa)

♦ **FAL BULMACA**
 (14 sayfa)

♠ **BİR İLİR TÜRKÜ**
 (14 sayfa)

KIRMIZI FENER SOKAĞI Hülya Koçyiğit

Sadri Alışık, Renan Fosforoğlu
4. SAYFADA

SD 0484,0007 Zeitungscovers mit Filmplakat „Die Deutschländer“, 1973. DOMiD-Archiv, Köln
 Almanca – Deutschländer ist eine in der Türkei gängige, abwertend konnotierte Bezeichnung für in Deutschland lebende türkeistämmige Menschen. Daraus spricht Neid auf die in Deutschland errungenen wirtschaftlichen Erfolge, zugleich Verachtung für die vermeintliche Anpassung an die deutsche Lebensart.

Migrant*innen kannten ihre Lebensgeschichte, waren gewissermaßen Expert*innen ihrer eigenen Biografie. Aber erst durch die Realisation, *wie* die Geschichte gelaufen war, gewannen sie einen Überblick. Was hatte eigentlich in der damaligen Anwerbevereinbarung genau gestanden? Welche Rolle hatte die deutsche, welche die türkische Seite bei dem Zustandekommen der Vereinbarung gespielt? Welche Funktion hatten die Verbindungsstellen bei der Abwicklung? Und wie hatten die Behörden versucht, individuelle, ‚autonome‘ Migrationen unter staatliche Kontrolle zu bringen? Antworten auf diese Fragen zu erhalten, bedeutete für die Migrant*innen zugleich ein Stück Selbstermächtigung. Zugleich lernten die Besucher*innen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft, aus welchen geopolitischen Kontexten die vermeintlichen Gastarbeiter*innen kamen und wie sich unter den hiesigen Verhältnissen ihr Leben gestaltet hat. Es waren diese multiperspektivischen, transnationalen Aushandlungsprozesse, die für das Gelingen der Essener Ausstellung entscheidend waren.

Aytaç Eryılmaz Mit Frau Jamin haben wir das viel diskutiert. Im Endeffekt wurde ich aber überzeugt, dieses Material nicht nur unter Migrationsperspektive zu sammeln und darzustellen, sondern multiperspektivisch.

Mathilde Jamin Natürlich haben wir stark die Perspektive der Migranten selbst zu Wort kommen lassen, aber nicht alleine. Was wir nie wollten, war eine reine Betroffenen Geschichte, das fanden wir kitschig. Die Perspektive derer, die sonst nicht beschrieben werden, sollte zwar zur Geltung gebracht werden. Aber in einer Weise, die auch den allgemeinen Quellen entspricht.

Einwander*innen wider Willen im Einwanderungsland wider Willen

1 Mathilde Jamin, Migrationserfahrungen. Aus: Interviews mit MigrantInnen der Ersten Generation, in: Aytaç Eryılmaz / Mathilde Jamin (Hg.), *Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei*, Essen 1998, S. 207-231, hier S. 229.

Mathilde Jamin sah Einwander*innen und Einwanderungsgesellschaft in der Leugnung der Realität vereint. Denn nicht nur Deutschland hatte jahrzehntelang geleugnet, ein Einwanderungsland zu sein: Die Migrant*innen seien „Einwanderer wider Willen“ in einem „Einwanderungsland wider Willen“ gewesen.¹ Das Kooperationsprojekt zwischen DOMiD und dem *Ruhrlandmuseum* war ein Modellfall, wie die Integration verschiedener Erfahrungswelten in einer gemeinsam geteilten Erinnerungskultur gelingen kann. Migrationsgeschichte erwies sich in der Ausstellung *Fremde Heimat* auch als ein durchaus publikumswirksames Ausstellungs-Sujet. Die Besucherresonanz war gut. 60 Prozent der Ausstellungsbesucher*innen zählten zur deutschen ‚Mehrheitsgesellschaft‘, 40 Prozent der Besucher*innen hatten einen sogenannten Migrationshintergrund. Schlüssel zu diesem Erfolg war nicht zuletzt das Identifikationsangebot, das die Ausstellungen kurator*innen den Migrant*innen machten: In dem Augenblick, wo deren Geschichte erzählt wurde, konnten Schwellenängste abgebaut werden.

Aytaç Eryılmaz Damals sind viele Migranten zu unserer Ausstellung gekommen. Aber das waren nicht nur Migranten aus der Türkei. Da kamen auch Griechen, Italiener, Leute aus Ex-Jugoslawien, Bosnier, Kroaten, Serben! Das war wirklich überraschend. Ich war immer da, hinter den Ausstellungsräumen, da gab es so einen kleinen Verschlag. Da kamen diese Leute immer zu mir, sprachen mich an, und so kam ich auf die Idee, das Museumskonzept auf all diese Einwanderergruppen zu erweitern!

Die Besucherbücher, die heute in der Vereinsüberlieferung des DOMiD-Archivs einsehbar sind, verzeichnen die Reaktionen der damaligen Ausstellungsbesucher*innen. Während deutsche Besucher*innen darin vor allem positiv hervorheben, die Ausstellung fülle eine Lücke in der historischen Erinnerung der Bundesrepublik, zeigen sich türkische Besucher*innen häufig sehr bewegt: Erstmals seien sie dafür nach ihren Lebensgeschichten befragt, erstmals seien *ihre* Erfahrungen für museumswürdig

befunden worden. Die Mehrzahl der Ausstellungs-Exponate bestand aus persönlichen Erinnerungsstücken von Leihgeber*innen der ersten Gastarbeiter*innengeneration, die auch die anderen Besucher*innen aus ihrem eigenen Alltag kannten. Der Museumswissenschaftler Gottfried Korff hat eindringlich die Kraft historischer Originalobjekte beschrieben, in den Betrachter*innen Erinnerungen freizusetzen und mit dem freien Assoziieren letztlich eine komplexe historische Erinnerungsarbeit anzustoßen. Häufig wurden so auch intergenerationelle Transmissionsprozesse initiiert. Weswegen auch Angehörige der sogenannten zweiten Generation angesichts der Ausstellung große Dankbarkeit äußerten: „Jetzt verstehe ich, was mein Vater denkt, fühlt, vermisst.“²

2 VA 0523 (6).

Eine der Eintragungen im Gästebuch stammt von Mevlüde Genç. Auch sie wünscht sich, die Ausstellung möge das Band zwischen den Generationen der Einwander*innen umso fester knüpfen. Im genauen Wortlaut heißt es dort: „Das hat mich an die Jahre erinnert, als ich nach Deutschland kam, mit dieser Ausstellung habe ich die Vergangenheit erneut erlebt. Ich wünsche mir, dass diese Ausstellung nicht nur für uns, sondern auch für unsere Kinder und Enkelkinder und von Generation zu Generation weiter erhalten bleibt.“³

3 Ebd.

Mathilde Jamin Als die Ausstellung fertig war, ist Mevlüde Genç gekommen. Wir fühlten uns sehr geehrt, und Herr Borsdorf sagte: „Diese Ausstellung haben wir eigentlich Ihretwegen gemacht.“ Das war ein bisschen zugespitzt, aber er hatte völlig recht.

Das historische Gedächtnis der Einwanderung

1 VA 0533 (8).

In seiner Eröffnungsrede hatte der Museumsleiter Ulrich Borsdorf betont, die Sammlung des DOMiD sei in dieser Form in der Bundesrepublik einmalig: „De facto nimmt DoMiT zurzeit die Funktion eines historischen Gedächtnisses der türkischen ArbeitsmigrantInnen wahr.“¹ Borsdorf und Jamin sorgten dafür, dass die Ankäufe, die für die Ausstellung *Fremde Heimat* getätigt wurden, letztlich bei DOMiD verblieben. Damit arbeitete das *Ruhrlandmuseum* bewusst und strategisch einem zukünftigen Migrationsmuseum zu. Ging es auch darum, DOMiD in Zukunft zu einer solchen Gründung zu ermächtigen? Mit anderen Worten, es mit professionellem Handwerkszeug auszurüsten? – Kann man die Kooperation also als eine Form der ‚Entwicklungshilfe‘ betrachten?

Mathilde Jamin DOMiD war anfangs keine Gruppe von Museumsfachleuten, die haben das alles in ihrer Freizeit gemacht. Deshalb war die Professionalisierung von DOMiD ein erklärtes Ziel unserer Zusammenarbeit, von beiden Seiten. Und genau das ist mit der Ausstellung *Fremde Heimat* ja auch gelungen.

Die Sonderausstellung ist von verschiedenen Seiten gefördert worden. Unter anderem vom Land Nordrhein-Westfalen, für das Anton Rütten tätig war.

Anton Rütten Und dann kam die Ausstellung *Fremde Heimat!* Im *Ruhrlandmuseum* damals: Großartig! Also diese Ausstellung war für mich wirklich etwas Erkenntniserweiterndes. Aber es ging auch unheimlich ans Gefühl. Z. B. gab es da dieses Abteil, das von Istanbul bis nach München gefahren ist. Aus einem Nahverkehrszug. Und sich dann vorzustellen, dass man darin drei Tage unterwegs gewesen ist. Das waren so Sachen, die mich geflasht haben. Das war auch eine Bestätigung, dass es richtig war, so was Außergewöhnliches zu fördern. Das war etwas, was wir dann auch vorzeigen konnten.

Rütten war schon seit dem Brandanschlag von Solingen im Jahre 1993 mit DOMiD im Gespräch. Er beobachtete und begutachtete, wie die Mitarbeiter*innen des DOMiD ‚laufen lernten‘, förderte DOMiD aber auch als Institution.

Anton Rütten Frau Jamin und ich haben seinerzeit häufig telefoniert und uns unser Leid geklagt, weil bestimmte Sachen nicht liefen. Zumindest wie es nach unserer Verwaltungslogik hätte laufen müssen. Das musste ja alles immer in so eine Antragsform gebracht werden. Und die DOMiD-Akteure hatten keine Ahnung vom Antragsstellen. Unsere Begegnung war also auch so eine Beratungssituation. Das spiegelt ja immer auch ein Herrschaftsverhältnis wider: Wenn ich jemanden berate, habe ich immer auch die Möglichkeit, ihn zu manipulieren. Es ist schon so, das ist immer eine Gratwanderung. Ich hatte einen Wissens- oder Erfahrungsvorsprung. Aber den wollte ich teilen. Das ist natürlich Paternalismus. Aber ein Paternalismus, um den Paternalismus zu überwinden.

Im Jahr 2004 betrachtete Mathilde Jamin die Ausstellung *Fremde Heimat* noch einmal retrospektiv. In ihrem Text „Migrationsgeschichte im Museum“ warf sie – in Anlehnung an die Schrift „Deutsche Erinnerungsorte“ von François / Schulze (2002) – die Frage auf, welche Orte an die Geschichte der Einwanderung erinnern könnten. Etwa die Verbindungsstelle in Istanbul, einen Ort, den viele Tausende Migrant*innen aus der Türkei passieren mussten, um ins ‚gelobte Land‘ Deutschland zu kommen. Die Reise selbst wird als eigener Erinnerungsort apostrophiert oder der Münchner Bahnhof als zentrale Weiterleitungsstelle. So legen sich gewissermaßen über die Erinnerungslandschaft der Bundesrepublik migrantisches Narrative. „Der demokratische Idealfall wäre es, wenn das deutsche kollektive Gedächtnis dasjenige der Migranten bewahrend in sich aufnehmen würde als einen anerkannten und besonderen Teil von sich selbst. Bevor ein solcher Prozess der Inklusion stattfinden kann, muss das kollektive Gedächtnis der Migranten aber wohl zuerst erarbeitet und ihnen selbst bewusst werden – erst durch einen Akt der kulturellen Bearbeitung wird die Vielzahl der Erinnerungsorte zum kollektiven Gedächtnis. Den Migranten selbst Raum für die kulturelle Bearbeitung ihrer Erinnerung zu bieten, wäre meiner Ansicht nach die wichtigste Funktion eines Museums der Arbeitsmigration.“² Vielleicht, so denke ich heute, nachdem ich das ganze *Making of* von *Fremde Heimat* rekonstruiert habe, ist diese Ausstellung im Rückspiegel betrachtet selbst ein solcher Ort der „geteilten Erinnerung“.

2 Migrationsgeschichte im Museum. Erinnerungsorte von Arbeitsmigration – kein Ort der Erinnerung?, in: Jan Motte / Rainer Ohliger (Hg.), *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*, Essen 2004, S. 145-157, hier S. 148. Sie folgte damit einer Anregung Jan Mottes, *Migrationsgeschichte unter dem Aspekt des kollektiven Gedächtnisses zu betrachten*.

Nachhaltigkeit

Für DOMiD war die Essener Ausstellung ein Durchbruch, zugleich aber auch eine Durchgangsstation auf dem langen Marsch zum Migrationsmuseum. Im Jahre 1999, ein Jahr nach Abschluss der Essener Ausstellung, begutachtete der Historiker Jan Motte im Auftrag des *Landeszentrums für Zuwanderung* Nordrhein-Westfalen einen Projektantrag von DOMiD zur nachhaltigen Erschließung des bis dato gesammelten Archivbestandes. In seinem Gutachten betonte der Historiker die besondere gesellschaftliche Relevanz der Organisation: Mit seiner Arbeit im Rahmen des Ausstellungsprojekts in Essen habe DOMiD einen wichtigen „Beitrag zur kulturellen Repräsentanz und Gleichstellung von Zugewanderten“ geliefert. „Das DoMiT-Material eröffnet deshalb eine doppelte Perspektive. Erstens hat das Material bereits dazu beigetragen, die öffentliche Diskussion und die aktuelle Rezeption unterschiedlicher Erinnerungskulturen überhaupt erst in Gang zu bringen. Und einen kulturellen Dialog – der leider oftmals nur folkloristisch inszeniert wird – mit Substanz auszustatten.“ Zweitens erlaube das Material für die (engere) historische Forschung „einen anderen Blick auf die Migrations- und Sozialgeschichte der Bundesrepublik und NRWs, als es den Quellen z. B. staatlicher Provenienz eigen ist“.¹

1 VA 0516 (25).

Motte interpretiert die Ansässigkeit DOMiDs in Essen als „Standortvorteil“ des Landes NRW, das seit den 1950er-Jahren besonders von Migration betroffen und geprägt worden sei. „In der Zukunft werden immer mehr deutsche Staatsbürger mit einem Migrationshintergrund nach den Wurzeln ihrer Herkunft fragen. DoMiT kann – bei entsprechender Unterstützung – einen entscheidenden Beitrag zur Beantwortung dieser Frage leisten. [...] Der Vorteil, den NRW durch die Anwesenheit von DoMiT hat, sollte [...] genutzt werden.“² Und er empfahl das Archiv-Projekt nachdrücklich zur Förderung – für ein derartiges „historisches Gedächtnis“ der Zugewanderten sei die Möglichkeit zur Aufarbeitung und Erschließung des eigenen Archivbestandes geradezu eine überlebensnotwendige „Elementarversorgung“.³ In ähnlicher Weise würdigt auch Jürgen Reiche, damals Leiter des Bereichs Ausstellungen im *Haus der Geschichte*, DOMiD habe sich im Bereich der Musealisierung der Migration derart qualifiziert, dass es nunmehr selbst andere qualifizieren könne. „Das *Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei (DoMiT)* ist seit seiner Gründung 1990 zu einem wichtigen Ansprechpartner in diesem besonde-

2 Ebd.

3 Ebd.

ren Teilgebiet deutscher Nachkriegsgeschichte geworden. Die Bestände dokumentieren einen wesentlichen Aspekt der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. [...] Je stärker dieser Teil unserer Sozialgeschichte ins allgemeine Blickfeld rückt, desto wichtiger wird die Sammlung des DoMiT auch unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten. [...] Qualitativ hochwertige, aussagekräftige Objekte verdeutlichen nahezu alle Aspekte des Themas.“⁴ Am Ende seines Gutachtens bricht Reiche auch noch eine Lanze für die Idee eines Migrationsmuseums. „Die Präsentation im *Ruhrlandmuseum* in Essen bewegte sich daher unter inhaltlichen wie ausstellungsdidaktischen Gesichtspunkten auf hohem Niveau. Es wäre überaus wünschenswert, sie als Kern einer erweiterten ständigen historischen Ausstellung zur Migration aus der Türkei einem breiteren Publikum auf Dauer zugänglich machen zu können.“⁵

4 VA 0568 (2).

5 Ebd.

Wie ich zu DoMiT (heute DOMiD) kam.

Von Bengü Kocatürk-Schuster

Campus Universität Essen, 1998, irgendwann im Januar, sitze ich im Schneidersitz auf einem Flurboden in dem roten Gebäudekomplex, vor dem Büro einer Turkistik-Professorin, die mir als Zweitbetreuung meiner Magisterarbeit zugeteilt wurde. Mein Thema: „A contrastive linguistic analysis of Turkish and English“. Ich blättere in meinen Unterlagen und bin gespannt. Vor mir sind noch drei Studentinnen dran, die sich vergnügt auf Türkisch unterhalten. Die Tür öffnet sich, die Professorin steckt ihren Kopf heraus und spricht die drei direkt mit Vornamen an. In zwei kurzen, schnellen Sätzen erklärt sie, dass gerade ein guter Freund angerufen hätte, mit der Bitte, möglichst umgehend eine Mitarbeiterin für eine Ausstellung im Ruhrlandmuseum zu empfehlen. Die Sache sei sehr dringend! (Später bei DOMiD stellt sich heraus, dass die Einstufung ‚dringend‘ ein fester Bestandteil des Arbeitsalltags ist). Die Mädchen schauen sich etwas verdutzt an. Die Professorin meint auf Türkisch: „Sehr gute Türkisch- und Deutschkenntnisse, das ist die einzige Bedingung.“ Und fügt dann noch etwas hinzu wie: „Das ist euch wie auf den Leib geschnitten: Museumsarbeit, eine einzigartige Chance!“ Sie winkt die drei hastig herein, die Tür hinter sich auflassend. Eins der Mädchen, schulterlange, glatte, schwarze Haare, verdreht die perfekt geschminkten Augen. Trotzdem läuft sie der Professorin hinterher.

Ich denke – nein, zum Denken ist gar keine Zeit. Ohne lange nachzudenken, stehe ich auf, lasse sogar meine Magisterunterlagen im Flur liegen, und laufe einfach hinterher. Dreist? Mutig? Neugierig? Verrückt? Scheinbar eine Mischung von allem treibt mich, vor allem aber mein Instinkt. Ich durchquere das Vorzimmer. Auf ihrem langen Schreibtisch ist die

Professorin bereits dabei, die Telefonnummer der Ausstellungsmacher zu notieren. Sonst relativ zurückhaltend, mache ich mir keine Gedanken, dass ich mich ungebeten in diesem Raum aufhalte: Was soll's, vielleicht übersieht sie mich ja – ich bin ja klein und zierlich! Dabei bleibt es aber nicht, ich greife nach einem Kuli aus ihrer Stiftebox und schreibe die Nummer einfach ab. Im Augenwinkel bemerkt die Professorin meine Anwesenheit dann doch, ist aber zu sehr damit beschäftigt, die Mädels von diesem Superjob zu begeistern. Die nicken ziemlich abwesend und stecken die Zettel aus reiner Höflichkeit ein.

Bereits am nächsten Tag findet mein Bewerbungsgespräch in einer Garage(!) in Essen statt – der Beginn einer langen Verbundenheit. Seit diesem Tag fühle ich eine starke innere Bindung zu der Arbeit von DOMiD, die sich logisch nicht ganz erklären lässt. Die Arbeit mit den Objekten, alten Fotos und die unzähligen persönlichen Perspektiven der Geschichte, die bei DOMiD schlummern, haben mich von der ersten Stunde an fasziniert. Ich wollte nur noch mehr erfahren und habe die Geschichten quasi eingeatmet. Die Anziehungskraft unentdeckter Schätze entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einem Suchtfaktor, dem ich mich kaum entziehen konnte. Wenn man mich heute grinsend über den langen Flur von DOMiD laufen sieht, habe ich bestimmt wieder eine kleine oder aber eine größere Entdeckung gemacht, über jede einzelne freue ich mich immer wieder wie eine Schneekönigin.





BT 0651,0000 Stadtpaziergang durch Köln, mit Posieren im Rosenbeet, 1960er-Jahre. DOMiD-Archiv, Köln

Ins Zentrum der Aufmerksamkeit



VA 0605 e (1) 40 Jahre Fremde Heimat – Einwanderung aus der Türkei. 40 yıl Almanya – Yaban, Silan olur. Ausstellung im Alten Rathaus Köln, 2001. Dietrich Hackenberg

Spätestens Anfang der 2000er-Jahre war der alte Konsens, Deutschland sei kein Einwanderungsland – 1982 noch im Koalitionsvertrag von CDU/CSU und FDP niedergelegt und seither immer wieder aufs Neue vorgetragen –, angesichts der Einwanderungsrealität in Deutschland nicht länger haltbar. Immer mehr setzte sich die Einsicht durch, dass sich nur eine Realität politisch gestalten lässt, die nicht geleugnet wird. Gleich zu Beginn des Jahres 2000 stieß der damalige Bundesinnenminister der SPD-geführten rot-grünen Bundesregierung 1998 bis 2005, Otto Schily, eine Reform des Staatsangehörigkeitsrechts an. Zur Umsetzung dieser Reform berief Schily die *Unabhängige Kommission Zuwanderung* ein, die in der Öffentlichkeit unter dem Namen ihrer Vorsitzenden Rita Süssmuth (CDU) bekannt wurde. Zum 4. Juli 2001 legte die sogenannte *Süssmuth-Kommission* ihre Empfehlungen vor, die Zuwanderungs- und Integrationspolitik in Deutschland vollständig neu auszurichten: Um Integration zukünftig aktiv zu fördern, sollten Angebote an die Einwander*innen gemacht werden,

sich in Deutschland zu integrieren. Das Modell, das die Kommission 2000/2001 entwickelte, schlug ein ganzes Maßnahmenpaket vor, wie die Aufhebung des Anwerbestopps von 1974 im Rahmen einer geregelten Zuwanderung, die Öffnung zusätzlicher Zuwanderungswege oder die Vereinfachung des komplizierten Aufenthaltsrechts. 2001 wurde der Bericht der Regierung übergeben, das Echo war geteilt. Insbesondere die christdemokratischen Parteien, denen Süßmuth selbst zugehörte, lehnten die schrittweise Öffnung auf eine Einwanderungsgesellschaft hin ab. Der substanzielle Kern des neuen Staatsbürgerschaftsrechts, das dann 2004 noch unter der rot-grünen Bundesregierung endlich verabschiedet werden konnte, bestand dennoch im Abschied vom ethnonationalen Prinzip einer vererbten Staatsangehörigkeit (*ius sanguinis*) und der Hinwendung zum Prinzip der erworbenen Staatsangehörigkeit qua Geburt (*ius soli*). In Deutschland geborene Kinder ausländischer Eltern erhielten damit die deutsche Staatsangehörigkeit, sofern ein Elternteil seit mindestens acht Jahren dauerhaft in Deutschland lebte. Die Einbürgerung wurde damit – wie es Johannes Rau als Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen bereits in den 1990er-Jahren gefordert hatte – erheblich erleichtert. Für die Wahrnehmung von Migration in der deutschen Öffentlichkeit bedeutete die Arbeit der Süßmuth-Kommission sowie das neue Staatsbürgerrecht einen echten Paradigmenwechsel.

Es war genau zu jener Zeit, als der Journalist Martin Rapp bei DOMiD anging. Seine Aufgabe war es, das Archiv bei den Vorbereitungen für die zweite große Ausstellung durch Recherchen zu unterstützen. Die Ausstellung *40 Jahre Fremde Heimat – Einwanderung aus der Türkei in Köln. 40 yıl Almanya – Yaban, Silan olur* – die anlässlich des 40. Jahrestages des deutsch-türkischen Anwerbevertrages von 1961 gezeigt wurde – war in Form eines 44 Meter langen Fließbands konzipiert, in das die gläsernen Ausstellungsvitrinen gewissermaßen eingelassen waren. Die Ausstellung erzählte die Geschichte der Einwanderung aus der Türkei nach Köln wieder maßgeblich aus der Perspektive der sogenannten Gastarbeiter*innen, ergänzt durch die Erfahrungen ihrer Nachbar*innen, Freund*innen und Kolleg*innen. Als Ausstellungsort sollte das Historische Rathaus von Köln dienen. In einem Schreiben vom 3. Mai 2001 an Fritz Schramma, den Oberbürgermeister von Köln der Jahre 2000 bis 2009, bewertet DOMiD die Eröffnung dieses Angebots positiv: „Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Schramma, erstmal möchten wir Ihnen danken, dass das Problem des Ausstellungsortes gelöst worden ist. Die türkischen Mitbürger waren sehr erfreut über

1 VA 0570 (19).

die Nachricht, dass das Historische Rathaus uns als Ausstellungsräumlichkeit zur Verfügung steht.“¹ Nicht zufällig macht sich DOMiD in diesem Schreiben zum Sprachrohr der gesamten Einwander*innen-Community aus der Türkei – die Tatsache, dass DOMiD *den* repräsentativen Ort Kölns mit der Geschichte der Migration ‚besetzen‘ konnte, war so erinnerungswie anerkennungspolitisch bedeutsam. Mit dem Ausstellungsprojekt *40 Jahre Fremde Heimat* schien die Geschichte der türkischen Einwander*innen endlich im Herzen der Stadt Köln angekommen zu sein.

Martin Rapp DOMiD war ja gerade erst von Essen nach Köln gekommen. Im Winter 2001 haben wir noch Material aus Essen nach Köln geholt. Dieser Wechsel war ein wichtiger Schritt. Für DOMiD gab es in Essen nach dem Projekt *Fremde Heimat* im Ruhrlandmuseum keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr. Der geschichtspolitische Fokus der Ruhrgebietsstädte waren Industriemuseen, da sind alle Ressourcen reingeflossen.

Was wäre der geeignete Ort für ein Migrationsmuseum in Deutschland? Ende der 1990er-Jahre hatte es im Vereinsvorstand von DOMiD heftige Debatten über diese Richtungsentscheidung gegeben. Sollte man im Ruhrgebiet bleiben, wo man gut vernetzt war, oder waren die



E 1155,0001 b Poller Wiesen, 1970. Alfred Koch / DOMiD-Archiv, Köln

Entwicklungsmöglichkeiten in Essen ausgereizt – in den viel zu engen Räumlichkeiten, erst in einem AWO-Büro und später im Klassenraum einer ehemaligen Schule –, mit der Garage als Depot? So wurde nach längeren lebhaften Debatten und Kampfabstimmungen im Verein eines Tages endlich ein Lkw gemietet, Vereinsmitglieder verluden die gesamte Sammlung – all die Artefakte aus der Essener Ausstellung, daneben die „Dinosaurier-Eier“ von Aytaç Eryılmaz und die graue Literatur aus der Anfangszeit der Sammlung – und transportierten den gesamten Bestand nach Köln. In die Rhein-Metropole zu gehen, war eine sehr bewusste, strategische Entscheidung: Es ging um Fragen der Sichtbarkeit und der Repräsentativität.

Martin Rapp Köln war – bei aller Provinzialität – größer.
Und DOMiD-Akteure wie Cafer Cebe und Cumhuriyet Aytulun hatten gute politische Kontakte in der Stadt. Da gab es eine Holding von türkischen Geschäftsleuten, die SES Media, die haben uns dann unentgeltlich in ihre Geschäftsräume einziehen lassen. In der Bonner Straße, in einem ehemaligen Hochhaus der Deutschen Welle.

Die Geschichte DOMiDs ist wesentlich auch eine Geschichte des Kampfs um Anerkennung vonseiten der Politik, des Kulturbetriebs, der Institutionen. Auch der Anerkennungsprozess DOMiDs durch die Stadt Köln verlief nicht gradlinig. Als es zur Eröffnung der Ausstellung *40 Jahre Fremde Heimat* kam, zeigte sich DOMiD im Schriftverkehr mit der Kölner Stadtverwaltung von deren Einladungspolitik verprellt. Ein neuerliches Schreiben an den Oberbürgermeister Schramma vom 15. Oktober 2001 verlieh diesem Unmut Ausdruck: „Als wir jetzt die Presseerklärung der Stadt Köln zum Thema 40 Jahre Zuwanderung aus der Türkei in Köln als auch die offizielle Einladung zur Eröffnung der Ausstellung im Historischen Rathaus erhalten haben, bemerkten wir, dass die im Vorfeld gemeinsam getroffenen Absprachen keineswegs eingehalten wurden. Das hat uns betroffen und nachdenklich gemacht. [...] In der von Ihnen eingereichten Einladung ist [...] DoMiT nicht mehr als ein Redner aufgeführt.“² Überdies sei das Dokumentationszentrum, so heißt es in dem Brief, neben den anderen Initiatoren des Festaktes – nämlich der Stadt Köln, der *Ford AG* sowie dem *Landeszentrum für Zuwanderung* – nicht mit seinem eigenen Logo vertreten. DOMiD sah sich gezwungen, öffentliche Sichtbarkeit offensiv einzufordern. In seinem Schreiben an die Stadt erinnerte man an die zentrale Rolle, die das Archiv bei der Anbahnung sowie der Durchführung

2 VA 0570 (20).

des Ausstellungsprojekts innegehabt hatte: „Diese beiden Tatsachen haben bei uns die Sorge ausgelöst, dass DoMiT trotz seiner Vorreiterrolle von den Aktivitäten zum 40. Jahrestag der Zuwanderung nach Köln ausgegrenzt und ins Abseits gedrängt wird. Wir möchten nochmals erwähnen, dass die Initiative zu den Festlichkeiten ‚40 Jahre Migration aus der Türkei in Köln‘ von DoMiT kam.“³ Mit diesem Schreiben meldete die Migrant*innenselbstorganisation ihre berechtigten politischen Ansprüche an und machte ihre *Autorschaft* geltend. Sollte DOMiD tatsächlich ausgegrenzt werden, zu einem Zeitpunkt, als mit dem Migrationsthema eine der großen Bühnen der Kölner Stadtpolitik zu bespielen bzw. zu betreten war? Am Ende konnte der Dissens in einem Gespräch zwischen DOMiD und Oberbürgermeister Schramma beigelegt werden. Bei der Eröffnung sprach Aytaç Eryılmaz, außerdem wurde der Verein DOMiD in der Eröffnungsrede Schrammas ausdrücklich dankend adressiert.

Martin Rapp Kölns Oberbürgermeister Schramma hat letztlich erst verstanden, was wir machen, als der kanadische Staatspräsident ihm das erzählt hat, bei einem Staatsbesuch in Köln. Da sind sie im Foyer im Rathaus quasi über unsere Ausstellung gestolpert. Und da hat der hohe Staatsgast den Kölner Oberbürgermeister noch mal darauf hingewiesen, was er da für ein tolles Projekt hat!

In der Kölner Ausstellung differenzierte sich DOMiDs Geschichtsschreibung weiter aus, unter anderem in Richtung Kultur- und Mediengeschichte der Migration. In einer der dort präsentierten Fotografien ist Werner Höfer zu sehen – in den 1960er- und 1970er-Jahren eine der prominentesten Fernsehpersönlichkeiten Deutschlands. 1964 übernahm Höfer die Leitung des neu geschaffenen dritten Fernsehprogramms des WDR, als solcher war er auch verantwortlich für die Sendung *Ihre Heimat – unsere Heimat*, die von 1965 bis 1993 in Deutschland lebende Gastarbeiter*innen mit Unterhaltung und Informationen versorgen sollte. Italiener*innen, Griech*innen, Spanier*innen, Türk*innen, Jugoslaw*innen und Portugies*innen wurden dabei jeweils zehn Minuten Sendezeit pro Woche zugestanden.



BT 0827,0002 Der Journalist Werner Höfer mit Sprecherinnen des Westdeutschen Rundfunks, um 1965. Klaus Barisch

Das Projekt Migration I

Erweiterte Feldforschung

Neben den Bemühungen, sich auf lokaler Ebene weiter zu etablieren, galt DOMiDs Augenmerk immer auch einer überregionalen, bundesweiten Sichtbarkeit. Zeit seines Bestehens hatte DOMiD die Forderung erhoben, in Deutschland müsse zum Gedächtnis der zahllosen Einwander*innen der Nachkriegszeit ein Migrationsmuseum entstehen. Im Oktober 2002 veranstaltete DOMiD in Kooperation mit der *Bundeszentrale für politische Bildung* in Brühl seine erste große Fachtagung „Das historische Erbe der Einwanderer sichern. Die Bundesrepublik Deutschland braucht ein Migrationsmuseum“ – und artikulierte damit deutschlandweit seinen kulturpolitischen Anspruch.

Martin Rapp Wir waren immer der Meinung, die rot-grüne Regierung wäre unser natürlicher Verbündeter. Weil die ja tatsächlich versucht hat, Deutschland als Einwanderungsland zu setzen. In den Jahren 2001/2002 hatten wir Gespräche mit dem Kulturstatsministerium unter Nida-Rümelin, im Beisein auch von Cem Özdemir, zum Thema Migrationsmuseum in Köln. Das war damals eigentlich schon fast eine ausgemachte Sache.

Doch letztlich lehnte der damalige Kulturstatsminister die Einrichtung eines solchen festen Ortes der Migrationsgeschichte zu diesem Zeitpunkt ab. Stattdessen hatte er vorgeschlagen, ein groß angelegtes, doch temporäres Ausstellungsprojekt zur Migration zu initiieren, in den Augen des Ministers würde das gerade der starken Dynamik und der ‚Unbehautheit‘ des Themas besser gerecht.¹

¹ Vgl. ein Schreiben der damaligen Kölner Kulturdezernentin Marie Hüllenkremer an DOMiD vom 9. August 2001, in der die Absage der Stadt Köln an ein Migrationsmuseum vor Ort mit der ablehnenden Haltung des Kulturstatsministers Nida-Rümelin begründet wird. VA 0570 (15).

Diese Idee war die Initialzündung des groß angelegten Forschungs- und Ausstellungsprojekts *Projekt Migration* – einem höchstgeförderten Initiativ-Projekt der *Kulturstiftung des Bundes*, die gerade erst gegründet worden war. Im April 2002 hatte Hortensia Völckers, die künstlerische Direktorin der Stiftung, Kontakt zu DOMiD aufgenommen, um beim Thema Migrationsausstellungen durch einen interdisziplinären Zugang Neuland zu betreten.

Aytaç Eryılmaz Sie kam zusammen mit Kathrin Rhomberg, die kürzlich erst die Leitung des *Kölnischen Kunstvereins* übernommen hatte. Die beiden dachten an eine Migrationsausstellung, aber aus künstlerischer Perspektive. Wir haben gesagt, dass wir mit der Kunst keine Erfahrung haben. Wir wollten ihnen aber auch nicht einfach unsere Objekte zur Verfügung stellen. Eine Zusammenarbeit konnten wir uns dagegen vorstellen, unter der Voraussetzung, dass sich die Künstler wirklich intensiv mit dem Thema Migration beschäftigen würden.

Gemeinsam machte man sich daran, das angedachte Ausstellungsprojekt zu konkretisieren. Hortensia Völckers brachte das *Haus der Kulturen der Welt* in Berlin als Ausstellungsort ins Gespräch², doch die Verantwortlichen dort lehnten eine Kooperation mit der Begründung ab, die geplante Ausstellung erscheine – wohl im Hinblick auf die Essener Ausstellung *Fremde Heimat* von 1998 – für das Profil ihres Hauses zu ‚historisch‘. Überdies sehe man in den Milieustudien und Genreszenen, wie sie bislang in DOMiD-Ausstellungen zu sehen gewesen seien, die Gefahr, Einwander*innen zu ‚exotisieren‘.³ Nun hatte DOMiD niemals in seiner Geschichte exotisierende oder gar folkloristische Ausstellungen gemacht. Schon in der Zusammenarbeit mit dem *Ruhrlandmuseum* waren die Einwander*innen weniger als ‚Türk*innen‘, sondern vielmehr als ‚Arbeitsmigrant*innen‘, also als sozialhistorische Figur, verhandelt worden. Doch in einem Punkt trog der Eindruck des *Hauses der Kulturen* in Berlin nicht: In der Tat waren bis dato sozialhistorische Migrationsausstellungen DOMiDs Markenkern. Und das *Projekt Migration* sollte diesen Repräsentationsgestus durchbrechen.

Neben DOMiD wurden darum durch die Kulturstiftung noch drei weitere Institutionen eingeladen, über die drei Jahre der Projektdauer hinweg zusammenzuarbeiten: Während der *Kölnische Kunstverein* als Projektträger fungieren und künstlerisch in das Feld der Migration intervenieren sollte, war das *Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie* in Frankfurt, gemeinsam mit dem *Institut für Theorie und Kunst der Gestaltung* in Zürich, vor allem für den diskurstheoretischen Rahmen sowie das

2 Vgl. E-Mail vom 18. April 2002, VA 0588.

3 VA 0587.

Ausstellungsdisplay verantwortlich. Gerade die Verschiedenheit dieser Zugänge – historisch, kulturalanthropologisch und künstlerisch – würde, so die Hoffnung der Kulturstiftung, das Thema Migration auf ganz neue Weise konturieren und unvorhergesehene Bilder für dieses politisch so hart umkämpfte Diskursfeld entwerfen.

Allerdings gab es unter den Projektbeteiligten spezifische Berührungspunkte. Während die kuratorischen Leiterinnen das *Reenactment* eines bestimmten Gastarbeiter*innenmilieus – etwa durch den Nachbau eines Wohn(heim)zimmers, wie er in der Essener Ausstellung gezeigt worden war – im *Projekt Migration* nicht wiederholen wollten, bestand die Sorge vonseiten der Migrant*innenselbstorganisation DO-MiD – und insbesondere des Gründers Aytaç Eryılmaz – darin, die kooperierenden Kuratorinnen – Kathrin Rhombert für den *Kölnischen Kunstverein*, Regina Römhild für das Frankfurter *Institut für Kulturalanthropologie* und Marion von Osten für das *Institut für Gestaltung* in Zürich – könnten womöglich die Lebenserfahrungen der Migrant*innen nicht angemessen repräsentieren, und die in das Projekt involvierten Künstler*innen würden das dokumentarische Material möglicherweise lediglich als ‚Spielmaterial‘ betrachten.

Aytaç Eryılmaz Zwei türkischstämmige Künstlerinnen wollten beispielsweise für ihre Installation über die Gastarbeiter ein Zugabteil verwenden. Wobei wir mit Mathilde Jamin in den Akten des *Bundesarchivs* bzw. den Akten der Bundesbahn ja genau das recherchiert hatten: dass die Sonderzüge der Gastarbeiter eben *Nahverkehrszüge* waren. Die wurden dann nur im Fernverkehr eingesetzt. Aber die waren ohne Kopfstütze! Und die Künstlerinnen wollten dann einfach normale Abteile mit Kopfstützen in ihrer Installation zeigen. Das hätte die Geschichte verfälscht.

Regina Römhild betonte damals den experimentellen Charakter des Projekts, und beschrieb das Team als ein Laboratorium, in dem sich auch gesamtgesellschaftliche Verhältnisse widerspiegeln: „Für mich ist die Form der Zusammenarbeit und die Zusammensetzung unserer Arbeitsteams ein hochinteressantes Experiment: Wir sitzen als WissenschaftlerInnen und Kunst- und KulturproduzentInnen, als MigrantInnen und als politisch Engagierte an einem Tisch. [...] Wir sind in dieser Zusammensetzung selbst ein Mikrokosmos der Einwanderungsgesellschaft. Daher erscheint mir unsere Arbeitsweise als programmatisches, zukunftsweisendes Experiment. Wir führen hier viele Diskussionen, die eigentlich in der Gesellschaft geführt werden sollten. Und die Konflikte, in die wir damit geraten, sind keine anderen als die, die ganz generell noch unbearbeitet auf der Tagesordnung einer praktizierten Einwanderungsgesellschaft stehen.“⁴

4 Ebd.

Martin Rapp als stellvertretender Projektleiter des DOMiD-Teams beschrieb die Kooperation in dem Round-Table-Gespräch ebenfalls als Aus- handlungsprozess, bei dem es zunächst darum gegangen sei, eine ge- meinsame Sprache zu finden: „Das *Projekt Migration* ist ein spannender Lernprozess. DoMiT bringt eine langjährige sozialgeschichtliche Samm- lungs- und Ausstellungserfahrung mit ein. Wir begreifen Geschichte nicht als Abfolge von Ereignissen, sondern als sozialen Prozess, an dem viele Akteure beteiligt sind. Diesen multiperspektivischen Blick auf die Einwan- derungsgeschichte wollen wir zur Geltung bringen.“⁵ Ursprünglich hatte DOMiD innerhalb des Projekts Migration eine eigene Ausstellung zur Ar- beitsmigration organisieren wollen, doch die *Kulturstiftung des Bundes* drängte auf eine gemeinsame Ausstellungsarbeit. Wie schon in der gro- ßen Essener Ausstellung wollte sich DOMiD in diesem Spiel aus verschie- denen Playern nicht vereinnahmen lassen.

5 Ebd.

Martin Rapp Aytaç Eryılmaz ging es um Anerkennung der Geschichte, der Leistung, der Lebensleistung der Migrantinnen und Migran- ten. Da ging es immer um Fragen der Repräsentation, und das dann an die Kinder und Enkel der Migranten zu vermit- teln. Das waren die Prinzipien, die DOMiD immer geleitet haben. Das war dann aber auch ein Konflikt mit mir. Wenn man von Anerkennung spricht, impliziert das meistens auch *Anpassungsprozesse*. Mein Interesse war aber, die *Kämpfe der Migration* sichtbar zu machen. Über Rassismus zu reden, oder über soziale Ungleichheit. Und die Selbstorganisation der Migrantinnen und Migranten in den Vordergrund zu bringen, als politische Artikulation. Das ist eine andere Erzählung als die der ersten beiden Ausstellungen. Anderer- seits repräsentierten die Kolleginnen vom *Kölnischen Kunstverein* und von der Uni Frankfurt aber auch Institutio- nen der Mehrheitsgesellschaft. Ich wiederum repräsentierte die Migrantenselbstorganisation DOMiD. Da ging es uns auch um DOMiDs Deutungsmacht. Überhaupt ging es in diesem Kuratorium immer darum: *Wer hat eigentlich das Sagen? Oder besser: Wer entscheidet? Wer spricht für wen?*



E 377,0027/0030/0032 Interieurs Berlin Kreuzberg,
1974. Vlassis Caniaris / DOMiD-Archiv, Köln
Diese Fotoserie produzierte der griechische Künstler
Vlassis Caniaris Anfang der 1970er-Jahre unter
Migrant*innen in Berlin. Indem das *Projekt Migration*
auch künstlerische Fotografien in den Mittelpunkt der
Aufmerksamkeit rückte, veränderte sich die gesamte
Anmutung des Themas Migration.



Daughters and Sons of Gastarbeiter

Die Spannungen zwischen den Projektbeteiligten des *Projekts Migration* erwiesen sich im Prozess-Verlauf 2002 bis 2006 als höchst kreativ. Für DOMiD eröffneten sich mit dem *Projekt Migration* auch sammlungstechnisch ganz neue Dimensionen. Die DOMiD-Verantwortlichen wollten immer mehr im Namen verschiedener Einwander*innengruppen sprechen. So wurde auf der Grundlage der Sammlungsaktivitäten für die Ausstellung die DOMiD-Sammlung systematisch erweitert, und es konnten dazu mehrjährig feste Stellen eingerichtet werden.



E 0377,0057 Straßen-
szene Berlin Kreuzberg,
1974. Vlassis Caniaris /
DOMiD-Archiv, Köln

In diesem Rahmen bin auch ich im März 2003 als wissenschaftlicher Mitarbeiter zu DOMiD gestoßen. Gemeinsam mit meinen neuen Kolleg*innen hatte ich damals ein Großraumbüro in der Bonner Straße bezogen – jenem ehemaligen Hochhaus der *Deutschen Welle*, in dessen Kellern DOMiD erst zwei Jahre zuvor die Sammlung aus Essen untergestellt hatte. Auf der elften Etage, gleich neben jenem Büro der Leitung, in dem mein Vorstellungsgespräch stattfand, recherchierte ich nun zu Griech*innen in Deutschland, während meine Kollegin Aurora Rodonò zu Italiener*innen, Alexandra Ventura Corceiro zu Portugies*innen, Antonio Muñoz Sánchez zu Spanier*innen und Murat Güngör zur Türkei recherchierten. Wir gehörten alle zur sogenannten zweiten Generation, und wir wurden für das Projekt rekrutiert, weil wir in Deutschland sozialisiert und ausgebildet worden waren. Gleichzeitig kannten wir als Kinder der Einwander*innen auch deren Überlieferungen und kulturellen Codes. Darum trauten uns die Verantwortlichen von DOMiD zu, Zugang zu den jeweiligen Communitys zu finden – was für die Forschungs- und Sammlungsarbeit von DOMiD von entscheidender Bedeutung ist. Denn es ermöglicht den verschiedenen Einwander*innen-Communitys, an ihrer Geschichte selbst mitzuschreiben. Zugleich waren die DOMiD-Recherchen für uns Mitarbeiter*innen aber auch eine Art Biografiearbeit.

Alexandra
Ventura Corceiro

Es war die Auseinandersetzung mit unseren Vätern. Das Wälzen von Dokumenten, die Archivrecherche oder lebensgeschichtliche Interviews zu führen – das war eine Augenöffnung; aber eben auch eine Einladung, sich mit der eigenen Biografie zu beschäftigen.

Konzertierte Sammlungsaktionen

Als wir bei DOMiD mit dem Sammeln begannen, wandelten wir auf den Spuren seiner Gründer*innen, und wir machten auch ähnliche Erfahrungen wie sie. Vor allem diese: Die Sammlungstätigkeit ist ein *Wettkampf mit der Zeit*. Manche der Pionier*innen der Ära der Gastarbeit waren bereits verstorben oder im Rentenalter. Wollten wir ihre Lebensgeschichten aufzeichnen, musste das schnell gehen. Und auch was ihre materielle Überlieferung betraf: Wir mussten jetzt sammeln oder nie. Es glich einer babylonischen Sprachverwirrung, wenn wir alle gleichzeitig in den jeweiligen Muttersprachen telefonierten, um Kontakte in die Communitys zu knüpfen. Wir spürten bald, wie grundlegend dieser persönliche Kontakt ist, um Vertrauen zu potenziellen Leihgeber*innen aufzubauen. Auch hierbei kam uns die jahrelange Sammlungspraxis von DOMiD zugute. Und gleichzeitig manifestierte sich das Ziel, die Sammlungspraxis immer weiter zu professionalisieren. In der Arbeitsbeschreibung von damals hieß es: „Interessant sind vor allem Gegenstände, die einen persönlichen Erinnerungswert besitzen und in ihrer Bedeutung verallgemeinerbar sind, z. B. erste erworbene Gegenstände, weil sie in der neuen Umgebung eine Orientierung darstellen, oder bestimmte Konsumgüter, weil sie die ersehnte Teilhabe am Wohlstand ausdrücken, den Stolz über das neu Erreichte, bzw. den Verlust. [...] Das gesammelte Material – Objekte, Fotografien sowie Dokumente – muss mit Vorsicht behandelt werden. Der Arbeitnehmer wird zu Anfang der Beschäftigungszeit durch eine Schulung über archivgerechten Umgang, die Aufbewahrung und Sicherung der gesammelten Materialien unterrichtet.“¹

1 VA 0545 (7).

Bei den unzähligen Anbahnungsgesprächen ging es also einerseits um das Anvertrauen von Dingen, die aus oft unerfindlichen Gründen verschiedene Umzüge überlebt hatten und fast unwillkürlich mitgeschleppt worden waren; oft aber ging es auch um Stücke von ideellem Wert, wie eine Kamera, mit der man begonnen hatte, seine eigene Wirklichkeit nicht nur zu erleben, sondern auch zu dokumentieren; oder das Telegramm mit der Nachricht vom Tod der Mutter – das Einzige, was blieb, weil man an ihrer Beerdigung nicht teilnehmen konnte. Oft waren es gerade diese lieb gewordenen Dinge, ‚alte Gefährten‘, die unsere Leihgeber*innen immer in ihrer Reichweite gehalten hatten und von denen sie sich entsprechend schwer trennen konnten.

Häufig führte der Weg zu den privaten Leihgeber*innen über Multiplikator*innen – Sozialberater*innen in den Wohlfahrtsverbänden oder Gewerkschaftsfunktionär*innen. Und natürlich interessierten wir uns neben den privaten auch für öffentliche Archive, wie die des *DGB* und der *IG Metall*² oder der Wohlfahrtsverbände – wobei die *Caritas* für die katholischen Italiener*innen, Portugies*innen und Spanier*innen, die *AWO* für die Türk*innen und Jugoslaw*innen und das *Diakonische Werk* für die orthodoxen Griech*innen zuständig war.³ Schließlich zogen wir das gesamte Spektrum öffentlicher Archive – von Stadtarchiven und Unternehmensarchiven bis hin zum *Bundesarchiv* in Koblenz – in unsere Forschungen mit ein. Schon die besagte Arbeitsbeschreibung hatte unseren Blick auf eine mögliche notwendige Kritik des Gastarbeiter*innen-Regimes gelenkt: „Ei-nige Leitfragen sind: Welche Objekte oder Dokumente repräsentieren am besten das System von Vorschriften, Auflagen, Verboten, denen sich die Einwanderer im Alltag, im Umgang mit Unternehmen, Behörden, Vermietern gegenübersehen? Was veranschaulicht Themen wie Alltagsbewältigung, Integrationsbemühungen und die Selbstbehauptung der Einwanderer gegen die Ausgrenzung der Bundesrepublik?“⁴

2 Die *IG Metall* hatte bereits in den 1970er-Jahren eine eigene ‚Abteilung für ausländische Arbeitnehmer‘ aufgebaut. Auch die Arbeit ihrer Mitarbeiter Manuel Montesinos, Carlos Pardo, Yilmaz Karahasan und Elias Hadjiandreou ist im DOMiD-Archiv gut dokumentiert.

3 Heute lagert u. a. das Archiv von Georg Albrecht im DOMiD-Archiv. Albrecht hatte in den frühen 1960er-Jahren im Auftrag des *Diakonischen Werks* die gesamten sozialberaternden Dienste für die griechischen Gastarbeiter*innen aufgebaut.

4 VA 0545 (7).

Das Bootcamp

1 Diese geschichtspolitischen Erwägungen finden sich sehr gut zusammengefasst in dem von Jan Motte und Rainer Ohliger herausgegebenen Sammelband: *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*, Essen 2004.

2 Gleichzeitig ist der zwangsläufig subjektive Blickwinkel dieser Form von Geschichtsschreibung immer wieder kritisiert worden. Und tatsächlich hat die Methode ihre Tücken. Als ich meinen Vater zum Interview darüber bat, wie er als Gastarbeiter im Alter von achtzehn Jahren nach Gummersbach kam, wie er in einem Automobilzuliefererbetrieb innerhalb von drei Tagen seine Handschuhe so verschlissen hatte, dass die Hände blutig wurden, wie er dann endlich in der Reproduktionsanstalt meines Großvaters gelandet war, die die beiden dann zu einem großen mittelständischen Druckunternehmen ausgebaut hatten, da spürte ich, dass etwas nicht stimmte: weil er, den ich als ‚griechischen Gastarbeiter‘ befragte, sich nun längst nicht mehr so verstand.

Hatten die DOMiD-Gründer*innen anfangs eher intuitiv gesammelt, wurden wir nun regelrecht geschult. Ehe wir mit unserer Objektrecherche begannen, erhielten wir – wiederum im Sinne der Professionalisierung – eine Art Grundausbildung: Nach einem Treffen mit Mathilde Jamin, bei dem sie uns in die Musealisierung der Migration eingeführt und das Konzept des *Musée Sentimental* erläutert hatte, wurden uns zu Weiterbildungszwecken die jungen Historiker Rainer Ohliger und Jan Motte zugeführt. Die beiden hatten sich auf die Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft spezialisiert und in verschiedenen Publikationen und öffentlichen Veranstaltungen immer wieder gefordert, Migrationsgeschichte müsse endlich als integraler Bestandteil der deutschen Nachkriegsgeschichte begriffen werden. Besonderen Nachdruck aber legten Ohliger und Motte auf die Implementierung eines zentralen Erinnerungsorts der Migration. Das Migrationsmuseum in Deutschland, so die Zukunftsvision der Historiker, könne gewissermaßen die Werkstatt sein, in der diese gemeinsame Geschichte der Einwanderung überhaupt erst herausgearbeitet, kulturell weiterbearbeitet und für die gesamte Gesellschaft fruchtbar gemacht werden könne.¹

Zeit seines Bestehens hatte DOMiD intensiv mit Mitteln der *Oral History* gearbeitet. Allein für die Ausstellung *Fremde Heimat* in Essen hatte Aytaç Eryılmaz an die hundert Interviews geführt. Diesem Weg sollten auch wir nun folgen. Am *Institut für Geschichte und Biographie* machte uns der Historiker und Biografieforscher Alexander von Plato, der in den 1980er-Jahren gemeinsam mit Lutz Niethammer von der Universität Essen aus die *Oral History* in die deutsche Forschungslandschaft eingeführt hatte, mit der Interviewtechnik des lebensgeschichtlichen Interviews bekannt. Kaum etwas transportiert die Persönlichkeit eines Menschen so wie die Stimme, und auch wir erlebten die je eigene Art unserer Interviewpartner*innen, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, charakteristisch und unverwechselbar.²



E 0377,0001 Interieurs Berlin Kreuzberg, 1974.
Vlassis Caniaris / DOMiD-Archiv, Köln

Erinnerung um Erinnerung

Es war im Frühjahr 2003, als meine Freundin Niki Eideneier mich anrief und mir erzählte: „Eleni, ich habe Manuel Gogos deine Telefonnummer gegeben. Sein Vater ist Grieche. Sie wollen in Köln ein Einwanderermuseum gründen. Vielleicht kannst du ihm weiterhelfen.“ Ein Museum für Einwanderer? Ich freute mich sehr, das zu hören! Ich war ja selbst 1961 als Einwanderin aus Griechenland nach Deutschland gekommen und hatte in meinem Leben selbst viel Material über griechische Einwanderer gesammelt.

Dreißig Jahre nach meiner Ankunft in Deutschland, irgendwann um das Jahr 1991, im Alter von 53 Jahren, da hatte ich mich gefragt: „Was mache ich eigentlich immer noch hier?“ Hatte ich nicht damals meiner Familie versprochen, spätestens in zwei Jahren zurück zu sein? Dreißig Jahre war ich schon in Deutschland, aber von meiner Rückkehr träumte ich noch immer.

Eines Tages wäre ich fast in meinen Erinnerungen ertrunken. Wem sollte ich davon erzählen? Da nahm ich einen Bleistift und Papier und begann, mein Leben aufzuschreiben. „Die Stoffpuppe“ erzählt meine Kindheit, wie ich während des Zweiten Weltkrieges in Armut und Elend unter der Besatzung der Deutschen aufgewachsen bin. Und in dem Buch „Die ewige Suche nach der Heimat“ zeichne ich mein Leben in Deutschland nach, mit all den Problemen des Exils, den unerträglichen Trennungsschmerzen. Dann kam „Lebenswege“, eine reine Dokumentation, in der ich anhand von Zeugnissen, Fotos und Dokumenten die Geschichte der griechischen Einwanderung nach Deutschland zusammentrug. Die Geschichte von Tausenden jungen Männern, die mit einem

Arbeitsvertrag ins Unbekannte führen; und von Frauen, die – wie ich – ihre Kinder zurücklassen mussten, auch wenn die sich an ihre Mütter klammerten, weinten und bettelten, sie mitzunehmen.

Als Manuel kam, war er von meiner Arbeit beeindruckt. Ich gab ihm gern meine Bücher mit, und auch viele der Fotos und Dokumente. Ich wusste, diese Geschichte war es wert, geschrieben zu werden. Und ich wusste auch: Eines Tages würde dieses wertvolle Material und auch die Geschichten, die sich daran knüpfen, an einem sicheren Ort verwahrt. Als Vermächtnis für zukünftige Generationen. Damit sie verstehen, wie ihre Eltern hier lebten, mit der anstrengenden Arbeit, getrennt von den Kindern. Aber natürlich betrifft diese Geschichte nicht nur uns ausländische Arbeitnehmer. Es ist die Geschichte Deutschlands, in das innerhalb weniger Jahre viele Tausend Menschen eingewandert sind. Darum war die Nachricht, dass das Migrationsmuseum nach all den Jahren nach Köln kommt, für mich so bedeutsam, ja aufwühlend: Endlich wird da ein sicherer Platz sein für meine Sammlung und die Ausstellung, die ich zuletzt entwickelt habe.³ Endlich wird da ein Ort sein für all diese Stimmen, die ich im Ohr habe, für meinen, für unseren ganzen Erfahrungsschatz.

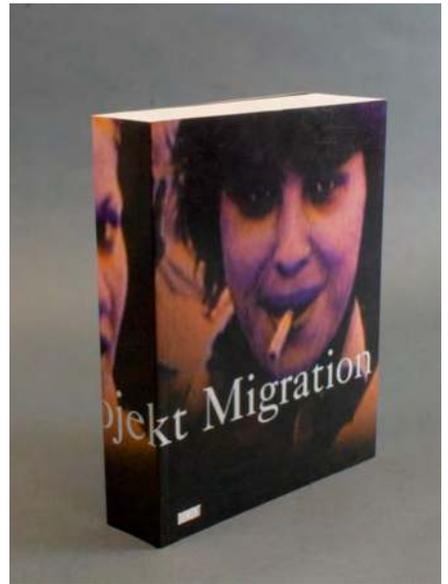
³ Die Ausstellung MIGRED, 60 JAHRE UND WIR SIND IMMER NOCH HIER wurde von Eleni Tsakmaki entwickelt und im Frühjahr 2020 in Kooperation mit dem Münchner Stadtmuseum gezeigt.

Geschichte schreiben

Antonio Muñoz Sánchez

Bei DOMiD war wirklich etwas Besonderes am Werk: Wann würde es so eine Chance noch mal geben, dass Kinder der Gastarbeiter gemeinsam über diese Geschichte forschen und die Geschichte erzählen aus einer Perspektive, die die Deutschen – auch deutsche Wissenschaftler – nicht haben und nicht haben konnten? Es gab schon einiges an Literatur, aber die war sehr deutschlandzentriert. Was völlig fehlte, war die Perspektive des Herkunftslandes. Und hierin, in diesem Doppelblick, erkannte ich ein großes Potenzial für das Projekt. Migration aus einem vergleichsweise reichen, demokratischen Land wie Italien oder dem bitterarmen Portugal – das zudem in einen Kolonialkrieg verstrickt war –, das war ja nicht dasselbe. Und jeder der Mitarbeiter versuchte nun diese Logik für sein eigenes Herkunftsland zu finden.

In unserer individuellen Forschung konnten wir die Konturen der verschiedenen Einwander*innen-Communitys stärker herausarbeiten, wie bei der italienischen Gastarbeiter*innen-Anwerbung, die gewissermaßen die Blaupause für die späteren Anwerbungen darstellte und insofern fünfzig Jahre später zu Recht auch den konkreten Anlass für das *Projekt Migration* bot. Zugleich wurden Aspekte sichtbar, die die Migrationsforschung bislang übersehen oder vernachlässigt hatte. Die Arbeitsmigration der 1950er- und 1960er-Jahre wurde lange als männliches Phänomen wahrgenommen. Dabei haben migrantische Arbeiterinnen die Gastarbeiter-Ära maßgeblich mitgeprägt. Viele der Anfragen bei den deutschen Kommissionen bezogen sich auch auf weibliche Arbeitskräfte. Aurora Rodonò interessierte sich besonders für emanzipatorische Gründe der Frauen, zu migrieren: etwa weil sie durch die Migration dem Familiensystem entkommen konnten. Oder weil sie sich wirtschaftlich unabhängig machten oder sogar selbst zu den Ernährerinnen der zurückbleibenden Familien wurden. Während es für das Frauenbild der (west-)deutschen Hausfrau in den 1950er- und 1960er-Jahren eher verpönt war, den Kreis von Kindern, Kirche und Küche zu verlassen, arbeiteten die Frauen aus dem Ausland häufig als Fließbandarbeiterinnen in Fabriken, in der Textilindustrie, der Feinelektronik oder der metallverarbeitenden Industrie. Oft produzierten sie im Akkord. Wobei manche Arbeitsmigrant*innen ihren deutschen Arbeitgeber*innen für die Arbeit dankbar waren und ihren Ehrgeiz dareinsetzten, den Akkord zu erfüllen; andere spürten Wut, weil man sie nach der sogenannten Leichtlohngruppe II bezahlte, was an Ausbeutung zumindest grenzte – wogegen manche der Gastarbeiter*innen sich wiederum aktiv in Arbeitskämpfen wehrten.



Das Coverfoto des Katalogs stammt aus dem Dokumentarfilm *Ihr Kampf ist unser Kampf* (1974). Im Jahr 1973 legten beim Automobilzulieferer-Betrieb Pierburg in Neuss 2.000 Arbeiter*innen – davon 1.700 Frauen – überwiegend aus Griechenland, Spanien, Jugoslawien, Italien und der Türkei ihre Arbeit nieder und forderten die Abschaffung der sogenannten Leichtlohngruppe II. Indem das *Projekt Migration* die aktive Rolle von ausländischen Arbeiterinnen bei diesen Arbeitskämpfen akzentuierte, wurde die Migrationsgeschichtsschreibung bei DOMiD zugleich weiblicher und aktivistischer.

Aurora Rodonó Im DOMiD-Archiv gibt es einen Film zum Pierburg-Streik aus den 1970er-Jahren. Wir waren die Ersten, die den wieder ausgegraben haben, auch um zu zeigen: Migrationsgeschichte ist nicht immer die Geschichte von Männern. Bei der Firma Pierburg waren 3.800 Leute beschäftigt. 70 Prozent davon Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter, die überwältigende Mehrheit Frauen. Im Frühjahr 1973 haben sie dort einen Streik initiiert und im August den ganzen Betrieb lahmgelegt. Und damit haben sie es tatsächlich geschafft, die Leichtlohngruppe II abzuschaffen. Das war noch vor dem berühmten Ford-Streik, den man heute als ‚Türkenstreik‘ erinnert – wieder mit diesen typischen männlichen Bildern.

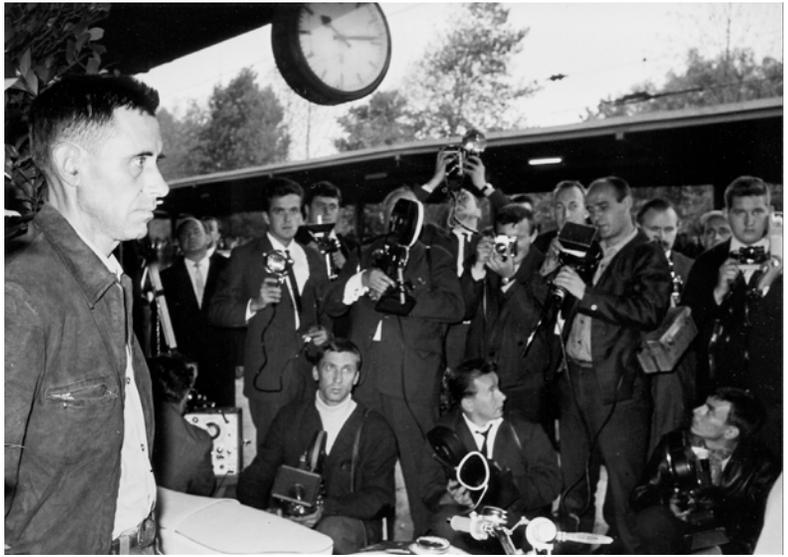
Ein anderes Vorurteil, mit dem wir aufzuräumen begannen, war die kategoriale Unterscheidung von Gastarbeit als Wirtschaftsmigration auf der einen und politisch motivierter Migration auf der anderen Seite. Denn die Geschichte der Arbeitsmigration der 1960er- und 1970er-Jahre, in der man anfangs, Europa als einen einzigen großen Rekrutierungsraum für Arbeitskräfte anzusehen, war eng verbunden mit der politischen Geschichte der letzten Diktaturen Europas, die in Spanien bis zum Tod Francos im Jahre 1975, in Portugal bis zur Nelkenrevolution 1974 und in Griechenland bis zum Ende der Militärdiktatur ebenfalls 1974 herrschten. Hinter den Anwerbevereinbarungen standen nicht bloß wirtschaftliche Interessen: Über die zwischenstaatlichen Abkommen wollte die Bundesrepublik auch innenpolitisch instabile Länder wie Spanien, Portugal oder Griechenland stärker ins Westbündnis einbinden. Wir stellten die Gastarbeiter*innen-Geschichte also in einen größeren historischen Kontext, insbesondere in den geopolitischen Rahmen des Kalten Krieges.¹ Und hier griffen unsere transnationalen Forschungen ineinander.

1 Vgl. dazu auch: Antonio Muñoz / Senad Hadžić, *Kalter Krieg und Migration*, in: *Ausstellungskatalog Projekt Migration*, Köln 2005, S. 35-42.

Außerdem führten wir die DOMiD-Tradition fort, Geschichte „gegen den Strich zu bürsten“, wie es der Autor Walter Benjamin gesagt hatte: Am 10. September des Jahres 1964 war ein Sonderzug mit spanischen und portugiesischen Gastarbeiter*innen in den Bahnhof Köln-Deutz eingefahren. Ein unrasierter, hagerer Mann, etwa 1,75 Meter groß, in blauer Arbeitshose und mit einem breitkrepfigen Hut stieg aus. Ein Dolmetscher lief die Reihen entlang, und er rief seinen Namen aus: Armando Rodrigues! Armando Rodrigues! Während die Werkskapelle Felten & Guillaume den Hit ‚Auf in den Kampf, Torrero‘ intonierte, fuhren Vertreter*innen der deutschen Arbeitgeberverbände ein zweisitziges Moped als Geschenk für den millionsten Gastarbeiter auf.

Vierzig Jahre später organisierte DOMiD in Deutz, genau da, wo einst alle Gastarbeiter*innen aus Spanien und Portugal angekommen waren und auch die deutsche Arbeitsverwaltung Armando Rodrigues de Sá einen großen Bahnhof bereitet hatte, eine Gedenkveranstaltung, zu der neben der damaligen Integrationsbeauftragten des Bundes, Aydan Özoğuz, auch ein Enkel von Armando Rodrigues de Sá kam.

Während das *Haus der Geschichte* in Bonn, das 1986 mit dem Ziel gegründet worden war, die Geschichte Nachkriegsdeutschlands einem großen Publikum zugänglich zu machen, damals zur gesamten Geschichte der



E 0264,0007 Während sich die deutsche Presse um den millionsten Gastarbeiter versammelt, steht Armando Rodrigues de Sá selbst dem Rummel um seine Person eher misstrauisch gegenüber. Köln-Deutz, 1964. Alfred Koch / DOMiD-Archiv, Köln

Gastarbeiter*innen lediglich dieses berühmte Moped in seiner Dauerausstellung zeigte – und damit das Schicksal von Millionen Einwander*innen gewissermaßen auf ein einziges Schlüsselobjekt reduzierte –, war es nun an DOMiD und uns Mitarbeiter*innen, herauszufinden, wer dieser millionste Gastarbeiter Armando Rodrigues tatsächlich gewesen war. Dieser Mann, der damals am Deutzer Bahnhof starr geradeaus geblickt hatte und steif wie ein Zinnsoldat auf die ihn erwartende Gruppe zugeschritten war; der im Blitzlichtgewitter verlegen seinen Hut in der Hand gedreht hatte. – Warum hatte er bei der Überreichung des Mopeds eigentlich so unglücklich ausgesehen?

Antonio Muñoz Sánchez Wir sind da richtig tief eingestiegen in die Geschichte des millionsten Gastarbeiters, um Aspekte zu entdecken, die noch unbekannt waren. Alexandra Ventura und ich machten uns gemeinsam zur Spurensuche nach Portugal auf.

Alexandra Ventura Corceiro Wir haben die Witwe von Armando Rodrigues de Sá in ihrem Heimatort besucht. Das muss im Sommer 2004 gewesen sein. Die Witwe war eine einfache Frau vom Land, die voller Stolz allein ihre Kinder großgezogen hat. Weil ihr Mann in Deutschland arbeitete. Nachdem Armando sich die Rentenbeiträge hatte auszahlen lassen und ins Heimatdorf zurückgekehrt war, erkrankte er an Krebs.



E 0181,0009 Armando Rodrigues de Sá im Wohnheim, 1960er-Jahre.
Familie de Sá / DOMiD-Archiv, Köln

Neben die fotografischen Ikonen des ‚millionsten Gastarbeiters‘ legte DOMiD nun Erinnerungsbilder aus dem Familienalbum der Familie de Sá: Armando, der berühmteste, zugleich völlig unbekannte Gastarbeiter in seiner Gemeinschaftsbaracke, mit Bierflaschen auf dem Tisch und Wäsche, die an quer durch den Raum gespannten Leinen trocknet. Es waren unbekannte Bilder und unentdeckte Aspekte wie diese aus der Geschichte der griechischen und der italienischen, der portugiesischen und spanischen Migrationsgeschichte, die wir damals im DOMiD-Archiv abzuspeichern begannen. Im Ganzen waren es vierzehn Mitarbeiter*innen – darunter neun Wissenschaftler*innen mit Migrationshintergrund, die sich unter der Leitung von Aytaç Eryılmaz und Martin Rapp auch um die Einwanderungsgeschichte serbischer und kroatischer, koreanischer und arabischer Gastarbeiter*innen sowie von DDR-Vertragsarbeiter*innen aus Angola, Mozambique und Vietnam kümmerten und damit die DOMiD-Sammlung signifikant erweitert und bereichert haben.

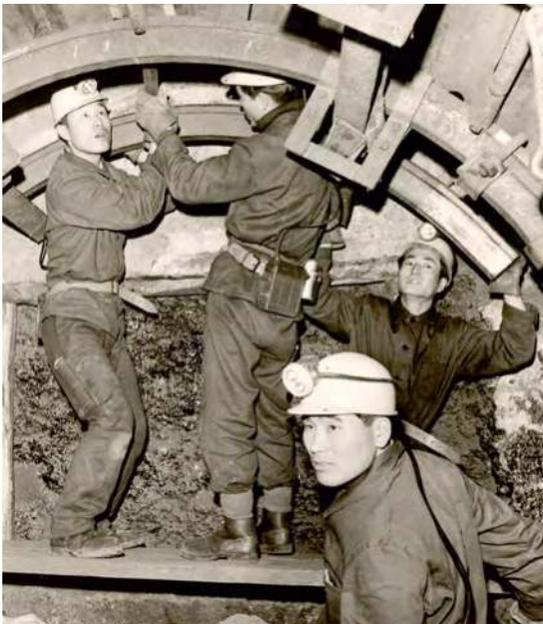
Martin Rapp Ich wollte, dass die Repräsentant*innen der postmigrantischen Gesellschaft – nämlich ihr – sich selbst ermächtigen. Ihr solltet euch die Geschichte aneignen, von der Pike auf, im umfassenden Sinn des Wortes. Das *Projekt Migration* hat maßgeblich dazu beigetragen, dass sich Leute eurer Generation in der Wissenschaft, im Kulturbereich in diesen Fragen professionalisiert haben.

Die Geschichten von Arbeitsmigration, die im *Projekt Migration* erzählt wurden, waren divers. Zwischen 1963 und 1980 wurden rund 30.000 Koreaner*innen für eine Arbeitsaufnahme in der Bundesrepublik Deutschland angeworben. Während die meisten Männer im Ruhrgebiet unter Tage arbeiteten, waren die koreanischen Frauen vorwiegend als Pflegekräfte in Krankenhäusern tätig.



E 0286,0001 DDR-Vertragsarbeiter aus Angola. Christoph Engel

Das *Projekt Migration* wendete sich auch erstmals intensiv der Erforschung der DDR-Vertragsarbeit zu: Ab den 1960er-Jahren warb die Deutsche Demokratische Republik Vertragsarbeiter*innen an, vor allem aus befreundeten sozialistischen Republiken wie Angola und Mosambik. In der Theorie sollten sich die Vertragsarbeiter*innen im Rahmen dieser ‚sozialistischen Bruder- und Entwicklungshilfe‘ in der DDR weiter qualifizieren; in der Praxis übernahmen die Vertragsarbeiter*innen im Osten – wie die Gastarbeiter*innen im Westen – bevorzugt schwere oder monotone Arbeiten.



E 418,0002 Koreanische Bergarbeiter im Ruhrgebiet, 1960er-Jahre. Bergbaumuseum Bochum

Das Projekt Migration II

Erweiterte Ausstellungspraxis



VA 0605 b (1) *Projekt Migration*, Kölnischer Kunstverein, 2005.

Dietrich Hackenberg

Transnationalisierung

In einem Positionspapier von 2004 skizzierte die Frankfurter Kulturanthropologin Regina Römhild konzeptionelle Grundüberlegungen für das *Projekt Migration*: Migration, so heißt es, wandle sich „vom Sonderfall zum Normalfall modernen Lebens.“¹ Die Wissenschaftler*innen aus Frankfurt brachten Perspektiven einer avancierten, transnational orientierten Migrationsforschung ins Projekt ein. Eine verstärkte Öffnung auf die internationale Forschungslandschaft, auf die Diskursfelder von Transnationalität und Diaspora-Forschung war für die deutsche Diskussion Anfang der 2000er-Jahre noch relatives Neuland. Das *Projekt Migration* sollte konsequent der Tatsache Rechnung tragen, dass sich weder Vergangenheit noch Gegenwart der Migration allein in nationalstaatlichen Kategorien erzählen lassen: Die Transnationalisierung als ein damals noch relativ junges Paradigma in den Sozial- und Kulturwissenschaften, so der Plan, werde zukünftig einen neuen und angemesseneren Blick auf Einwanderungsprozesse in Deutschland, Europa und der Welt ermöglichen und auch die deutsche Gesellschaft als Teil der Weltgesellschaft besser begreifen lassen „als eine Gesellschaft, die nicht nur eine ökonomische Globalisierung ‚von oben‘ erfährt, sondern auch eine soziale und kulturelle Globalisierung ‚von unten‘, für die Migration einer der entscheidenden Motoren ist. Wenn es uns im Projekt insgesamt gelingt, diese Perspektive für die Ausstellung deutlich zu machen, betreten wir tatsächlich Neuland.“²

1 VA 0547 (24) / VA 0567 (2).

2 Ebd.

VA 0605 b (3) *Projekt Migration*,
Kölnischer Kunstverein, 2005.
Dietrich Hackenberg



Im Rahmen des Ausstellungsprojekts *Projekt Migration* richteten die Projektpartner*innen von *Transit Migration* aus Frankfurt am Main mit Blick auf die europäischen Außengrenzen ein Recherche-Labor zur kritischen Grenzregime-Forschung ein.

Wir DOMiD-Mitarbeiter*innen übernahmen dieses Forschungs-Dispositiv der Transnationalität. Doch während die Theoretiker*innen aus Frankfurt und Zürich die Arbeitsmigrant*innen als eine Art ‚Bodenpersonal‘ der Globalisierung interpretierten, als Vorläufer einer Transnationalität, die heute unser aller Wirklichkeit ausmacht, so versuchten wir DOMiD-Mitarbeiter*innen aus unserer unmittelbaren Nähe zu den authentischen Lebensrealitäten eben dieser ‚migrantischen Subjekte‘ heraus – die wir mit Namen kannten und auch beim Namen nannten – immer wieder auch eine Realitätsüberprüfung vorzunehmen: Wie zum Beispiel passte deren oft ausgeprägter Patriotismus zu den Kosmopolit*innen, als die sie in der Ausstellung erscheinen sollten? Wie war ihr Heimweh, ihr Trennungsschmerz mit dem Versuch in Einklang zu bringen, sie zu Hoffnungsträger*innen einer postnationalen Zukunft zu stilisieren?

Aurora Rodonó Ich würde auch die Migrant*innen, die uns ihre Geschichten geschenkt haben, als Expert*innen bezeichnen. Das ist ja auch eine zeitgenössische Diskussion, die Kritik an so einer Haltung: Die Zeitzeug*innen dürfen nur das Material liefern, und dann gibt es andere, die professionellen Leute, die machen daraus dann eine Geschichte. Die Kraft liegt im Zusammenwirken dieser unterschiedlichen Wissensformen, diesem Erfahrungswissen und der Theorie.

Am Ende wurde ein spezifisches Wissen der Migration zum Ausgangs- und Fluchtpunkt des gemeinsamen Ausstellungsbegehrens. Und der mehrjährige Arbeitstitel *Projekt Migration* wurde stimmigerweise auch als Ausstellungstitel beibehalten. Die skizzierten (Selbst-)Vergewisserungs- und (Selbst-)Reflexionsprozesse *behind the scenes* aber bleiben ein wichtiger Bestandteil des Erbes aus dem *Projekt Migration*.



VA 0605 a (1) *Projekt Migration*, Rudolfplatz, 2005.
Dietrich Hackenberg

Migration sehen lernen

Im Herbst 2005 wurde die Ausstellung *Projekt Migration* endlich eröffnet. Die Stadtverwaltung Köln hatte damals größere Ausstellungsflächen angeboten, rechts-rheinisch, auf stillgelegtem Industriegelände. In der Ambition, das Thema zentral zu setzen, hatten die Kurator*innen das Angebot indessen ausgeschlagen. Migration war eine Bedingung der Urbanisierung, und so sollte sich diese Migrationsausstellung des neuen Typs zentrumsnah in den urbanen Raum einschreiben. Für die Künstler*innen und Forscher*innen galt es, Migration ‚sehen zu lernen‘, genau an jenen Orten, die ganz alltäglich von Migration geprägt sind. Heute, da Kunstvereine häufig zu Resonanzräumen für Gesellschaftskritik werden, mag diese Besetzung des öffentlichen Raums nicht weiter spektakulär erscheinen; 2005, zur Zeit dieser Ausstellungseröffnung, war der *Kölnische Kunstverein* allerdings noch ein ‚elitärer‘ Ort, und es erforderte das mutige Engagement der Leiterin Kathrin Rhomberg, die Institution für ein so eminent gesellschaftspolitisches Thema zu öffnen. So wurden drei Ausstellungsräume an einander benachbarten Orten der Kölner Innenstadt bespielt: im *Kölnischen Kunstverein*, am nahe gelegenen Rudolfplatz sowie am Friesenplatz, in einer urbanen Melange aus Gastronomie und Szene-Läden.

Auf insgesamt 3.000 Quadratmetern Ausstellungsfläche thematisierte die Schau Aufbrüche aus den Herkunftsländern, Niederlassungsprozesse im Einwanderungsland Deutschland, aber insbesondere eben auch transnationale Pendelmigrationen, in denen die Sozialräume Europas eher zusammenwuchsen, sowie die Migrationspolitik an seinen „turbulenten Außengrenzen“.¹



1 So der Titel einer Publikation, die die Frankfurter Kulturanthropologen nach dem Projekt im Jahre 2005 im transcript-Verlag herausgegeben haben.



VA 0605 a (2) *Projekt Migration*, Kölnischer Kunstverein, 2005. Dietrich Hackenberg

Fordismus und Postfordismus

Was die DOMiD-Erzählung betraf, wurde das Gastarbeiter*innenregime ausführlich reflektiert, auch und insbesondere die Produktionssysteme des Fordismus. Viele der ehemaligen Gastarbeiter*innen hatten in den ersten Jahren und Jahrzehnten am Fließband gearbeitet. Dafür hatten sie, die in der Mehrzahl aus den Agrarregionen des Mittelmeers stammten, einen rasanten Anpassungsprozess durchlaufen müssen, um im Takt der Maschine zu ‚funktionieren‘. Für viele Arbeitsmigrant*innen waren Konsumgüter auch ein Stück Demokratie zum Anfassen gewesen. Viele Fließbandarbeiter*innen adoptierten die Statussymbole des ‚Wirtschaftswunderlands‘, sie träumten sich während ihrer Arbeitszeit den Hochglanzprodukten entgegen, die sie fertigten, und tauschten am Ende des Monats ihre Lohntüte gegen die Küchenmaschine von *Miele* oder das *Grundig*-Radio wieder ein.¹

¹ Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986, S. 122 ff.



E 0675,0011 a-b Registrierkasse, Köln, 1971. DOMiD-Archiv, Köln
Der Leihgeber kaufte diese Kasse Anfang der 1970er-Jahre, um damit ein italienisches Lebensmittelgeschäft zu eröffnen.

Aurora Rodonó Ich erinnere mich an die Kasse der Familie Russo, die einen Lebensmittelladen in Köln hatte. Sie gehörten eher zu den konservativeren Italienern und fanden so ihren Weg in die Selbstständigkeit.

Das *Projekt Migration* blieb nicht bei der Phase klassischer Fließbandarbeit stehen, auch die postfordistischen Transformationen der Arbeitswelt in Deutschland unter dem steten Zuzug migrantischer Arbeitskräfte nahm die Schau mit in den Blick. Anfang der 1970er-Jahre wurden sie, häufig mit einfachsten Mitteln, zu frei schweifenden Produzent*innen: in Schneidereien und Lebensmittelläden, Tavernen und Pizzerien.

Martin Rapp Mein Vater war Schlosser. Der hat in den späten 1960er-, frühen 1970er-Jahren, in der Zeit der Gastarbeiter also, den beruflichen Aufstieg geschafft. Ist Abteilungsleiter in so einem Elektrobetrieb geworden, wo praktisch ausschließlich Gastarbeiterinnen gearbeitet haben, an den Maschinen, an der Presse und am Band. Und mein Vater war Briefmarkensammler. Aufgrund seiner Stellung genoss er da ein gewisses Ansehen. Und die griechischen, italienischen, spanischen und türkischen Gastarbeiterinnen brachten ihm dann immer Briefmarken mit, von den Postkarten und Briefen, die sie von zu Hause bekamen.

E. 20

DoMIT
ARCHIV





E 0086,0000 Album mit Briefmarken aus ganz Europa.
Lieblingsobjekt Martin Rapp. DOMiD-Archiv, Köln

Der Soundtrack der Migration

Migrant*innen traten im Kontext von *Projekt Migration* als autonome Subjekte auf. Mit ihnen war eben nicht – gewissermaßen als passive Verfügungsmasse – Geschichte gemacht worden. Vielmehr hatten sie als politische Akteur*innen und Kulturproduzent*innen selbst Geschichte geschrieben.

Einen besonderen Schwerpunkt legte das *Projekt Migration* darum auf die Kulturproduktion von Migrant*innen. In den Audiostationen gab es Hörproben von Yüksel Özkasap, der ‚Nachtigall von Köln‘, dem italienischen Gastarbeitersänger Salvatore Ida oder dem griechischen Barden Stelios Kazantzidis. Neben sentimental Arabesken oder deutschen Schlagern, die oft von Gastarbeiter*innen des Plattentellers wie Nana Mouskouri oder Costa Cordalis interpretiert wurden, weil sie so gut das Fernweh deutscher Tourist*innen nach dem europäischen Süden verkörperten, beinhaltete der *Soundtrack der Migration* aber auch politische Lieder, wie die des griechischen Komponisten und Widerstandskämpfers Mikis Theodorakis, oder Protestlieder, wie



das legendäre *Maystero*, in dem Metin Türköz, der erste türkische Gastarbeitersänger, der auch auf Deutsch sang, satirisch einen deutschen Vorarbeiter aufs Korn genommen hat:

Guten Morgen, Maystero. Heute ich bin sehr müde. Morgen vielleicht nichtmehr.

Eine wichtige Rolle spielte im *Projekt Migration* auch die Geschichte des Hip Hop in Deutschland. Wenn man sich die Bilder aus der Zeit des Old School Ende der 1980er-, Anfang der 1990er-Jahre anschaut, waren es zu einem hohen Prozentsatz Kinder aus Gastarbeiter*innen-Familien: Italiener*innen, Jugoslaw*innen, Griech*innen, Türk*innen, die die neue globale Jugendkultur aus den Gettos von New York für sich entdeckten. Murat Güngör, einer unserer Kollegen bei DOMiD, war früher Rapper gewesen und hatte ein eigenes Hip-Hop-Label betrieben. Nun sammelte er im Rahmen des *Projekts Migration* für DOMiD gezielt zu Kulturproduktionen der zweiten Generation.

**Murat
Güngör** Mich interessieren diese Unterströmungen, die es im Rap gibt, historisch auch immer gab. Und die sind eben sehr stark an die Migration gekoppelt.

In ihren Liedern sahen die Kinder der Einwander*innen wie im Rückspiegel auf das Schicksal ihrer Gastarbeiter-Eltern. Wie die *Sons of Gastarbeiters* (S.O.G.), eine Ruhrgebietsformation um Gandhi Chahine, die mit „Wir sind die Söhne der Gastarbeiter“ 1993 bekannt wurde. Oder die *Microphone Mafia*, die in ihrem Lied „Denkmal“ eine Hommage an den eigenen Vater angestimmt hat.

VA 0605 c (1) *Projekt Migration*, Installation Soundtrack der Migration, Rudolfplatz, 2005. Dietrich Hackenberg

*Mein Vater hat mich immer begleitet, beim Fußball, Basketball, Kampfsport und auch bei meiner nächsten großen Liebe, der Rap-Musik. Mein Vater wollte mir immer ein Lied schreiben: „Dann hast du mal endlich ein anständiges Lied und nicht immer dies laute Zeug!“ Irgendwann hat er es tatsächlich getan. Mir ein Lied geschrieben über seine Ankunft in Deutschland, das Leben ohne Frau und Kind, den Abschied von der Familie und von Freund*innen. Ein Lied über all die Wut und Enttäuschungen, aber auch den Zusammenhalt in den Wohnheimen, den Mut und den Willen, die Situation anzunehmen. Das Lied heißt „Der Traum vom schönen Leben“.*

Der Text war angepasst an eine bekannte türkische Melodie, für mich war das schwer zu rappen – aber darum ging es dann auch gar nicht mehr. Ich habe zum ersten Mal richtig verstanden, warum mein Vater so oft enttäuscht war, in Deutschland und in der Türkei, warum er manchmal weinte und warum er und meine Mutter oft wütend waren.

*Der Text meines Vaters und dann auch die Erfahrungen mit Kanak Attak¹ haben mich erkennen lassen: Es braucht ein Denkmal, ein Denkmal für Mama und Papa und die erste Generation der Arbeitsmigrant*innen, für all das, was sie für uns und für ihre gesamten Familien geschafft haben, und auch für all das, was wir ihnen vorgeworfen haben. So entstand der Song „Denkmal“!*

„Wir wollen keinen Dank, wir wollen Respekt, verdammt nochmal!“ Bei unserem Song denken viele Menschen, dass wir mit „Denkmal“ eine feste Installation oder etwas Ähnliches meinen.

Dem ist nicht so. Dieses Denkmal sollte vor allem in unseren Herzen und Gedanken entstehen. Für mich ist das Migrationsmuseum, das DOMiD plant, der Weg, dieses „Denkmal“ tatsächlich ins Leben zu rufen. Mit Bildern, Erinnerungen, Filmen, Verträgen und Geschichten der Menschen werden wir daran erinnert, dass junge Menschen ihre Heimat verließen und kämpfen mussten. Dass sie erfinderisch, manchmal lustig, aber immer auch mit Sehnsucht und Schmerz das Leben geteilt haben. Als ich meiner Mutter von DOMiD und dem geplanten Migrationsmuseum erzählte, da kamen plötzlich alle Unterlagen, Bilder, Pässe zum Vorschein, die zuvor noch im Schrank versteckt und begraben geblieben waren.

Das Migrationsmuseum ist genau das „Denkmal“, das wir uns mit Microphone Mafia erträumten. Ohne Erinnerung gibt es keine Zukunft und kein Verständnis für die Gegenwart!

¹ Als *Kanak Attack* bezeichnete sich ein Zusammenschluss von Kulturarbeiter*innen der zweiten Gastarbeiter*innen-Generation, die – besonders im Hinblick auf eigene Ausgrenzungserfahrungen und die ihrer Eltern – seit 1998 in ihren Arbeiten eine hochpolitische, antirassistische Haltung zum Ausdruck brachten.

Ausgrabungen in der Geschichte der Kunst

Das interdisziplinäre *Projekt Migration* öffnete zugleich Fenster in die Vergangenheit wie in die Gegenwart der Einwanderungsgesellschaft – und gab damit gleichzeitig eine Antwort auf die Frage, inwiefern künstlerische Annäherungen helfen könnten, Migrationsprozesse überhaupt darstellbar zu machen.

Durch die neuen Darstellungsformen, die im Rahmen von *Projekt Migration* entwickelt und ausgehandelt wurden, stellte sich auch die Frage, inwieweit die Kunstgeschichte *selbst* einen Beitrag zur Migrationsgeschichte leisten kann. So haben wir DOMiD-Mitarbeiter*innen damals nicht nur im alltagskulturellen Feld unsere Ausgrabungen betrieben, sondern auch in der Geschichte der Kunst.

So hatte sich der griechische Künstler Vlassis Caniaris bereits Anfang der 1970er-Jahre in Berlin mithilfe eines DAAD-Stipendiums dem Thema Migration gewidmet und seinen Zyklus *Gastarbeiter Fremdarbeiter* geschaffen. Seine Installation *Interieurs*, die damals im Rahmen des *Projekts Migration* gezeigt wurde, bestand aus gebrauchten Alltagsgegenständen, die so etwas wie eine Verwandtschaft spüren ließen zu den Dingen, die das DOMiD-Archiv sammelte.

Mathilde Jamin Das war schon sehr gelungen. Dass diese Artefakte gleichzeitig in der Migrationsgeschichte wie auch in der Kunstgeschichte relevant waren. Es waren ja historische Artefakte, aber eben nicht aus der Migrationsgeschichte, sondern aus der Kunstgeschichte.

Abbildungen aus DOMiDs Bildarchiv wurden im *Projekt Migration* neu kontextualisiert, auch seine Sammlungsobjekte wurden im neuen Ausstellungskontext auf ungeahnte Weise repräsentiert. In der eigens im Rahmen des *Projekt Migration* entworfenen Installation *Unikate, Sammlungsgruppen und Archive* wurde das DOMiD-Archiv im Rahmen des *Projekts Migration* selbst in den Rang eines Kunstwerks erhoben.



VA 0605 c (2) *Projekt Migration*, Kölnischer Kunstverein, 2005. Dietrich Hackenberg
Im Hintergrund links im Bild ist die Installation *Interieurs* des griechischen Künstlers Vlassis Caniaris zu sehen.



VA 0605 b (2) *Projekt Migration, Kölischer Kunstverein, 2005. Dietrich Hackenberg*
Die Auftragsarbeit *Unikate, Sammlungsgruppen und Archive* des Künstlers Christian Philipp Müller machte das DOMiD-Archiv selbst zum Gegenstand einer Kunstinstallation.

Der Konzeptkünstler Christian Philipp Müller versammelte darin ganze Serien von Töpfen und Musikinstrumenten, Fotoalben und Kinderspielzeugen aus der DOMiD-Sammlung, um diese profanen Alltagsgegenstände – auf weiße Sockel gehoben oder in Lichtschächte eingelassen – bewusst zu auratisieren.

Christian Philipp Müller arbeitete mit Methoden der entfremdenden Ensemblebildung, er bediente sich eines postironischen Verfahrens, um in der Inszenierung den musealen Ausstellungsgestus des Kunstvereins zugleich zu bedienen und zu konterkarieren. *Unikate, Sammlungsgruppen und Archive* machte dem Publikum einen Teil des DOMiD-Archivs zugänglich, verschaffte einen Einblick in die Sammlung – und reflektierte zugleich die Sammlungs- und Ausstellungspraxis des Migrationsarchivs selbst.

Weightless Monuments?



VA 0605 c (3) *Projekt Migration*, Friesenplatz, 2005.
Dietrich Hackenberg

Die Kulturanthropologin Barbara Wolbert beschrieb in einem Text ihre Eindrücke von einem Ausstellungsbesuch im *Projekt Migration*. Besonders habe es sie beeindruckt, dort Migrant*innen zu begegnen, die ihre eigenen Leihgaben an das DOMiD-Team nun als Exponate in der Ausstellung wiedersahen: „While I am watching scenes of a film on return migration to Turkey, I hear a group of visitors entering the exhibition room. From the corner of my eyes I see three women, a girl, and a man engaged in a lively conversation. They search for an object on display in the exhibition. The oldest of the three women finds it in the showcase displaying a number of small items in the middle of the room. Looking at the artifact, she bursts into tears and, trying to comfort her, the younger women and the girl at her side start to cry as well. More than the film, this now draws my attention. The object which they see on display behind the glass is a wage packet, I understand, when the younger woman turns towards me after a while: This pay envelope belonged to her mother’s late husband, to their father.“¹

Der Moment dieses Zusammentreffens, so die Rezensentin, habe sie dazu gebracht, die visuellen Repräsentationsstrategien von Ausstellungen nochmals *grundsätzlich* zu überdenken. Gegenüber den Objekten der DOMiD-Sammlung hatte die Autorin eine gewisse Ambivalenz empfunden: Waren die Objekte, wie sie DOMiD archivierte, nicht Zeugnisse einer Armut, ja *Armseligkeit*, die Repräsentant*innen der Mehrheitsgesellschaft

1 Barbara Wolbert, *Studio of Realism, On the Need for Art in Exhibitions on Migration History*, in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Qualitative Social Research (FQS)*, volume 11, No. 2, Art. 34, Mai 2010, S. 1 f.

Einlieferungsschein
— Sorgfältig aufbewahren —

Eingezahlter Betrag

Eingezahlter Betrag 4000 DM Pf

Betrag der Postanweisung in Ziffern

Summe 154967

Empfänger Battaglia
Epifania
zu Giuseppe
Via Termine (25)

Bestimmungsort Resuttano

Bestimmungsland Caltanissetta

Sicilia

Postvermerk

00225 ☉ 14.5.66

Kopf a 13
Pfungstadt

(Einl.-Nr., Annahmestempel)

E 0676.0001-0090 Einlieferungsscheine, Pfungstadt, 1960er-Jahre. Lieblingsobjekt Aurora Rodonò. DOMID-Archiv, Köln

Die 89 Einlieferungsscheine der Familie Rodonò belegen den Geldtransfer zwischen Pfungstadt und Sizilien – und mit dem familiären Migrationsprojekt zugleich auch allgemein das Zusammenwachsen der Sozial- und Wirtschaftsräume in Europa im Zuge der Arbeitsmigration.

allzu oft und allzu gerne den Arbeitsmigrant*innen zugeschrieben? Mit dem Blick auf die DOMiD-Sammlung stellte Wolbert infrage, „whether modest objects of everyday use can be the cornerstones of a monument to migration“.² Ließen banale, alltagskulturelle Objekte dieser Art nicht Gefahr, die schwierigen Arbeits- und Lebensbedingungen der Gastarbeiter*innen der 1960er und 1970er bloß zu illustrieren, doch ohne echten Erkenntnisgewinn? Konnten diese Objekte in ihrer Materialität und konkreten Fasslichkeit überhaupt einen nicht fassbaren, immateriellen Prozess wie den der Migration abbilden? Blieben sie nicht notwendigerweise hinter den Diskursen des Diasporischen oder des Transnationalen zurück, mit denen sie die Ausstellung belegte? Die Fundstücke, die nicht nur der DOMiD-Gründer Aytaç Eryılmaz unter ungeheurem Einsatz gesammelt und ehrfürchtig als „Dinosaurier-Eier“ bezeichnet hatte, die authentischen Objekte, die Mathilde Jamin „heilig“ gewesen waren und für die auch uns DOMiD-Mitarbeiter*innen jahrelang keine Anstrengung zu viel und kein Weg zu weit gewesen waren: Wolbert nannte sie in ihrem Text „Weightless Monuments“ – „Monumente ohne Gewicht“.³

2 Ebd., S. 6.

3 Ebd., S. 7.

In der eher nüchternen, weniger *erzählenden* als *aufzählenden* Präsentationsform des *Projekts Migration* schienen sich manche der DOMiD-Objekte tatsächlich von ihren individuellen Objektgeschichten zu lösen. Natürlich konnten die Dinge so profan erscheinen. Doch betrachtet man die Objekte der DOMiD-Sammlung mit diesem Wissen der Migration, werden sie ungleich vielschichtiger, ja, sie beginnen zu schillern.⁴ Wolbert räumt selbst ein, authentische Objekte, die echte Spuren der Migrationsgeschichte in sich tragen, könnten vielleicht auch als eine Art ‚Antikörper‘ zu betrachten sein, die üblichen Musealisierungspraxen *widerstehen*. Ebenso, wie die Musealisierung der Migration die Institution Museum selbst herausfordern kann.

4 Ich erinnere nur an die komplexe Lesart, die Arnd Kolb und Sandra Vacca für die blaue Plastikflasche von der Zugreise von Istanbul nach München vorgeschlagen haben. Arnd Kolb / Sandra Vacca, Flasche leer – Geschichte(n) voll, in: Julia Reuter / Oliver Berli (Hg.), Dinge befremden. Interkulturelle Studien. Wiesbaden, 2016, S. 191-198. Vgl. auch meine eigene Beschreibung in einer Archivbroschüre für den Concert Boy von Grundig, abgedruckt in: Jan Motte, ... gemeinsam werden wir einst eine neue, gemeinsame Geschichte erzählen, in: Historische Anthropologie Jg. 12 (2004), Heft 2, S. 281-292.

Als ich Mathilde Jamin, die Ko-Kuratorin der Ausstellung *Fremde Heimat* von 1998, noch einmal anrief, um ihr im Rahmen meiner Buch-Recherchen von der Kritik Barbara Wolberts und dem fundamentalen Zweifel an der Aussagekraft unserer Objekte zu erzählen, da lachte die Historikerin nur und warnte mich davor, authentische Objekte – so zentral ihre Bedeutung für Ausstellungen auch sein mag – mit Migrationsdiskursen gewissermaßen zu *überfrachten*. Bei ihrer eigenen Besichtigung von *Projekt Migration* hatte Jamin im Wagnis der Interdisziplinarität einen echten Quantensprung ausgemacht: Sowohl für die Entwicklung DOMiDs im Besonderen wie auch für die Musealisierung der Migration in Deutschland im Allgemeinen.

Wenn ich das *Projekt Migration* richtig verstanden habe, war das der Versuch, ganz verschiedene Ansätze nebeneinanderzustellen. Kein Besucher war ja in der Lage, diese Ausstellung in Gänze zu rezipieren. Das *Projekt Migration* hat das Bewusstsein erweitert. In Essen hatten wir es noch leichter – da gab es ja ein durchgehendes historisches Narrativ. Von der Anwerbung bis zur Niederlassung, durchgehend aus der Perspektive der Migranten erzählt. Das war *auch* ein Identifikationsangebot für die Migranten, das gerne angenommen wurde. Im *Projekt Migration* gab es keine solche durchgehende, stringente Erzählung mehr. Man hatte viele verschiedene Wege des Zugangs. Das *Projekt Migration* hat alles versammelt, was damals gedacht und praktiziert wurde zum Thema Migration, in verschiedener medialer Gestaltung – das war der eigentliche Reiz.



E 0087,0048 „Taxidi meso Jougoslavia“ / „Reise durch Jugoslawien“, August 1972.

Sammlung Tsakmaki / DOMiD-Archiv

Arbeitsmigration und Tourismus sind die beiden wichtigsten Wanderungsbewegungen unserer Zeit. Das *Projekt Migration* beschäftigte sich mit beiden Aspekten und ihren möglichen Querverbindungen: wurden doch viele Migrant*innen im Laufe der Zeit selbst zu Tourist*innen – auch im eigenen Land.



BT 0713,0001 Urlaub in Cannes, 1962. DOMiD-Archiv, Köln

Aufbruch, Reise, Ankunft, Niederlassung – es sind diese quasi archetypischen Stationen einer Held*innenreise, die auch auf Migrant*innen passen. Aber genau dies hatte das *Projekt Migration* mit seinem Dispositiv des Transnationalen deutlich gemacht: Die Dramaturgie der Migration läuft nicht zwangsläufig auf Niederlassung oder Integration hinaus.

Martin Rapp Es gibt nicht *die* Geschichte. Anwerbung, Ankunft, Niederlassung und Integration – diese Phasen – das ist dann mehr Migrationspolitik als Migrationsgeschichte. Das ist ja auch ein Problem, wenn die Sozialgeschichte meint, sie könnte diesen Lebensweg von Migrant*innen so repräsentativ erzählen. Das ist ja unendlich vielfältig, da gibt es so viele Geschichten innerhalb der Migrationsgeschichte. Das war auch eine Leistung des *Projekts Migration*: die alleinige Deutungsmacht historischer Museen dann in Richtung *Transnationalität* aufzubrechen. Das *Projekt Migration* hat nicht behauptet: So war die Geschichte. Davor muss man sich hüten!

Eine wichtige Referenz

Das *Projekt Migration* entwickelte in der deutschen Kulturlandschaft eine beachtliche Strahlkraft, und auch für DOMiD erzeugte es eine neue öffentliche Wahrnehmung. Während die FRANKFURTER RUNDSCHAU damals hervorhob, mit dieser Ausstellung beginne endlich „ein Verstehen unsrer Lebensverhältnisse“, weshalb die Präsentation auch mehr als bloß eine temporäre Schau verdiene¹, betonte der Berliner TAGESSPIEGEL, die vergangene Geschichte, die hier erzählt werde, sei eben auch „deutsche Geschichte“². *Projekt Migration*, so argumentierte DIE ZEIT, schließe „nicht nur eine historiographische Lücke in der Geschichte der Bundesrepublik, sondern auch eine in ihrer Selbstwahrnehmung“³. Die NEUE ZÜRCHER ZEITUNG honorierte den interdisziplinären Ansatz der Ausstellung und weitete den Blick auf eine europäische Dimension: „Unternehmen wie dieses *Projekt Migration* leisten einen wichtigen Beitrag zur Diskussion aktueller gesellschaftlicher Fragen in Europa. [...] Mit den Mitteln der Kunst können Dinge aufgezeigt werden, die über das politisch unmittelbar Relevante oder das statistisch Erfassbare hinausreichen.“⁴ Aber auch über das deutschsprachige Feuilleton hinaus wurde die Ausstellung diskutiert, so in der Politik. Armin Laschet, damals nordrhein-westfälischer Integrationsminister (2005–2010), teilte offenbar die Grundüberzeugung der Ausstellungsmacher*innen, das Thema Migration sei von seiner gestalterischen Kraft für die Gesamtgesellschaft her zu begreifen: „Das *Projekt Migration* macht deutlich, dass Migration und Integration nicht nur die Zugewanderten angeht. Jede und jeder findet in der Ausstellung zahlreiche Berührungspunkte zur eigenen Biographie und den Auswirkungen von Zuwanderung auf die eigene Lebenswirklichkeit. Ich würde mir wünschen, dass wir nicht nur über die Defizite und Probleme sprechen, sondern auch die Chancen und Potentiale stärker wahrnehmen, die mit Zuwanderung verbunden sind. Die Ausstellung bietet dazu viel Anlass.“⁵

1 Aus: Vom Kommen und Gehen, in: FRANKFURTER RUNDSCHAU, 22.10.2005.

2 Aus: Christina Tillmann, Mein erstes Radio, in: DER TAGESSPIEGEL, 10.10.2005.

3 Aus: Thomas E. Schmidt, Einwandern, Schätze suchen, in: DIE ZEIT, 06.10.2005.

4 Aus: Zwischen Koffer und Kinderwunsch, in: NEUE ZÜRCHER ZEITUNG, 11.11.2005.

5 In: Wichtige Auseinandersetzung mit der Zuwanderungsgeschichte, Veröffentlichung des Ministeriums für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen, 09.01.2006.

Das *Projekt Migration* setzte im Bereich der Musealisierung der Migration neue Maßstäbe. Fast erratisch ragte es damals aus der Ausstellungslandschaft Deutschlands heraus. Unter dem Eindruck dieses Projekts konnte Einwanderung zukünftig anders gesehen, gedacht und gedeutet werden. In der deutschen Museumslandschaft hatte das durchaus nachhaltige Effekte, hinter die heute nicht mehr zurückgegangen werden kann. Am Ende des Projekts wurde die Ausstellung abgebaut, unsere Stellen liefen aus, und notgedrungen gingen wir unserer Wege. Viele der ehemaligen DO-MiD-Mitarbeiter*innen arbeiteten auch weiterhin im Feld der Migrationsforschung und der Musealisierung von Migration. Allerdings taten wir es auf eigene Rechnung und im eigenen Namen.

Die Forderung nach einem Migrationsmuseum

Trotz der jahrelangen Konzentration auf das *Projekt Migration* hatte DOMiD sein Langzeitziel nicht aus den Augen verloren: in Deutschland ein Migrationsmuseum zu gründen. Auf diesem Weg sollte auch das *Projekt Migration* einen weiteren zentralen Baustein bilden und den Ruf nach einer festen Institution weiter befeuern. Dabei geht die Debatte um ein Migrationsmuseum noch weiter zurück, als DOMiDs Forderung reicht, die Geschichte der Einwander*innen in der Bundesrepublik auch in Form eines eigenen Erinnerungsortes gewürdigt zu sehen. Michael Fehr, einer der Initiatoren des multikulturellen Festivals *Kemnade International* im Ruhrgebiet, später von 1987 bis 2005 Direktor des *Karl Ernst Osthaus-Museums* in Hagen, hat als Erster die Idee eines Migrationsmuseums aufgebracht und in Form von Veröffentlichungen auch dauerhaft in die deutsche Erinnerungs- und Museumslandschaft eingeschrieben. Im Rahmen meiner Recherchen für dieses Buch habe ich ihn darum persönlich nach der Frühgeschichte dieser Idee gefragt.

Michael Fehr Ich habe im Frühjahr 1974 im Museum Bochum angefangen. Damals hatte ich einen guten Bekannten, Paul Kondziola, der zur gleichen Zeit eine Stelle beim Sozialamt der Stadt Bochum erhielt. Und da haben wir vereinbart, dass wir was für die Sache der ‚Gastarbeiter‘ machen wollten. Die waren damals in Bochum sehr sichtbar. Und – das kann man sich heute ja gar nicht mehr vorstellen - wir stellten Forderungen an unsere jeweiligen Institutionen. Zum Museum gehörte ein Teil der Wasserburg *Haus Kemnade*. Da gab es die Sammlung Grumbt, eine Sammlung von Musikinstrumenten aus aller Welt, die war im Besitz der Stadt. Und das wurde unser Ausgangspunkt, aus der wollten wir etwas machen. Mit der *Kemnade* fing alles an!

Die Grundidee des *Kemnade*-Festivals: den organisatorischen Rahmen für eine Veranstaltung aufzubauen, die inhaltlich ganz von den ‚Gastarbeitern‘ und ihren Familien gestaltet werden sollte. Sie selbst sollten die deutschen Besucher*innen mit ihren jeweiligen Kulturen bekannt machen, sie ihnen näherbringen können. So gab es Musik, Tanz, Theater und Kulinarisches, aber auch Konferenzen und politische Beiträge der vielfältigen beteiligten Gruppen und Organisationen. Das immer an einem Wochenende im Juli stattfindende *Kemnade*-Festival hatte von Anfang an durchschlagenden Erfolg: Kamen zu der ersten Veranstaltung schon 12.000 vor allem deutsche Besucher*innen, so wuchs sich das Festival im Laufe der Jahre zu einer bundesweiten Veranstaltung mit allein 2.000 Mitwirkenden und an die 100.000 Teilnehmer*innen im Jahre 1981 aus.

Michael Fehr Parallel habe ich versucht, aus dem Museum was zu machen. Ich wollte das Thema Migration verstetigen. Der griechische Künstler Vlassis Caniaris war damals gerade mit einem DAAD-Stipendium in Berlin und hatte da seine Ausstellung *Gastarbeiter, Fremdarbeiter* gemacht. 1975 hatten wir die Ausstellung dann bei uns in Bochum.

Bereits 1981 imaginierte Fehr das Migrationsmuseum für Deutschland als interdisziplinäres Haus, in dem wissenschaftliche Forschung und künstlerische Darstellungsweisen sich miteinander verbinden sollten: „Das Museum für die Geschichte und Kultur der Arbeitsemigranten wird als eine interdisziplinäre, mit wissenschaftlichen wie künstlerischen Mitteln arbeitende Einrichtung konzipiert.“¹ Während in Berlin zeitgleich das *Haus der Kulturen der Welt* entstand, wollte Fehr im Ruhrgebiet als Gegenstück dazu ein Haus für die *innereuropäische Migration* errichten.

Das Projekt scheiterte damals an der lokalen Politik, die sich auf ein solches gewagtes Unternehmen nicht einlassen wollte. Und auch in den Jahren danach wie auch auf nationaler Ebene fanden sich keine Partner von Gewicht, die das Projekt hätten unterstützen wollen. In späteren Jahren kamen Fehr indes Bedenken, ob dieses sich selbst erschaffende und erhaltende System Museum wirklich der geeignete Ort sein könne, die verschiedenen Migrationsbewegungen einzufangen: „Vielleicht ist schon die Idee, im Museum den geeigneten Ort für eine Auseinandersetzung mit der kulturellen Situation der zugewanderten Menschen zu sehen, falsch. Zumindest wirft sie jedoch Fragen auf. [...] Denn nicht alle Kulturen sind im gleichen Sinne oder überhaupt derart materiell orientiert wie die westeu-

1 Idee zu einem Museum der Geschichte und Kultur der Arbeitsmigranten, in: Olaf Schwenke / Beate Winkler-Pöhler (Hg.), *Kulturelles Wirken in einem anderen Land*, Evangelische Akademie Loccum 1987, S. 118-121.

2 Michael Fehr,
Überlegungen zu einem
Migrationsmuseum, in:
Jahrbuch für Kulturpolitik
2009, Essen 2009,
S. 265-270.

ropäischen, und nur wenige haben den Umgang mit Dingen als eine Kulturtechnik so ausgebildet, wie es für die hoch industrialisierten westlichen Gesellschaften typisch ist.“² Tatsächlich reisen migrierende – und zumal flüchtende – Menschen mit leichterem Gepäck. Doch auch wenn Fehr darin zustimmen ist, dass wandernde Objekte ihre eigene Geschichte haben: DOMiD – als das „materielle Gedächtnis der Einwanderer“ (Borsdorf) – ist selbst der beste Beweis dafür, dass auch Migrant*innen ihre multiplen materiellen Überlieferungen durchaus schätzen und bewahrt wissen wollen: Womöglich muss ein Migrationsmuseum sammlungspolitisch wie auch ausstellungstechnisch einfach neue Wege gehen.



KEMNADE INTERNATIONAL

DOKUMENTATION DER FACHTAGUNGEN
»ZUR SITUATION AUSLÄNDISCHER
KINDER UND JUGENDLICHER« 1978/79

HRSG. VOM MUSEUM BOCHUM

Dokumentation, *Kemnade International*, Bochum 1979. Privatarchiv Fehr
Im Umfeld von *Kemnade International* wurde auch soziologische Forschung betrieben, wie aus dieser Dokumentation zu den Nachkommen der Gastarbeiter*innen ersichtlich ist.

„Mit der Nadel einen Brunnen graben“

DOMiD wusste von Fehrs Überlegungen zum Migrationsmuseum. Aber einen wirklichen Austausch zwischen DOMiD und Fehr hat es nie gegeben, als die Vereinsvorstände Tayfun Demir, Lale Çakıroğlu, Ahmet Sezer oder Aytaç Eryılmaz Ende 1989 ihre Vision entwarfen und der Wirtschaftswissenschaftler Orhan Silier im Jahre 1990 auf einer Tagung in Gelsenkirchen eine mögliche Gründungsstrategie zum Aufbau eines solchen Museums systematisch durchdachte. Die Vision eines Migrationsmuseums stand also schon ganz am Anfang der Geschichte von DOMiD, auch in den Namen *Dokumentationszentrum und Museum* schreibt sie sich bis heute ein. Der Geschichts-Didaktiker Martin Schlutow stellt in seinem Buch zum Migrationsmuseum darum zu Recht die These auf, über die Sammlungs- und Ausstellungspraxis eines Museums ließen sich Rückschlüsse auch „auf das Geschichtsbewusstsein der sozialen Träger eines Museums – der Gründungsväter, Sammler, Forscher und Ausstellungsgestalter“ ziehen.¹ In einem der Gründungstexte aus DOMiDs Anfangszeit wurde die beabsichtigte Museumsgründung mit einem türkischen Sprichwort umschrieben: Die Schwierigkeit, Unwahrscheinlichkeit, ja beinahe Unmöglichkeit dieser Unternehmung sei dem Versuch vergleichbar, „mit der Nadel einen Brunnen zu graben“². Gut zehn Jahre später schien das Migrationsmuseum dann erstmals tatsächlich in greifbare Nähe gerückt: Der nordrhein-westfälische Landtag forderte 2001 in einem Entschließungsantrag die Einrichtung eines Migrationsmuseums, und auch die SPD-Bundestagsfraktion diskutierte die Errichtung eines solchen Ortes. Diese günstige politische Debattenkonstellation veranlasste DOMiD dann im Oktober 2002, eine erste Tagung zum Aufbau eines Migrationsmuseums zu initiieren, um im darauffolgenden Jahr dann bereits konkrete Konzepte zu diskutieren. Auf der Folgetagung „Migrationsmuseum in Deutschland“, veranstaltet vom 17.–19. Oktober 2003 im *Kölnischen Kunstverein*, beklagte der Historiker Rainer Ohliger die fast „vollkommene Abwesenheit einer kulturpolitischen Debatte“ über ein Migrationsmuseum in Deutschland und betonte die überragende kulturpolitische Bedeutung einer solchen Gründung. Gesellschaftlicher Zusammenhalt sollte nicht nur historisch-kulturell insinuiert, sondern zugleich auch politisch-institutionell begründet werden. Zumal Deutschland angesichts vergleichbarer Museumsgründungen im

1 Martin Schlutow, *Das Migrationsmuseum: geschichtskulturelle Analyse eines neuen Museumstyps*, Münster 2012, hier S. 28.

2 *Fremde Heimat, Yaban Silan olur. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei*, S. 28.

europäischen Ausland endlich gleichziehen und plausible Antworten darauf finden müsse, was die Einwanderungsgesellschaft im Inneren zusammenhalte: „Wie kann ein erweitertes ‚nationales‘ kulturelles Gedächtnis ausgestaltet werden, das die engen Grenzen des Nationalen transzendiert, aber nicht notwendigerweise fragmentiert und parzelliert bzw. Migrationsgeschichte nicht allein im Randbereich der Gegengeschichte und der Geschichte des Kampfes um Anerkennung belässt, aber die Repräsentation der Migranten auch nicht harmonisierend in einer geglätteten Gesamtgeschichte Deutschlands (oder auch Europas) aufgehen lässt?“³

3 Rainer Ohliger, Kulturpolitik erweitern – Migrationsgeschichte institutionalisieren: Herausforderungen für die Einwanderungsgesellschaft, Tagungsdokumentation, DoMiT 2004, S. 35 ff.

Ich habe damals selbst an der Tagung teilgenommen. Und ich erinnere mich, wie Rainer Ohliger Argumentationshilfen lieferte und gerade DOMiD – angesichts seiner Geschichte als Migrant*innenselbstorganisation – eine besondere Legitimation zusprach, zum Träger eines solchen Migrationsmuseums zu werden. Indem der Historiker auf den wachsenden gesellschaftlichen Druck hinwies, eine solche Institution zu gründen, zumal im Hinblick auf uns – die zweite und dritte Generation der Einwander*innen –, suchte er selbst den nötigen politischen Handlungsdruck mit aufzubauen: „Das Interesse an der Errichtung von Migrationsmuseen bzw. der Musealisierung und Ausstellung der Migrationsgeschichte geht dabei in allen Fällen von einem bereits breiten Querschnitt von Fürsprechern aus Einwanderern, deren Kindern und Protagonisten der Mehrheitsgesellschaft aus. Zunehmend zeichnen sich dabei eine Lobby und auch ein Konsens ab, zunehmend vor allem mit der Sozialisierung einer zweiten und dritten Generation von Personen aus eingewanderten Familien in die etablierten Institutionen der Bundesrepublik. Dies verschafft der Initiative ein hohes Maß an Legitimität und Authentizität, die nicht gewährleistet wäre, wenn das Vorhaben allein als staatliche Unternehmung bzw. kulturpolitisches Vorhaben staatlicher Akteure ausgestaltet werden würde.“⁴

4 Ebd.

Zur Umsetzung eines solchen Ortes hatte Aytaç Eryılmaz bereits während der Laufzeit des *Projekts Migration*, im Jahr 2003, den Verein *Migrationsmuseum in Deutschland e.V.* ins Leben gerufen. Darin sollten Vertreter*innen der verschiedenen Einwanderungscommunitys aus Italien und Spanien, Portugal oder Griechenland *gemeinsam* die Forderung nach einem Migrationsmuseum für Deutschland erheben – und dieser Forderung dadurch zusätzliches politisches Gewicht verleihen.

Aytaç Eryılmaz Ich habe mir große Mühe gegeben, diesen Verein *Migrationsmuseum in Deutschland e.V.* zu gründen. Das ging auf meine Initiative zurück. Wir haben Griechen und Italiener reingeholt, nach dem Motto: Gemeinsam sind wir stärker.

Dem Unterstützer*innenkreis gehörte Oscar Calero, Sozialberater der Caritas, für die Gruppe der Spanier*innen an; die Journalistin Paola Fabbri-Lipsch repräsentierte die Italiener*innen, die Berliner Sozialberaterin Mira Renka stand für den Bereich ‚Ex-Jugoslawien‘. Die Verlegerin Niki Eide-neier vertrat den griechischen Bereich. Inter- bzw. transnationale Formen der Kooperation, wie sie in dem Verein *Migrationsmuseum in Deutschland e.V.* erprobt werden sollten, waren noch alles andere als selbstverständlich. DOMiD war von türkischen Intellektuellen gegründet worden, und lange wurde der Verein als ‚türkische‘ Einrichtung wahrgenommen. Doch man hatte Hoffnung, diese Skepsis könne gemeinsam überwunden und eine Zusammenarbeit möglich gemacht werden.⁵

5 VA 0528 (1) Protokoll
Initiativkreis 18. Juni
2003.

Alexandra Ventura Corceiro Das ist wirklich die große Leistung von DOMiD. Da ist eine Initiative aus der türkischen Community heraus entstanden. Und dann kommt einer wie Aytaç Eryılmaz und sagt: „Wir müssen das gemeinsam machen! Das kann nicht nur die türkische Community machen, das wäre auch ein verzerrtes Bild.“

Im Jahre 2007 fand dann die Fusion DoMiTs mit dem Verein *Migrationsmuseum in Deutschland e.V.* statt. So groß die Hoffnung auf eine Art transnationale Lobbybildung für das deutsche Migrationsmuseum auch gewesen war – die Zusammenarbeit der Gruppen und Fraktionen innerhalb des Vereins *Migrationsmuseum in Deutschland e.V.* blieb kompliziert; der nun neu entstehende Verein *DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.* trug nicht länger das ‚T‘ für ‚Migration aus der Türkei‘ im Namen; stattdessen endete DOMiD zukünftig auf ‚D‘ wie ‚Migration nach Deutschland‘. So konnte DOMiD einerseits auf seine lange Vereinsgeschichte aufbauen, ohne sich weiterhin ausschließlich als eine Organisation türkischer Migrant*innen zu verstehen. Die Zusammensetzung seiner Vereinsorgane sollte die Vielfalt der Einwanderung nach Deutschland angemessen repräsentieren. So würde der Verein, so die Vision, in Zukunft Migrant*innen unterschiedlicher Herkunft sowie Deutsche ohne Migrationshintergrund gemeinsam unter dem Dach eines Migrationsmuseums für Deutschland vereinen.

6 Aytaç Eryılmaz,
Auf dem Weg zum
Migrationsmuseum, in:
Bundesamt für Migration
und Flüchtlinge (Hg.):
Deutsch als Zweit-
sprache, 2/2005, S. 36
ff., o. O.

Martin Rapp Für mich ist das ein wichtiger Punkt, dass die Sammlung im Besitz des Vereins ist – und da auch bleibt. Und, dass der Verein auch von Leuten aus der Einwanderer-Community mitgeführt wird.

DOMiD festigte seine Rolle als anerkannter Experte in Fragen der Erinnerungskultur der Migrationsgesellschaft. Man könnte sagen: DOMiD wurde allmählich ‚kanonisiert‘: 2005 erhielt man die Gelegenheit, in einem vom *Bundesamt für Migration und Flüchtlinge* herausgegebenen Band die Frage nach dem Migrationsmuseum aufzuwerfen.⁶ 2006 wurde man zum Vorgespräch des 1. Integrationsgipfels ins Bundeskanzleramt nach Berlin geladen. Allerdings kamen Aytaç Eryılmaz bei diesem Treffen Bedenken, diesen politischen Prozess weiterhin zu begleiten:

Aytaç Eryılmaz DOMiD verfolgte ja keine politische Agenda im engeren Sinne. Wir waren keine Integrations-Agentur, die zur besseren Integration von Migrantinnen und Migranten beitragen wollte.

Auf internationalem Parkett wurde DOMiD allmählich zum anerkannten Akteur. 2005 reiste Aytaç Eryılmaz für einen Vortrag bei „Expert Meeting on Migration Museums“ von der *Internationalen Organisation für Migration* und der UNESCO nach Rom. Außerdem kooperierte man mit der *Cité nationale de l’histoire de l’immigration* in Paris.

Aytaç Eryılmaz Wir haben nach unseren Möglichkeiten auch versucht, internationale Bündnisse zu knüpfen. Zu *Generique* in Paris zum Beispiel. Die Idee des Migrationsmuseums haben die Franzosen von uns übernommen. Aber die haben das Museum schon lange. Die *Cité nationale de l’histoire de l’immigration* wurde im Jahre 2007 in Paris eröffnet.

Auf der im Jahr 2009 von DOMiD in Kooperation mit dem *Landschaftsverband Rheinland* veranstalteten internationalen Fachtagung mit dem Titel *Inventur Migration* ging es buchstäblich darum, mit Fachkolleg*innen aus dem In- und Ausland eine Bestandsaufnahme zu machen, wie es um die Frage der Musealisierung der Migration in Deutschland und Europa bestellt sei. Dabei standen die Fragen „Welche Quellen zur Migration gibt es und wie wird diese Geschichte von Wanderungsbewegungen überliefert?“⁷ im Mittelpunkt der Veranstaltung, in einem zweiten Schritt wurden Kriterien zur historischen Relevanz von Quellen zur Migrationsgeschichte erarbeitet – mit dem Ziel, ein Verzeichnis zur Migration zu erstellen, in dem alle Quellen und Objekte aus einer möglichst großen Bandbreite verschiedener Archive und Museen einfließen sollten.⁸

7 <https://www.land.nrw.de/pressemitteilung/minister-armin-laschet-eroeffnet-internationale-fachtagung-inventur-migration-wir> (aufgerufen am 10.05.2021).

8 Eine Dokumentation der Tagung ist unter dem Titel „Inventur Migration“ erschienen. Köln 2009.

Aytaç Eryılmaz Ich habe immer zu Kollegen aus der Museumslandschaft gesagt: Ihr könnt und sollt das Thema Migration auch in eure eigenen Ausstellungen integrieren! Aber eben in Abstimmung mit Leuten, die selbst Migrationserfahrung oder Expertise haben. Dabei war mir eines besonders wichtig: Wir wollten nicht nur ein ‚Migrantenmuseum‘ gründen. Unser Horizont hatte sich erweitert. Unser Ziel war es nun, gemeinsam mit anderen *die Geschichte dieses Landes zu erzählen.*

Professionalisierung

oder: Auf dem Weg zur öffentlichen Institution



DOMiDs Dingwelt im Depot, kurz nach dem Umzug ins Bezirksrathaus von Köln-Ehrenfeld im Jahr 2009.
Dietrich Hackenberg

DOMiDs Ambitionen und Aspirationen auf ein Migrationsmuseum waren ungebrochen. Doch nach dem Abschluss des *Projekts Migration* 2006 schrumpfte das Archiv von seiner (Personal-)Ausstattung her zunächst wieder auf seine ursprüngliche Größe. Zwar sollten die im Rahmen des Projekts generierten umfangreichen Sammlungsbestände zu den klassischen Anwerbeländern des Gastarbeiter*innenregimes sowie zur DDR-Vertragsarbeit bei DOMiD verbleiben. Eine Anschubfinanzierung für eine institutionelle Förderung war aufgrund der Förderrichtlinien der *Bundeskulturstiftung* indessen von vornherein ausgeschlossen. So richtete DOMiD Briefe an verschiedene mögliche Sponsoren wie Vural Öger, den Gründer von *Öger-Tours*, damals SPD-Abgeordneter des Europaparlaments, mit der Bitte um Unterstützung, was den Aufbau eines Migrationsmuseums, vor allem aber die Sicherung des Dokumentationszentrums betraf.¹ Kemal Şahin, Präsident der *Türkisch-Deutschen Industrie- und Handelskammer*, erhielt einen ähnlich lautenden Brief, doch nicht nur in den Netzwerken migrantischer Unternehmer*innen suchte DOMiD nach Unterstützer*innen, um seine Existenz zu sichern: auch Förderinstitutionen wurden angesprochen, wie die *Gerda Henkel Stiftung*, die *Robert Bosch Stiftung* oder der Fonds *Erinnerung und Zukunft*. Doch keine der zahlreichen Anfragen war von Erfolg gekrönt. Entweder blieben Antworten ganz aus, oder die Anfrage wurde, wie im Fall der *Alfred Krupp Stiftung*, mit dem Verweis auf andere Förderprojekte oder Förderschwerpunkte, wie die „Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit“, abschlägig beurteilt.²

1 VA 0562.

2 Ebd.

So geriet DOMiD – gleich nach seinem bislang erfolgreichsten Projekt – bereits wieder in die nächste existenzielle Krise. Zwar hatte man in den drei Jahren des *Projekts Migration* große Bruchstücke eines ideellen wie materiellen Erbes der Einwander*innen bergen können. Doch wie sollte man nun diesen Materialberg abtragen, ihn archivarisch bewältigen, die unzähligen Objekte, Fotos und Dokumente erfassen, aufarbeiten und dauerhaft sichern? Zumal der Standort, an dem DOMiD zur Zeit des *Projekts Migration* tätig gewesen war, wieder geräumt werden musste.

Ahmet Sezer Die Vereinsgeschichte bestand häufig nur darin, den Betrieb des Vereins, seine Existenz selbst sicherzustellen. Das stand notgedrungen im Vordergrund – und nicht die Ziele des Vereins. Für diesen Kampf hat es viel Idealismus und auch Aufopferungsbereitschaft gebraucht. Z. B. als wir nach dem *Projekt Migration* vor dem Problem standen, dass der Mietvertrag in dem Hochhaus in der Bonner Straße nicht mehr verlängert wurde. So standen wir da mit den gesamten Exponaten, die wir bis dahin gesammelt hatten, und wir hatten keinen Raum mehr! Die ganzen Bettelbriefe, die wir damals geschrieben haben, die Gespräche, die wir geführt haben ...! Am Ende hat Aytaç Eryılmaz gesagt: „Wisst ihr was, wenn wir keinen Raum kriegen von der Stadt Köln für diese Sachen, dann laden wir alles auf einen Lkw und kippen das alles vor das Rathaus. Soll die Stadt sehen, was die damit macht.“ – Also selbst an solche radikalen Schritte haben wir aus lauter Verzweiflung gedacht.

In dem Artikel „Zur Not auch vor den Reichstag“ wiederholte DOMiD im überregionalen Feuilleton im November 2005 seine verzweifelte Drohung.³ Diesmal sollte das Material nicht vor dem Kölner Rathaus, sondern vor dem Reichstag in Berlin abgeladen werden. Mit dieser Transposition desselben Motivs von einem kommunalen in einen nationalen Kontext zeigte DOMiD sein gewachsenes Selbstbewusstsein. Spätestens nach dem *Projekt Migration*, mit einer umfassend erweiterten Sammlung zum kulturellen Erbe der Einwander*innen in Deutschland, trat man nun mit dem Anspruch auf, nicht bloß eine Kölner Initiative, sondern eine Institution von bundesweiter Relevanz, man könnte sagen von ‚nationaler Bedeutung‘ zu sein. Und tatsächlich setzte sich diese Wahrnehmung auch bei der NRW-Landesregierung unter Ministerpräsident Jürgen Rüttgers (2005–2010) allmählich durch.

³ Zur Not auch vor den Reichstag, K. West 1/11 2005.

Für eine Erinnerungskultur der Migrationsgesellschaft

Anfang der 2000er-Jahre wurde das Thema ‚Integration‘ in Deutschland immer mehr als eine zentrale gesellschaftspolitische Herausforderung anerkannt. Der einstige nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau, unterdessen Bundespräsident, gab auf dem Historikertag 2002 zu bedenken: „Was bedeutet Geschichte als Quelle für Identifikation und Identität in einer Gesellschaft, in der Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft und Kultur zusammenleben? Wie kommt es zu einem ‚Wir‘ in einer solchen Gesellschaft?“¹ Von diesen Debatten um eine neue Erinnerungskultur zeigte sich auch DOMiD in den Folgejahren stark beeinflusst. So lange Einwander*innen für eine national verfasste Geschichte Fremde blieben, so die Überzeugung seiner Akteur*innen, so lange würde auch ihnen diese Geschichte fremd bleiben. Doch nicht nur für die Einwander*innen und ihre Kinder war es von vitalem Interesse, selbstbewusst Anspruch zu erheben auf die eigene Vergangenheit. Auch um in der gesamten Migrationsgesellschaft zu einem neuen, gemeinsamen ‚Wir‘ zu kommen, bedurfte es eben der Sichtbarmachung jener bislang verborgenen Geschichten. Geschichten, die längst auch hierzulande stattfanden, aber noch nicht aus den familialen Erinnerungsgemeinschaften in einen national verfassten Erinnerungsraum durchdrangen.

Mit der Frage nach dem gesellschaftlichen Zusammenhalt in der Einwanderungsgesellschaft rückte Migration also immer mehr in den Fokus einer bundesweit geführten Debatte um die verschiedenen *Kulturen von Erinnerung*. So waren in den Debatten des nordrhein-westfälischen Landtags des Jahres 2007 die Echos von Johannes Raus wegweisender Rede zu spüren gewesen: „Die Bewahrung der Informationen zur Zuwanderungsgeschichte liefert wertvolles Material sowohl für eine auf die Entwicklung eines gemeinsamen kulturellen Gedächtnisses abzielende kulturelle Bildung als auch für eine kritische und reflektierte öffentliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit.“² Eine ähnliche Verbindung zwischen den parlamentarischen Diskussionen und gesellschaftlichen Debatten und der endlich gelingenden institutionellen Förderung DOMiDs sieht auch Anton Rütten.

1 https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Johannes-Rau/Reden/2002/09/20020910_Rede_2.html (aufgerufen am 10.05.2021).

2 Ebd.

Anton Rütten Meiner Erinnerung nach war es hilfreich, dass das Parlament in der damaligen Legislaturperiode ausführlich über Ziele und Mittel der Erinnerungskultur debattiert hat. Es gab so etwas wie eine besondere Sensibilisierung der Parlamentarier für Geschichtspolitik.

Endlich schien das Anliegen DOMiDs, einen Beitrag zur Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft zu leisten, auf die angemessene gesellschaftliche und nötige politische Resonanz zu stoßen. Endlich folgten aus diesem Bewusstsein auch spürbare Konsequenzen.

„Antrag auf den Aufbau einer Sammlung zur Geschichte der Zuwanderung nach Nordrhein-Westfalen“

Während die Bundeskanzlerin Merkel auf Bundesebene im Jahr 2006 den ersten Integrationsgipfel einberief, verabschiedete die Landesregierung von NRW einen Aktionsplan zur Integration. Zu dem 20-Punkte-Plan sollte auch die Einrichtung eines zentralen Archivs zur Erforschung der Migrationsgeschichte des Landes NRW gehören. Bereits am 6. November 2007 hatte die damalige Regierungsfraktion von CDU und FDP einen Antrag zum „Aufbau einer Sammlung zur Geschichte der Zuwanderung nach Nordrhein-Westfalen“ in den nordrhein-westfälischen Landtag eingebracht.¹ Darin hieß es: „Integration in Gegenwart und Zukunft kann [...] nicht gestaltet werden ohne ein Bewusstsein für die historische Dimension der zugrundeliegenden Zuwanderungsprozesse. Die kritische Reflexion der Vergangenheit ist eine entscheidende Voraussetzung für den Abbau von Vorurteilen und die Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Vor allem jedoch setzt die unverkrampfte, aber respektvolle Begegnung der Zuwanderer und der aufnehmenden Gesellschaft zunächst eine gefestigte Identität aller Beteiligten voraus. Deshalb bedarf es einer Kultur des Erinnerns, die sowohl den Bezug zum Herkunftsland als auch die spezifischen Lebenssituationen der Zugewanderten heute in Nordrhein-Westfalen in den Blick nimmt.“²

1 <https://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD14-5351.pdf> (aufgerufen am 10.05.2021).

2 Ebd.

Die Verfasser*innen dieses Antragstexts argumentierten – erstaunlich genau dem (Selbst-)Verständnis DOMiDs entsprechend –, man solle den Einwander*innen und ihren Nachkommen in der geschichtlichen Überlieferung des Landes auch Identifikationsmomente, gemeinsame Erinnerungsorte bieten. Der Antrag spricht nun selbst von der „nationalen Bedeutung“ des Themas und fordert dazu auf, einen geeigneten Raum für diese (trans-)nationale Erinnerungsarbeit zu finden. Das neue *Ruhrmuseum* – das ehemalige *Ruhrlandmuseum* – auf *Zeche Zollverein* wurde ins Spiel gebracht, dem eine eigene Abteilung zur Zuwanderungsgeschichte

ins Ruhrgebiet angegliedert werden sollte. Dann kommt im Antrag die Sprache explizit auf DOMiD, das sich als „materielles Gedächtnis der Einwanderer“ (Borsdorf) etabliert habe. Es liege daher nahe, den Verein mit dem Aufbau eines solchen zentralen Erinnerungsortes zu betrauen: „In Nordrhein-Westfalen sammelt bereits das *Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. (DOMiD)* in Köln Dokumente und Materialien zur Migrationsgeschichte in Deutschland seit den 1950er-Jahren. Diese Sammlung ist in ihrem Fortbestand zu sichern und auszubauen, ohne dabei einzelne Aspekte und Interessensgruppen einseitig hervorzuheben. Außerdem ist sicherzustellen, dass sie weiter bearbeitet werden kann.“³ Zugleich mit der Aussicht auf die Sicherung des Bestandes gab die Landesregierung DOMiD also gewissermaßen den Arbeitsauftrag an die Hand, der Viel(ge)schichtigkeit der Einwanderungsgeschichte politisch wie historisch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und den Sammlungsbestand auch zukünftig konsequent zu erweitern: „Die Zuwanderungsgeschichte Nordrhein-Westfalens ist eine Geschichte von großer Heterogenität. Dies betrifft nicht nur die diversen Herkunftsländer, sondern auch die unterschiedlichen historischen Situationen und Bedingungen von Migration und Integration zwischen freiwilliger Zuwanderung, Zwangsarbeit, Flucht und Heimatvertreibung sowie staatlich organisiertem Anwerben von Arbeitskräften. Die Landesregierung wird daher aufgefordert, dafür Sorge zu tragen, dass die Zuwanderungsgeschichte Nordrhein-Westfalens in ihrer ganzen Breite und Vielfältigkeit erfasst wird. Es geht um eine Sammlung der Migrationskultur aller Zuwanderinnen und Zuwanderer.“⁴

3 Ebd.

4 Ebd.

Anton Rütten Wenn man institutionell draufschaut: DOMiD war für mich immer eines der Leuchtturmprojekte! Wir hatten DOMiD vom Land schon relativ kontinuierlich mit Projekten gefördert. Aber die notwendige Verlässlichkeit, das Archiv ununterbrochen zu fördern, damit es kontinuierlich seine Sammlung ausbauen konnte, das gelang erst unter der Regierung Rüttgers. Leider – das sage ich jetzt als Sozialdemokrat – habe ich die Unterstützung erst unter der CDU-geführten Regierung gefunden. Thomas Kufen, der damalige Integrationsbeauftragte NRW, und Armin Laschet, der damalige Integrationsminister: Die haben es dann geschafft, die Grundlagen für eine institutionelle Förderung für DOMiD zu schaffen.

Im Jahr 2007 beauftragte das nordrhein-westfälische Landesministerium für Integration DOMiD damit, mithilfe von Landesmitteln einen Plan zu entwickeln, wie die durch das *Projekt Migration* stark angewachsene Sammlung systematisch für die Öffentlichkeit aufgearbeitet werden könnte. Aytaç Eryılmaz betraute damit Beate Rieple, seit 2008 Leiterin des Archiv-Bereichs bei DOMiD.

Beate Rieple Ich bin in den Nachwehen der großen Ausstellung *Projekt Migration* zu DOMiD gekommen, um als Wissenschaftliche Dokumentarin das Archiv zu leiten. Was ich vorfand, waren zwei Etagen mit einer Fülle von diversen musealen Materialien in zahlreichen Umzugskartons. Die Büroschränke waren voll mit Objekten und Dokumenten in Archivboxen. Die Schätze im Keller habe ich erst kurz vor dem Umzug entdeckt: ein ganzer Kellerraum, vom Boden bis unter die Decke mit Möbelstücken eines Wohnheims vollgestellt. Mit einem Klemmbrett bewaffnet und einer Praktikantin im Schlepptau haben wir Objektlisten erstellt, um damit einen ersten Überblick über die Sammlung zu erhalten. Der nächste Schritt war dann, jedes einzelne Objekt auszupacken und eine Inventarnummer zu vergeben. Anschließend wurden sämtliche Materialien in bestimmte Bestandsgruppen einklassifiziert wie 3-D-Objekte, Filme, Tonaufnahmen, Einzeldokumente, Schriftgut, Plakate, Flugschriften, Zeitungen und Publikationen. All das taten wir mit dem Ziel, die Sammlung systematisch zu erschließen und der Öffentlichkeit zu präsentieren. Im Zuge des Fünf-Jahres-Plans, den wir für die Jahre 2008 bis 2012 entwickelten, hat das Ministerium dann gesehen: Bei DOMiD finden sich viele außergewöhnliche Dokumente der deutschen Migrationsgeschichte!

Auf der Grundlage der politischen Debatten begann das Land NRW, Verantwortung für das Migrationsarchiv zu übernehmen. DOMiD ist bis heute eine von nur drei Einrichtungen des Landes NRW, die vonseiten der Integrationspolitik institutionell gefördert werden: Der *Landesintegrationsrat* – also der Zusammenschluss aller kommunalen Integrationsräte, der früher sogenannten Ausländerbeiräte – wird institutionell gefördert; das *Zentrum für Türkeistudien* in Essen wird gefördert, und DOMiD als Archiv der Zuwanderungsgeschichte erhält eine institutionelle Förderung – was durchaus als Auszeichnung zu werten ist.

Mit der Förderung wurde DOMiDs Schlüsselrolle anerkannt: Das historische Gedächtnis der Migration war eine Bedingung für die Möglichkeit, ein Zugehörigkeitsgefühl zum Staats- und Gemeinwesen überhaupt erst zu entwickeln. Davon zeugt nicht zuletzt ein Antrag aus dem August 2007, der ebenfalls durch die Fraktion von

CDU und FDP in den nordrhein-westfälischen Landtag eingebracht wurde. Unter dem Titel „Ohne Vergangenheit keine Zukunft: Erinnerungskultur gestalten – kulturelles Gedächtnis bewahren und beschützen“ stellte der Landtag fest: „Wir leben in einer Zeit schneller und einschneidender gesellschaftlicher Veränderungen. [...] Der Blick auf die größeren Zusammenhänge wird immer schwieriger. Wohin soll die Reise gehen? In welcher Gesellschaft wollen wir leben? Wie kann die Welt der Zukunft gestaltet werden? Und vor allem: Was sind die Maßstäbe, mit denen wir in der Lage sind, solche Fragen zu beurteilen? Inwieweit hilft uns unser kulturelles Gedächtnis bei der Entwicklung von Perspektiven? Können die historischen Wissenschaften heute noch Orientierung bieten zwischen Vergangenheit und Zukunft? Kulturelles Gedächtnis ist kein nebensächliches Politikfeld. Ohne reflektierte Vergangenheit kann Zukunft nicht gestaltet werden. Wir in Deutschland wissen das besonders. Ein kollektives Gedächtnis ist identitätsstiftend.“⁵

5 <https://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD14-4869.pdf> (aufgerufen am 10.05.2021).

Parallel zu diesen Entwicklungen erhielt DOMiD aus der Kölner Stadtgesellschaft zunehmend konkrete Unterstützung. 2007 gründete sich der *Förderverein DOMiD e.V.*, um insbesondere die Arbeit DOMiDs durch politische und finanzielle Unterstützung abzusichern. Zu den beteiligten Akteur*innen zählten die Journalistin Helga Kirchner und Jürgen Nordt, der ehemalige Leiter des Kölner *Kulturamts*.⁶ Auch politische Entscheidungsträger*innen in Köln begannen, DOMiD als möglichen Standortfaktor zu begreifen. So unterstützte die Stadt Köln – namentlich die Sozialdezernentin Marlis Bredehorst – die Institutionalisierung DOMiDs, indem sie dem Migrationsarchiv – vom Jahr 2009 an – die gesamte oberste Etage des Bezirksrathauses Ehrenfeld zur Verfügung stellte. Auf knapp 1.000 Quadratmetern hatte DOMiD nun endlich genügend Raum, sich zu entfalten. Als Geschäftsstelle und Kompetenzzentrum, vor allem aber auch zur Installation eines professionellen Depots. Hierher wurden die Objekte aus den Kellerräumen des ehemaligen Hochhauses der *Deutschen Welle* nun umgelagert. Mit der Übersiedlung in das Bezirksrathaus in Köln-Ehrenfeld und der institutionellen Förderung durch das Land NRW hatte DOMiD einen wichtigen Etappensieg errungen.

6 Der Verein bestand bis 2015. Durch seine Tätigkeit und finanzielle Unterstützung konnte DOMiD zahlreiche Projekte durchführen.

Beate Rieple Aytaç Eryılmaz hatte schon verschiedene Orte in Köln besichtigt. Da gab es aber immer nur entweder Ausstellungsfläche oder Depoträume für die Sammlung. Für ihn war aber klar, er wird nur an einen Ort umziehen, wo beides vorhanden ist. Das war das zentrale Kriterium. Und hier sind wir

eingezogen, weil hier das Archiv sein sollte, und unten im Innenhof – wo früher ein Getränkemarkt drin war und wo sich heute ein Kinderhort befindet –, da sollte die Ausstellungsfläche sein. Dann hat man aber festgestellt, dass das Dach da unten undicht war und die Stadt Köln unter diesen Umständen das Gebäude doch nicht anmieten wollte. Als sich das herausstellte, waren wir aber schon dabei, hier ins Rathaus umzuziehen. 2010 im Januar war das. Das war sehr spannend. Wir haben dann zunächst all die 3-D-Objekte ausgepackt und sie dann nach Materialien getrennt: Kunststoff, Keramik, Glas, Metall, Elektrogeräte, Holz, Karton, Textil und Leder. In diesen ersten Wochen konnten wir die musealen Objekte näher begutachten. Zum Beispiel diesen Schuhputzerschrank aus Berlin, der besteht aus über 500 Teilen. Darunter Fläschchen mit unterschiedlichen Farbtönen, oder Cremes, die schon angetrocknet waren. Mithilfe einer Masterstudentin vom Institut für Restaurierungs- und Konservierungswissenschaft in Köln konnten Objektkonvolute dann unter sachkundiger Anleitung gereinigt, ausgedünnt und sorgfältig verpackt werden. Da muss man dann entscheiden: Schütten wir die verderblichen Inhalte der Fläschchen weg, oder füllen wir sie in Ersatzgefäße um, für kommende Ausstellungen? Oder das Elternhaus-Modell von Petros Melitopoulos, das aus Materialien wie Haferflocken oder Vogelfutter gebaut ist. Diese Materialien mussten wir separieren und in Kunststoffhüllen verpacken, damit keine Schädlinge angezogen wurden.



E 0089,00013 Dorfmodell Ptelea von Petros Melitopoulos, 1990er-Jahre. DOMiD-Archiv, Köln
Die Familie des Modellbauers Petros Melitopoulos stammt aus Hafsa am Schwarzen Meer. Nach der Vertreibung der Griechen aus Kleinasien 1922 wird die Familie in einem Dorf nahe der nordgriechischen Stadt Drama angesiedelt: in Ptelea. Es ist dieses Dorf, das Petros Melitopoulos Jahrzehnte später in Deutschland aus Pappkartons, Reisnudeln und Haferflocken rein aus seiner Erinnerung rekonstruierte.

Professionalisierung des Archivbereichs

Ende der 1980er-Jahre gab es in Deutschland eine ganze Gründungswelle von Dokumentationszentren, in denen ihre enthusiastischen Initiator*innen sich brennend für ein bestimmtes Spezialgebiet interessierten und Materialien aller Art dazu zusammentrugen. Häufig stammte das Material eigentlich aus Stadt- und Landesarchiven. Ähnlich arbeitete auch DOMiD zu Anfang noch. Bis heute trägt DOMiD das ‚Dokumentationszentrum‘ in seinem Namen. Allerdings hatte DOMiD einige Jahre nach seiner Gründung damit begonnen, klassische Archivarbeit zu machen. Man sammelte nun Originale, nicht Kopien. Der Umgang mit den damit verbundenen, personenbezogenen Daten verlangte nun auch einen ganz anderen, viel strengeren rechtlichen Rahmen. In juristischer Hinsicht musste sich DOMiD professionalisieren, ebenso in technischer. Bereits Beate Rieples Vorgängerin Nina Matuszeszki hatte verschiedene Modelle der Datenverarbeitung durchgespielt und sich am Ende für das sogenannte FAUST-System entschieden.

Beate Rieple Eine Datenbank spielt eine zentrale Rolle für den Zugang zu einer Sammlung. Denn die Datenbank zeigt, wie differenziert bzw. tief eine Sammlung museal erschlossen ist. Erst durch den Zugang für die Nutzer*innen wird die Sammlung sichtbar. Sie ist auch die Bedingung für das Sammlungsmanagement beim Ausleihen von Objekten an andere Museen. Nach dem *Projekt Migration* wurden auch verstärkt Anfragen an das Archiv gestellt, weil erst durch diese Ausstellung für die Stadtgesellschaft sichtbar wurde, was für interessante Objekte bei DOMiD schlummern.

Immer häufiger übernahm DOMiD nun auch Nachlässe oder Bestände, die erst sukzessive aufgearbeitet werden konnten. Es ist ein aufwendiger, manchmal langwieriger, doch entscheidender Prozess, die Bedeutung von Gegenständen herauszufinden, ihre Geschichte und die ihrer Leihgeber*innen zurückzuverfolgen, diese Leihgeber*innen-Informationen zu den Objektgeschichten zu verschriftlichen und in die Datenbank einzupflegen.

Beate Rieple Aytaç Eryılmaz hat immer gesagt: DOMiDs Sammlung, die Magazine, alles was in den Depots ist: Das ist ein ungeschliffener Diamant! Und der wird praktisch über diese Erschließung der Objekte in der Datenbank für die Öffentlichkeit glattgeschliffen. Für mich ist das ein sehr sprechendes Bild für das, was hier im Sammlungsbereich tagtäglich geleistet wird.



Professionalisierung im Bildarchiv von DOMiD.
Dietrich Hackenberg

Mit der Erfassung stellt sich zugleich die Frage nach der Systematik, nach der erfasst werden soll. Bei DOMiD begann man Abteilungen für Alltagsgeschichte, Alltagskultur oder ‚Transnationales‘ zu unterscheiden. Auch die verschiedenen Objektarten oder Medien spielen bei der archivarischen Erfassung eine zentrale Rolle.

Beate Rieple Was das DOMiD-Archiv wirklich auszeichnet: Du hast nicht da ein Objekt, da ein Foto, und da vielleicht eine Tonaufnahme; sondern bei DOMiD wurde immer versucht, von einer Familie oder einer Person praktisch alle Bereiche des Lebens abzudecken: über ein Tondokument, ein Foto, ein Album *und* Alltagsgegenstände. Darüber hinaus sollte ein Tiefen-Interview mit den Protagonist*innen deren Vielschichtigkeit abbilden. Damit kann man Personen oder auch Familien sehr umfassend kennenlernen. Daraus ergab sich dann auch die Möglichkeit, deren Geschichten in verschiedene Ausstellungskontexte einzuordnen. Das ist das Besondere an dieser Sammlung.



Im Medienraum. DOMiD-Archiv, Köln

Neue Bühnen

Während das Archiv sich immer weiter professionalisierte, suchte DOMiD auch ausstellungstechnisch weiter seine Bühnen. Im Jahre 1991 hatten die Ausstellungsmacher*innen mit der Erinnerung an das deutsch-türkische Anwerbeabkommen von 1961 begonnen. Und auch zwanzig Jahre später, im Jahre 2011, trat DOMiD wieder mit einer Ausstellung an, diesmal zum 50. Jahrestag des Abkommens. Während frühere Ausstellungen mit *Fremde Heimat* betitelt worden waren und damit ein klarer Fokus auf die Einwander*innen gelegt worden war, trug die *Geteilte Heimat. 50 Jahre Migration aus der Türkei* genannte Ausstellung bereits den multiperspektivischen Blick auf die gesamte Einwanderungsgesellschaft im Titel. Die Fördermittel für *Geteilte Heimat* kamen von der Europäischen Union. Ein kleines Team entwarf in einer großen Kraftanstrengung gleich mehrere Ausstellungsteile. Objekte der DOMiD-Sammlung wurden im Historischen Rathaus von Köln und im Landtag in Düsseldorf gezeigt. Die Hauptausstellung indes fand im *Deutschen Historischen Museum* in Berlin statt. Fünfzig objektbestückte Glasvitriolen standen dort für fünfzig Jahre Anwerbung aus der Türkei. Dabei lag das Interesse nicht mehr allein auf der Thematisierung der Frühzeit der sogenannten Gastarbeiter*innen-Anwerbung und der Anerkennung ihrer Pionier*innen, stattdessen wurde Zuwanderung mehr prozesshaft interpretiert, und so gerieten auch die nachfolgenden Generationen von Zugewanderten mehr und mehr in den Blick. Mit dem Standort DHM kam DOMiD in einem Zentrum der deutschen Erinnerungskultur an; zugleich wurde *Geteilte Heimat* nicht im regulären Raum für Wechselausstellungen gezeigt; sie blieb in den Innenhof, den sogenannten Schlüterhof, verbannt.

Auch die *Drei Generationen*-Porträts des Fotokünstlers Guenay Ulutuncok wurden in Berlin erstmals präsentiert. Ulutuncok war bereits 1974 aus Istanbul nach Deutschland gekommen, seine Fotoserien von türkischen Gastarbeiter*innen aus den 1980er-Jahren wurden ikonisch im Bildgedächtnis der Migration. Und nun war es wieder Ulutuncok, der im Rahmen des Projekts damit beauftragt wurde, fünfzig Jahre Migrationsgeschichte aus der Türkei in Form großformatiger Porträts darzustellen, als Trypticha der ersten, zweiten und dritten Generation:

„Mit 100 Kilogramm Gepäck (Ausrüstung, Lampen, Kabeln, Aufheller etc.) im Auto fuhr ich zwischen Mitte Juni und Ende September rund 6.500 Kilometer durch Nordrhein-Westfalen, um die ausgewählten Personen zu fotografieren. [...] Die Personen posierten für diesen Anlass zum ersten Mal vor der Kamera und mein Anliegen war es, sie so aufzunehmen, wie sie sind. Sie sollten sich dabei wohlfühlen und sie selbst



Drei Generationen, Fotoausstellung von Guenay Ulutuncok in Kooperation mit DOMiD im Deutschen Historischen Museum, Berlin 2011. Metin Yılmaz / DOMiD-Archiv, Köln

¹ *Drei Generationen*, Arnd Kolb / Guenay Ulutuncok (Hg.), Köln 2012, S. 40.

sein können. Besonders für die Älteren war es mitunter recht anstrengend, so lange zu stehen. Wir machten immer wieder kleine Pausen, damit sie sich erholen konnten.“¹

In der klassischen Dokumentarfotografie à la August Sander stellt das Porträt immer auch eine Würdigung des oder der Porträtierten dar. Auf diese wertschätzende Weise verewigte Ulutuncok 17 Familien in annähernd 20.000 Fotos. Der Fotograf zeichnete in seinem künstlerischen Zugang die Geschichte der Niederlassung türkischer Migrant*innen und ihrer Familien generationenübergreifend nach. Die lebensgroßen Aufnahmen erlaubten zwischen Porträtierten und dem Publikum eine ‚Begegnung auf Augenhöhe‘. Dennoch war im Jahre 2011 in konzeptioneller Hinsicht eine gewisse Stagnation zu spüren. Zwar war mit dem Titel *Geteilte Heimat* auf das Thema der Zugehörigkeit von Zugewanderten komplexer angespielt worden; zugleich blieb die Ausstellung aber im Wesentlichen eine Retrospektive auf die gesellschaftlichen Effekte der Arbeitsmigration aus der Türkei.

Die nächste Generation

So vehement sich Aytaç Eryılmaz noch für die Ausstellung *Geteilte Heimat* eingesetzt hatte: Im Jahre 2012 räumte er den Platz, den er über zwanzig Jahre als DOMiDs Geschäftsführer innegehabt hatte. Fragt man ihn heute, warum er das tat – auch zur Überraschung und Bestürzung mancher DOMiD-Weggefährt*innen –, dann erklärt Eryılmaz seinen Rückzug mit dem Wunsch, das Archiv möge sich über ihn hinaus entwickeln, auch konzeptionell.

Aytaç Eryılmaz Der wichtigste Grund für meinen Rückzug nach 22 Dienstjahren war: Ich hatte den Eindruck, dass ich nicht mehr der richtige Mann bin, nicht die richtige Ausbildung, das richtige Rüstzeug hatte, um DOMiD in die nächste Phase zu führen. Ich wollte die Entwicklung nicht behindern. Ich wollte nicht zu einer Belastung werden. Ich wollte meine Vision vom Migrationsmuseum einer neuen Generation übertragen.

Eryılmaz' abrupter Rückzug traf den DOMiD-Vorstand unvorbereitet. Was würde aus dem Verein werden, wenn sich diese zentrale Gestalt der Vereinsgeschichte – lange Jahre der eigentliche Motor und Treiber seiner Entwicklung – aus dem aktiven Geschäft zurückzog? Wie konnte der Übergang gestaltet werden, und wer sollte in der Geschäftsführung folgen? Beerbt wurde Eryılmaz nach einer öffentlichen Ausschreibung und einem komplexen Auswahlverfahren vonseiten des Vereinsvorstandes von Arnd Kolb, einem Journalisten, der im Auftrag des *Mercedes-Benz Museums* wie auch des *Südwestrundfunks* in Stuttgart schon Ausstellungserfahrung gesammelt hatte.¹ Damit ging der Staffelstab bei DOMiD an einen gelehrten Historiker und professionellen Kulturmanager über.

Anton Rütten DOMiD war ja spätestens durch die Institutionalisierung auch gewachsen. Da waren jetzt ganz andere Ansprüche da. Das fängt beim Betriebswirtschaftlichen an, aber auch in der Präsentation nach außen. Arnd Kolb war jemand, der weniger diesen Empowerment-Gedanken als Movens hatte. Der stärker systemisch, also innerhalb des Systems von

¹ Vgl. außerdem Arnd Kolb, *Autos – Arbeit – Ausländer: Die Geschichte der Arbeitsmigration des Audi Werks Neckarsulm*, Bielefeld 2011.

Kultur und Kultureinrichtungen agierte. Damit füllte er ein Vakuum, das bei DOMiD über die Jahre entstanden war. Arnd Kolb konnte unterschiedliche Sprechweisen aktivieren, das war nochmal ein entscheidender Schritt.

Mit der Entscheidung, DOMiD einem Repräsentanten der deutschen ‚Mehrheitsgesellschaft‘ anzuvertrauen, dem der damalige Vereinsvorstand von DOMiD zutraute, auch das Dokumentationszentrum in die ‚Mitte der Gesellschaft‘ zu führen, fand zugleich mit der Professionalisierung auch ein gewisses *White Washing* der ehemaligen Migrant*innenselbstorganisation statt. Doch Arnd Kolb als ‚Menschen ohne Migrationshintergrund‘ zu bezeichnen, trifft die Realität nur zum Teil.

Arnd Kolb Migrationsgeschichte(n) begleitet mich seit meinen frühesten Kindheitstagen. Ich bin mit den Kindern der sogenannten Gastarbeiter aufgewachsen. Meine Freunde hießen Goran, Roberto, Darko, Aytunç, Daniele, Hülya, Ercan, Nektarium – sogar mein ältester Freund Uwe hat als Rumänien-Deutscher oder Spätaussiedler für mich einen Migrationshintergrund. Das hat bei mir zu einer gewissen Sensibilität im Umgang mit der Materie geführt.

Derart normal sei für ihn die Vielfalt der Gesellschaft gewesen, sagt Kolb, dass er das Thema Migration im Studium gar nicht für sonderlich bemerkenswert gehalten habe. Erst als in der Planungsgruppe für das neu entstehende *Mercedes-Benz Museum* Vorschläge gemacht werden sollten, welche gesellschaftlichen Aspekte neben der reinen Automobilgeschichte im Museum eine Rolle spielen könnten, sei er ‚aufgewacht‘:

Arnd Kolb Niemand dachte über Migrationsgeschichte nach! Ich habe deshalb das Thema vorgeschlagen und kam – trotz aller Widerstände – damit durch. Das war für mich ein persönlicher Wendepunkt. Seitdem hat mich das Thema Migration nicht mehr losgelassen.

Anlässlich des 50. Jahrestages des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens, zu dem in Köln das *Projekt Migration* gezeigt worden war, hatte Arnd Kolb im Auftrag des SWR die Wanderausstellung *Zwischen Kommen und Gehen – und doch Bleiben* entworfen, die sich ebenfalls mit der Arbeitsmigration nach Deutschland ab 1955 beschäftigt hatte. Von hier war der Weg zu DOMiD nicht mehr weit.

Arnd Kolb DOMiD war und ist die Organisation, die das historische Erbe der Eingewanderten für zukünftige Generationen bewahrt. Sie ist dabei in Sachen Migrationsgeschichte Pionier und Avantgarde zugleich – von der Gründung an, von der ersten Ausstellung zum Thema bis zur aktuellen Umsetzung eines zentralen Migrationsmuseums für Deutschland. Diese Vorbildfunktion schreibt sich in seiner Ausstellungsgeschichte fort, die prinzipiell immer dafür stand, neue Wege zu beschreiben, neue Formen zu finden, Seh- und Vermittlungsgewohnheiten zu durchbrechen. Diesen Verein führen zu dürfen, der so wichtig und einzigartig für Deutschland ist – das war für mich etwas ganz Besonderes. Mit meiner Person kamen noch mal andere Erfahrungen mit in die Diskussion, was half, um Migrationsgeschichte noch konsequenter multiperspektivisch aufzuarbeiten. Schließlich schreibt man bei DOMiD keine *Migrantengeschichte*, sondern *Migrationsgeschichte* als elementaren Bestandteil der deutschen Geschichte.

Nach der langen, erfolgreichen Amtsperiode von Aytaç Eryılmaz fragte sich Arnd Kolb nun, wie er den Verein strategisch ausrichten wollte. Wie sollte sich DOMiD als Institution weiterentwickeln, wie sein Sammlungsprofil und seine Sammlungspolitik weiter ausschärfen? Und ebenso wichtig: Wie wollte man sich zukünftig in der Öffentlichkeit selbst darstellen und positionieren?

Arnd Kolb Zuerst ging es mir darum, DOMiD auf allen Ebenen zu professionalisieren: in den internen Abläufen, in seinem öffentlichen Auftreten. Sehr viele Prozesse in unterschiedlichen Bereichen waren nicht definiert. Nach außen hin war oftmals gar nicht klar, welche hervorragende Arbeit dort geleistet wurde und über welche Kompetenzen und welches Potenzial DOMiD verfügt. Genauso wichtig war es, neue Ressourcen zu erschließen, sprich: das Gesamtbudget zu erhöhen. Die Anzahl der Mitarbeiter konnte von vier Personalstellen zu meinem Amtsantritt auf 17 Mitarbeiter und Honorarstellen zu meinem Amtsende erhöht werden. Im Rahmen unserer Möglichkeiten und Ressourcen galt es dann, DOMiD noch breiter aufzustellen: In zahlreichen Projekten wurde auf Bestehendem aufgebaut, und neue Bereiche wurden in den Fokus genommen.

Für eine erweiterte Sammlungspolitik

Von ihrer Entstehungsgeschichte her hatte die DOMiD-Sammlung einen klaren Fokus auf die Geschichte der Arbeitsmigration. Doch schon anlässlich der Tagung „Ein Migrationsmuseum in Deutschland. Thesen, Entwürfe, Erfahrungen“ 2003 im *Kölnischen Kunstverein* hatte der Historiker Rainer Ohliger eine Debatte darüber angeregt, ob die Arbeitsmigration nicht perspektivisch auch mit anderen Formen der Migration zusammengedacht werden müsse, insbesondere auch mit der anderen großen Migrationsbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg, der Geschichte von Flucht und Vertreibung. Im Vorfeld der Tagung, die in einer Kooperation von DOMiD, dem *Netzwerk Migration in Europa* und der *Bundeszentrale für Politische Bildung* vorbereitet wurde, wurden Überlegungen zur Besetzung der Tagungspodien angestellt. Hier stellte sich die Frage, ob Erika Steinbach, Präsidentin des *Bundes der Vertriebenen*, eingeladen werden sollte. Letztlich nahm man aber Abstand davon, da ihre Konzeption eines *Zentrums gegen Vertreibung* damals vorrangig aus einer deutschen Opferperspektive entworfen wurde, was im Inland wie auch im europäischen Ausland auf viel Kritik stieß. Dennoch blieb bei DOMiD die Frage virulent, wie das Verhältnis der großen Wanderungsbewegungen der Nachkriegszeit von Zwangsmigration, Vertriebenenmigration und Arbeitsmigration im Hinblick auf ein Migrationsmuseum zu bestimmen sei.

Arbeitsmigration versus Flucht und Vertreibung?

Die großen Nachkriegsmigrationen in Deutschland begannen mit Fluchtbewegungen: Die Vertriebenen, die nach dem Zweiten Weltkrieg als die ‚fremden Deutschen‘ in die DDR und die Bundesrepublik Deutschland kamen, machten Mitte der 1960er-Jahre mit 14,5 Millionen Menschen etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung der beiden damaligen deutschen Staaten aus. Die Eingliederung der Vertriebenen wurde bereits in der Mitte der 1950er-Jahre für abgeschlossen erklärt und zur sozialpolitischen Großtat der jungen Bundesrepublik stilisiert. Das ‚Flüchtlingswunder‘ dieser Zeit konnte gelingen, weil Flüchtlinge und Vertriebene durch ihre Arbeits- und Kaufkraft das sogenannte Wirtschaftswunder der Bundesrepublik entscheidend mitprägten. Es ist diese Wanderungsbewegung, die in den 1960er-Jahren von der Arbeitsmigration Süd(ost)europas beerbt wurde, auf die wiederum die Spätaussiedler*innen folgten. Weder Vertriebene noch (Spät-)Aussiedler*innen haben sich in Deutschland als ‚Ausländer*innen‘ gesehen. Dennoch waren sie de facto migriert, dennoch galten sie bis zu ihrer erfolgreichen Integration als ‚Fremde‘.

Arnd Kolb Das gilt vor allem für die Sammlung, der ein neues Profil gegeben wurde, sodass wir seit 2012 die Geschichte aller Zuwanderungsgruppen nach Deutschland nach 1945 mit und ohne deutschen Pass dokumentieren. Die Sammlung umfasst so mittlerweile Exponate zur Einwanderung nach Deutschland (West und Ost) von 1945 bis heute und damit auch zu Geflüchteten bzw. Vertriebenen, Aussiedler*innen, Spätaussiedler*innen, Asylantragstellenden und Menschen mit multilokalen Lebensweisen. Es ging mir darum, ein Zeichen zu setzen: Alles ist Teil einer gleichberechtigten Migrationsgeschichte, alles kann seinen Platz bei DOMiD finden. Und wir als Dokumentationszentrum haben die Kompetenz, damit umzugehen.

Die Landesstelle Unna-Massen – Ein Dauerprovisorium

Im Jahr 2009 wurde die *Landesstelle Unna-Massen* geschlossen, die seit 1946 zur Aufnahme, Betreuung und Weiterleitung von Aussiedler*innen und Spätaussiedler*innen, aber auch jüdischen Kontingentflüchtlingen und anderen Migrant*innengruppen innerhalb Nordrhein-Westfalens gedient hatte. Die Debatte um die Aufgabe des Hauptdurchgangslagers und generell den Umgang mit der Erinnerung an Flucht und Vertreibung sowie die Frage nach dem Verbleib der materiellen Überlieferung der *Landesstelle*¹ veranlasste DOMiD, die eigene Sammlung und auch die dementprechenden inhaltlichen Erschließungskompetenzen immer konsequenter und systematischer auf das gesamte Spektrum der verschiedenen Wanderungsbewegungen der Nachkriegszeit auszuweiten.²

1 <https://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD14-9770.pdf> (aufgerufen am 10.05.2021).

2 Heute ist der Bestand Unna-Massen Teil des DOMiD-Archivs.

Millionen Menschen waren nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa auf der Flucht: *Displaced Persons*, heimkehrende Soldaten, Ausgebombte, Heimatvertriebene. Nach dem Entschluss der alliierten Siegermächte England, Amerika und Russland auf der Potsdamer Konferenz 1945, die deutschstämmige Bevölkerung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten in den Westen umzusiedeln, kamen 1,5 Millionen Deutsche aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn in die britische Besatzungszone. Die Übersiedlungsaktion wird von den Militärbehörden ‚Operation Swallow‘ (Operation Schwalbe) genannt: „Swallowtransporte“ – unter diesem Namen liefen die traurigsten Bewegungen von Ost nach West. In wenigen Stunden und mit dürrftigstem Gepäck mussten Menschen ihre Heimat verlassen und trafen, in Güterzüge gesperrt, von Miliz gefilzt und gepeinigt, erst nach vielen Tagen in Siegen ein.“³

3 Helfen und Dienen, 13 Jahre Hauptdurchgangslager für Vertriebene und Flüchtlinge Siegen-Massen, 1959.

Zunächst wurde in Siegen-Wellersberg ein Durchgangslager errichtet, um die Heimatvertriebenen zu registrieren und notdürftig zu versorgen. Während dort noch eine ehemalige Wehrmachtskaserne zur provisorischen Unterbringung der geflüchteten Menschen diente, wurde 1951 in Massen – einem Dorf, nahe der Stadt Unna gelegen – innerhalb kürzester Zeit eine Neubausiedlung aus dem Boden gestampft. Oft vergingen Monate, manchmal Jahre, ehe die Geflüchteten von dort auf die Gemeinden verteilt werden konnten. Im Lauf der Zeit entstand in Unna-Massen eine



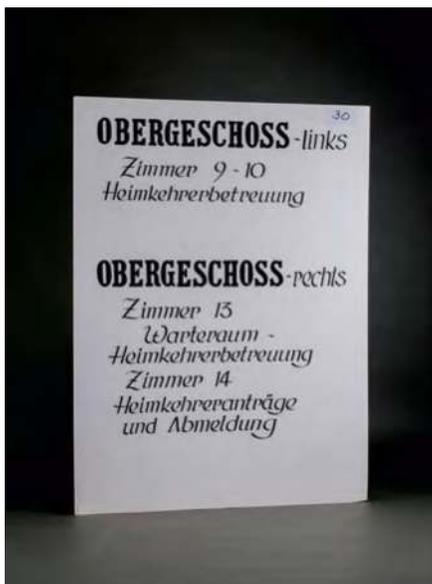
E 1405,0257 a Hauptdurchgangslager für Flüchtlinge in Siegen-Wellersberg, 1949. Landesstelle Unna-Massen / DOMiD-Archiv, Köln

Art Modellstadt mit großzügigen Rasenflächen und Baumpflanzungen, offen zugänglich und nicht mit einem Zaun von der Umgebung getrennt. Im Jahre 1963 bestand das Durchgangslager, das auch ‚Durchgangwohnheim‘ genannt wurde, aus 153 Wohnhäusern, daneben gab es diverse Verwaltungsgebäude, ein Behelfskrankenhaus, zwei Kirchen, eine Schule, einen Kindergarten und einen Sportplatz, außerdem verfügte die Siedlung über ein Gemeinschaftshaus und einen Festsaal. In der Wohnsiedlung fanden Konzerte und Vorträge statt, man veranstaltete Sommerfeste sowie Weihnachtsfeiern. Der Großteil der Bewohner*innen des Durchgangslagers setzte sich aus ehemaligen Pommer*innen, Schlesier*innen und Ostpreuß*innen zusammen, außerdem späteren ‚Übersiedler*innen‘, die aus der sowjetisch besetzten Zone gekommen waren.

Die Übernahme des Bestandes von Unna-Massen durch das DOMiD-Archiv war ein Coup, den DOMiD bereits unter der Ägide von Aytaç Eryılmaz eingefädelt hatte und der dann zur Zeit Arnd Kolbs tatsächlich auch umgesetzt werden konnte. Zu dem im Jahre 2016 übernommenen Bestand zählten 2.500 Fotografien, Dias und Negative sowie etwa 200 museale Objekte aus den 1950er- bis 2000er-Jahren, wie Einrichtungsgegenstände aus den Unterkünften, Lagekarten oder Veranstaltungsplakate.



E 1405,0259 Hauptdurchgangslager Massen, ca. 1955. Landesstelle Unna-Massen / DOMiD-Archiv, Köln



E 1405,1669 b Etagenschild
Landesstelle Unna-Massen.
 DOMiD-Archiv, Köln
 Dieses Schild hing von
 1951–1969 in den alten
 Verwaltungsgebäuden der
Landesstelle Unna-Massen
 „für Aussiedler, Zuwanderer
 und ausländische Flüchtlinge
 in Nordrhein-Westfalen“.

E 1405,0368 Auszug aus der Broschüre
 „Dienen und Helfen: 10 Jahre Haupt-
 durchgangslager Siegen-Massen
 1945–1955“. Lieblingsobjekt Bettina
 Just. DOMiD-Archiv, Köln
 Dieser Textauszug dokumentiert einen
 der sogenannten Swallowtransporte,
 die unmittelbar nach dem Zweiten Welt-
 krieg ins Durchgangslager nach Siegen
 kamen.

Hierdurch eröffneten sich für DOMiD ganz neue Möglichkeiten des Storytellings. Nach Jahrzehnten der Migrationserfahrung, wie sie sich in der Überlieferung der *Landesstelle Unna-Massen* widerspiegelt, zeigt sich, dass die Wahrnehmung von ‚Fremdheit‘ in Deutschland einem permanenten Wandel unterliegt. Wie das angebliche ‚Wirtschaftswunder‘ der Nachkriegszeit ist auch das angebliche Integrationswunder der Flüchtlinge ein Mythos. Der Prozess der Integration der Heimatvertriebenen hatte auch seine Schattenseiten. Nicht selten schlug das anfängliche Mitleid mit den Flüchtlingen in Ablehnung um. Wegen des Leistungswillens der Neubürger*innen empfanden manche Alteingesessenen sie als Konkurrenz, auch finanzielle Entschädigungen wurden ihnen geneidet. Zwar waren die Vertriebenen, Aussiedler*innen und Spätaussiedler*innen deutschstämmig, doch dessen ungeachtet wurden sie häufig als ‚Fremde mit anderer Mentalität‘ empfunden. Viele haben darum Diskriminierungserfahrungen gemacht, die den Erfahrungen von Arbeitsmigrant*innen oder Asylsuchenden nicht ganz unähnlich sind. Und wie in der Flüchtlingsbewegung von 2015 hat es auch nach dem Zweiten Weltkrieg schon eine ‚Willkommenskultur‘ gegeben.

Bettina Just Eines meiner Lieblingsobjekte aus der Sammlung ist eine Broschüre, „Dienen und Helfen“ heißt die, klingt ein bisschen pathetisch, aber da sind eben Berichte von Mitarbeitern und Geflüchteten aus der Frühzeit enthalten. Da krieg ich Gänsehaut, wenn ich so was lese.

1 Uhr nachts. - Bauer lag in seiner Wohnung in der Jahnstraße und schlief den Schlaf der Erschöpfung. Er träumte, daß jemand nach ihm um Hilfe rief. "Ferdinand!" schrie es, aber er konnte niemanden sehen, obgleich er unruhig suchte. Wieder: "Ferdinand! Ferdinand!" - Verwirrt fuhr er hoch und nun wurde ihm klar, daß es kein Traum sondern wache Wirklichkeit war. "Ferdinand!" Hohl klang es von der Straße herauf. Er suchte die Streichhölzer, zündete die Kerze an, sprang aus dem Bett und an das halboffene Fenster.

"Ich komme!" rief er zurück.

"Beeil Dich!" tönte es als Antwort herauf.

Ihn fröstelte. Die Nacht war kalt und er war müder als vorher nach den vier Stunden Schlaf, die er gehabt hatte. Er tat einen kräftigen Fluch, das machte etwas munterer, dann fuhr er in die Hose, zog Pulli, Jacke, Mantel an, stülpte die Mütze auf den Kopf, blies die Kerze aus und rannte die Treppe hinunter.

Auf der Straße stand ein alter Postautobus, darin saßen bereits seine Kollegen vom Wellersberg. Alle, die ganze Mannschaft. Bauer war der Letzte, den sie auf der Rundfahrt durch die Stadt abholten.

"Transport gemeldet?"

"Ja, in einer Stunde ist er auf dem Bahnhof. 1200 Personen."

Der Wagen fuhr in Richtung Kaserne, die Männer dösten noch ein wenig vor sich hin. Immer wieder mußten sie mitten in der Nacht heraus, um alles im Lager für den Empfang eines Transportes bereit zu machen. Es mangelte ihnen an Schlaf ebensosehr wie an Essen.

Gestern waren 2000 Personen angekommen, registriert, mit warmem Essen versorgt und wieder zu den Zügen gebracht worden. 2000 Menschen, Kinder und Greise, Frauen und Männer, Kranke und Schwache. Menschen, die ihre ganze Habe in der hohlen Hand tragen konnten, abgehärt, hoffnungslos, heimatlos. Ohne Kraft, daran zu glauben, daß noch jemand bereit sei, ihnen zu helfen, so dankbar für ein gutes Wort, daß es fast beschämend war.

Registrierung, Entlausung - nach vielen Tagen das erste warme Essen.

Gierig schlangen sie es in sich hinein, glücklich jeder, der eine Konservendose sein eigen nannte und nicht warten mußte, bis einer der 62 Blechnäpfe frei wurde, die laut Inventarverzeichnis dem Block C zur Verfügung standen.

Swallowtransporte. - Unter diesem Namen liefen die traurigsten Bewegungen von Ost nach West. In wenigen Stunden und mit dürftigstem Gepäck mußten Menschen ihre Heimat verlassen und trafen, in Güterzüge gesperrt, von Soldaten gefilzt und gepeinigt, erst nach vielen Tagen in Siegen ein. Verschmutzt, verlaust, ausgehungert. Wie manche haben diesen Weg nicht überlebt!



E 1454,0181 Ankunft an der Kölner Drehscheibe, 2015. Bernd Lauter / DOMiD-Archiv, Köln

Bettina Just Die Beschreibungen, wie die Leute ankommen, verdreht, zerlumpt, einfach fertig mit der Welt, diese Bilder haben mich ganz hart daran erinnert, wie die Geflüchteten 2015 an der Kölner Drehscheibe angekommen sind.

Bettina Just hat den Bestand Unna-Massen inhaltlich erschlossen und – den Förderrichtlinien des *Ministeriums für Kultur und Wissenschaft* des Landes NRW entsprechend – in Form eines Findbuches aufgearbeitet, um damit Menschen weltweit Zugang zu dem Material zu eröffnen.

Bettina Just Der größte Teilbestand sind Fotos. Wir haben die gesamte Geschichte dieser Landesstelle in Fotos dokumentiert. Im Wesentlichen stammen die von Mitarbeitern der Landesstelle selber. Ein weiterer großer Teil ist von Profifotografen, die das Leben dort dokumentierten. Die Fotos sind vielleicht der größte Schatz, weil die auch Alltagssituationen zeigen. Die Atmosphäre des Ortes kann man darauf ganz gut nachempfinden. Feste, Weihnachtsfeiern, Veranstaltungen, Prozessionen. Oder Gruppentreffen der Landsmannschaften der verschiedenen Vertriebenenverbände. Politisch waren die ja nicht unumstritten.

In Unna-Massen organisierten sich Vertriebenenverbände, jedes Jahr feierten sie den ‚Tag der Heimat‘, mit dem sie die Grenzziehung an der Oder-Neiße-Linie als Westgrenze Polens nicht akzeptieren wollten, stattdessen forderten viele die Rückgabe der im Krieg verlorenen Ostgebiete. Mit der Unterzeichnung des Moskauer und des

Warschauer Vertrages von 1970 hatte die sozialliberale Bundesregierung im Zuge der Ostpolitik von Willy Brandt aber eben diese Grenzen de facto akzeptiert. Was im Rahmen des Kalten Krieges wesentlich zur Entspannung beitrug, führte in Deutschland darum innenpolitisch zu Konflikten. Die CDU/CSU-Opposition geißelte die Ostverträge im Bundestag als ‚Ausverkauf deutscher Interessen‘, und auch die Landsmannschaften in NRW polemisierten gegen den Bundeskanzler.

Nach dem Abschluss der Ostverträge von 1970 kamen sogenannte ‚Russlanddeutsche‘ nach Unna-Massen, aus Kasachstan, der Ukraine oder Usbekistan, dazu Wolgadeutsche und Siebenbürger Sachsen. Ab 1985 begann Michail Gorbatschow, der Generalsekretär der Kommunistischen Partei in der Sowjetunion, seine Politik von *Perestroika* und *Glasnost* ins Werk zu setzen. Als Folge wurden die Grenzen zwischen Ost und West immer durchlässiger, ab 1987 konnten darum immer mehr deutschstämmige Aussiedler*innen den Ländern hinter dem ‚Eisernen Vorhang‘ entkommen. In gewissem Sinne ist die Migration nach dem Mauerfall 1989 eine nachholende Bewegung; durch das Grenzregime des Kalten Krieges war sie nur aufgestaut. Durch die Implosion des ‚real existierenden Sozialismus‘ wurde Deutschland aus einer geografischen Randlage zum Mittelpunkt einer umfassenden Ost-West-Bewegung von Waren, Kapital und Menschen. Der Einfluss der ‚Spätaussiedler*innen‘ nahm noch einmal spürbar zu, etwa mit den russischen Mennonit*innengemeinden, die Anfang der 1990er-Jahre beinahe geschlossen nach Deutschland übersiedelten. Auch in Unna-Massen wurde damals der höchste Belegungsgrad erreicht: Die Turnhalle, die Schule, der Festsaal oder die ehemalige Kneipe wurden zu Unterkünften umgebaut, in Bergkamen und Waldbröl wurden Außenstellen eingerichtet – auf diese Weise hat die Landesstelle selbst viele Wandlungen durchgemacht. In der langen Zeit ihres Bestehens von 1946, als die ersten Heimatvertriebenen kamen, bis 2009, als die letzten Spätaussiedler*innen und jüdischen Kontingentflüchtlinge die Landesstelle verließen, nahm Unna-Massen rund zweieinhalb Millionen Menschen aus hundert Ländern auf, die höchst unterschiedliche (Flucht-)Erfahrungen gemacht hatten.

Bettina Just Was ich toll finde: dass der Bestand einfach alle Flucht- und Migrationsarten in der Bundesrepublik widerspiegelt. Wir haben die Vertriebenen, die Aussiedler, wir haben die ‚Zonenflüchtlinge‘ und später die DDR-Flüchtlinge. Wir haben aber auch Bürgerkriegsflüchtlinge, wir haben die Boatpeople. Jüdische Kontingentflüchtlinge, Spätaussiedler, das greift alles ineinander, von 1946 bis zur Schließung der Landesstelle 2009. Das verknüpft sich mit unzähligen Geschichten, die wir hoffentlich noch alle erzählen werden.



E 1454,0024 Kölner Drehscheibe, 2015. Bernd Lauter / DOMiD-Archiv, Köln

Der Fotograf Bernd Lauter dokumentierte im Jahr 2015, wie die Sonderzüge mit Geflüchteten an der sogenannten Drehscheibe Köln in unmittelbarer Nähe des Köln-Bonner Flughafens eintrafen.



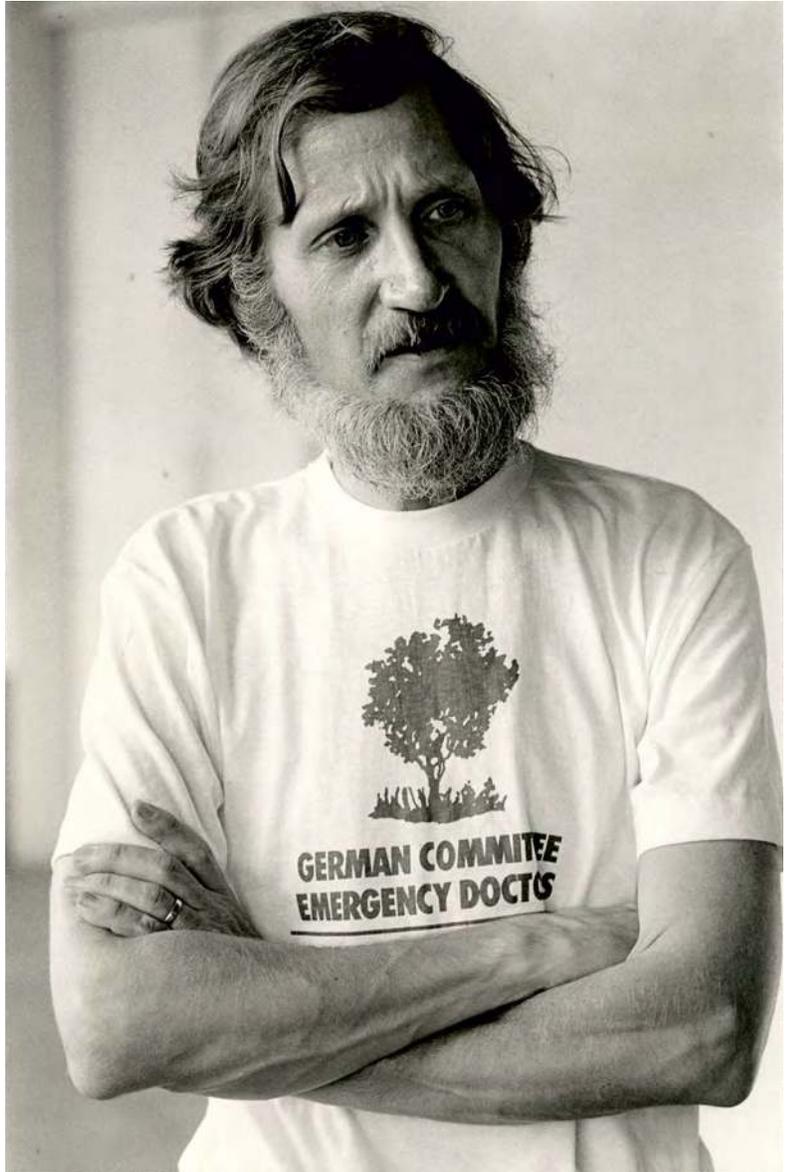
Chile-Flüchtlinge und Boatpeople

Seit 1973 kamen verstärkt auch politische Flüchtlinge nach Unna-Massen. Ab 1974 ersuchten Ankömmlinge aus Chile um politisches Asyl. Am 11. September 1973 war in Chile der demokratisch gewählte Präsident Salvador Allende gestürzt worden, der neue Machthaber General Pinochet ließ von Polizei und Armee oppositionelle Politiker*innen, Gewerkschafter*innen und Intellektuelle verfolgen. Einigen gelang die Flucht nach Deutschland, 170 von ihnen kamen nach Unna-Massen, linke Gruppen hießen sie mit wehenden roten Fahnen am Flughafen Köln-Bonn willkommen. Überall in Deutschland hatten sich nach dem Putsch sogenannte Chile-Komitees gebildet, so konnten sich die Exilhilen*innen in Deutschland von einer Woge der Solidarität getragen fühlen.

Ab 1978 betreten sogenannten Boatpeople aus Vietnam das Lager Unna-Massen. Nach dem Ende des Vietnamkriegs (1955–1975) war es in Nordvietnam zu einer Massenflucht gekommen. Häufig verlief die Flucht über das Südchinesische Meer, auf das sich die Flüchtenden notgedrungen mit kleinen Holzbooten hinauswagen mussten, die eigentlich für die Flussschifffahrt auf dem Mekong gedacht waren. Auf der Flucht legten die Menschen ihr Leben und das ihrer Familien in die Hände von Schleppern, die kein Trinkwasser auf ihre Schiffe luden, damit mehr Menschen transportiert und damit mehr Profit gemacht werden konnte. Vorbeifahrende Schiffe halfen den Geflüchteten meist nicht, und in Malaysia und Thailand wurden die Flüchtenden an der Landung gehindert und zurück aufs Meer gestoßen.¹

¹ Heute spricht man von Push-Backs, die in Europa völkerrechtlich verboten sind, an den EU-Außengrenzen zwischen Griechenland und der Türkei aber nichtsdestotrotz praktiziert werden.

Der Seenotretter – Rupert Neudeck



E 1409,1843 Porträt von Rupert Neudeck bei einem Besuch im
Cap-Anamur-Hospitalprojekt in Uganda, 1986.
Jürgen Escher / DOMiD-Archiv, Köln

Im Frühjahr 1979 erträgt der deutsche Journalist Rupert Neudeck diese Nachrichtenbilder nicht mehr. Gemeinsam mit dem Schriftsteller Heinrich Böll und anderen gründet er in Troisdorf bei Köln in privater Initiative das Hilfskomitee *Ein Schiff für Vietnam*, um das Sterben zu beenden. Mit Spendengeldern kann der ehemalige Frachter *Cap Anamur* gechartert und mit einem Rettungsteam ins Südchinesische Meer entsendet werden. Am 13. August 1979 nahm man die ersten Seenotrettungen vor. Von 1979 bis 1986 können auf diesem Wege über 10.000 Menschen gerettet werden. In Deutschland werden sie an Unna-Massen überstellt, als ‚Kontingentflüchtlinge‘ erhalten sie ein besonderes Aufenthaltsrecht. Rupert Neudeck, der Initiator der Aktion, schreibt in seinem Buch „Die Menschenretter von *Cap Anamur*“: „CAP ANAMUR hatte das Gefährlichste an Bord, das ein Schiff auf den Weltmeeren überhaupt befördern kann: Menschen, Asylbewerber, deren Antrag noch nicht abschlägig beschieden worden war.“¹

1 Rupert Neudeck, *Die Menschenretter von Cap Anamur*, München, 2002, S. 48.

DOMiDs Verbindung mit der Geschichte der *Cap Anamur* begann mit der Idee, aus den Erfahrungsberichten der ehemaligen Boatpeople ein Buchprojekt zu entwickeln. Letztlich wurde daraus ein Buch zur gesamten Vielfalt vietnamesischer Migrationen in die alte Bundesrepublik und die ehemalige DDR.² Um verschiedenen Aspekten der Migrationsgeschichte Raum zu geben, und damit zugleich DOMiD als wissenschaftliches Kompetenzzentrum weiter zu etablieren, hatte Arnd Kolb 2013 die eigene Publikationsreihe ins Leben gerufen. Das Buch „UnSichtbar – Vietnamesisch-Deutsche Wirklichkeiten“ wurde 2017 als dritter Band der Edition DOMiD veröffentlicht.

2 Unsichtbar. Vietnamesisch-Deutsche Wirklichkeiten. Edition DOMiD, Migration im Fokus, Band 3. Köln, 2017.

Nach dem Tod Rupert Neudecks im Jahre 2016 suchte DOMiD das Gespräch mit dessen Witwe Christel Neudeck; das Material zu den berühmten Rettungsaktionen der *Cap Anamur* 1979–1982 sowie der *Cap Anamur II* 1982 war dabei von besonderem Interesse. Ende 2017 konnte DOMiD den gesamten Nachlass tatsächlich übernehmen. Rupert Neudeck war sehr produktiv gewesen – als Journalist wie als Flüchtlingshelfer. Seine Arbeit hatte er immer eng verschränkt gesehen mit einer politischen Haltung, die ebenso in der existenzialistischen Philosophie wie in der französischen Tradition der *littérature engagée* wurzelte. Es waren auch französische Intellektuelle, die bereits 1978 eine Rettungsaktion im Südchinesischen Meer gestartet hatten, die Neudeck zu seinem Engagement mit der *Cap Anamur* inspirierten. Wie genau Neudeck gewissermaßen am Küchentisch seine frühe NGO gründete, wie er mit der Schreibmaschine eine Unzahl an Briefen schrieb und am Telefon die Aktionen orchestrierte, das lässt sich heute en détail bei DOMiD nachlesen.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs, als Kind von sechs Jahren, hatte Rupert Neudeck selbst zu denjenigen gehört, die aus Danzig flüchten mussten. Er und seine Familie waren nur knapp dem verheerenden Bombenangriff auf das Flüchtlingsschiff *Wilhelm Gustloff* entkommen, bei dessen Versenkung durch ein sowjetisches U-Boot am 30. Januar 1945 Tausende von Menschen ums Leben kamen. Seinen Beruf als Journalist wusste Neudeck mit seiner Berufung als Flüchtlingshelfer zu verbinden. Stets wurden die *Cap-Anamur*-Aktionen von Journalist*innen begleitet, die drastische Bilder vom Elend der Flüchtlinge produzierten. Und immer flankierte Neudeck selbst seine Aktionen mit einer publizistischen Kampagne.

Ich selbst bin Neudeck leider nie begegnet: Einmal hatte ich ihn, mittlerweile selbst als Journalist des *Deutschlandfunks* unterwegs, für ein Interview angefragt. 2016 war das, kurz nach der sogenannten Flüchtlingskrise. Ich hatte den Initiator der *Cap Anamur* dazu befragen wollen, was er über die Geschichte dieser ‚neuen Boatpeople‘ denkt. Doch während ich noch seine Antwort erwartete, hörte ich im Radio, er sei ins Krankenhaus eingeliefert worden. Er hat es nicht mehr lebend verlassen. In Troisdorf erinnert ein vietnamesisches Holzschiff noch heute an die verzweifelte Situation derjenigen, die ohne Helfer auf der Flucht vielleicht ihr Leben verloren hätten. Einmal im Jahr treffen sich die Überlebenden mit ihren Familien in Troisdorf, um des ‚Menschenfischers‘ Neudeck zu gedenken. Der Geist von Neudecks humanitärem Lebenswerk lebt nicht zuletzt bei DOMiD fort.



E 1409,1803 Rettungsaktion der Cap Anamur II für vietnamesische Bootsflüchtlinge im Südchinesischen Meer, 1986.
Jürgen Escher / DOMiD-Archiv, Köln



1979 wurde das Komitee Cap Anamur gegründet, 2003 der Verein Grünhelme.

Die Zentrale beider Vereine war für viele Jahre unser Wohnzimmer in einem kleinen Reihenhaus in Troisdorf. Beide Vereine arbeiten bis heute in vielen Ländern, in denen Menschen unserer Hilfe bedürfen. Die Projekte der Nichtregierungsorganisationen werden aus Spendengeldern finanziert.

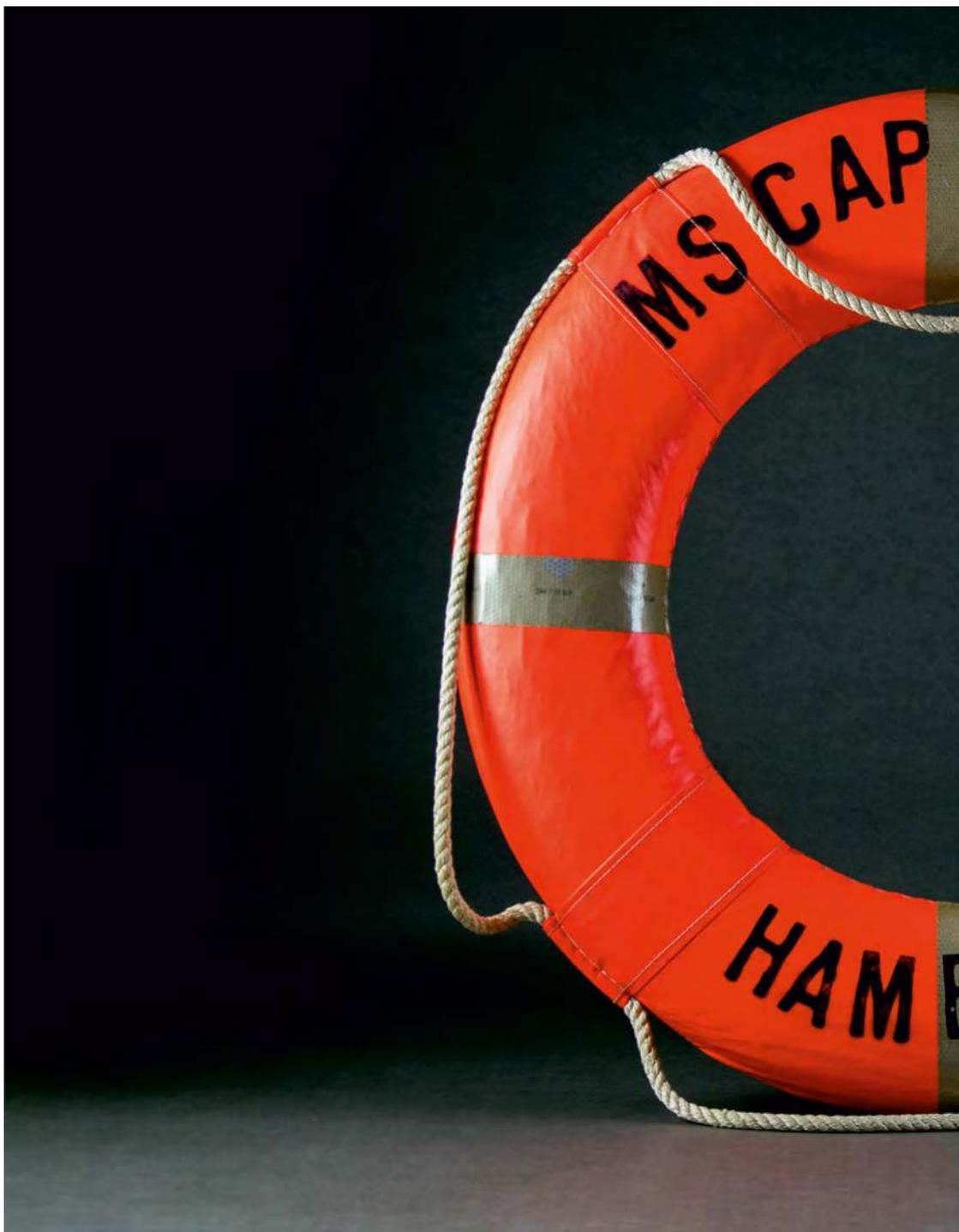
*Als der Gründer beider Organisationen, Dr. Rupert Neudeck, im Mai 2016 starb, stellte sich schon bald die Frage, wie mit dem von ihm in Hunderten von Ordnern gesammelten Material umzugehen sei, welches in unserem Haus lagerte. Rupert war ein ‚Jäger und Sammler‘. Er heftete Projektberichte, Briefe von Politikern und Unterstützern ebenso wie persönliche Berichte einfach nur ab. Wir nahmen uns keine Zeit, etwas zu ordnen. Als wir nach seinem Tod in den vielen Aufzeichnungen lasen, waren wir selbst beeindruckt, was da zutage trat: Briefe von Heinrich Böll, Günter Grass, Reiner Kunze und berührende Briefe von Spender*innen. Uns wurde schnell klar, dass wir jemanden brauchen, der sich mit der Aufarbeitung dieser Unterlagen auskennt.*

Zusätzlich gab es einzelne uns lieb gewordene Dinge, wie einen kleinen Kompass von einem der vietnamesischen Flüchtlingsboote, die nicht verloren gehen sollten.

Als der damalige Leiter des Dokumentationszentrums für Migration, Arnd Kolb, sich mit der Frage an uns wandte, die Ordner zu sichten und zu sortieren, entstand bei uns schnell der

Eindruck, dass die Historie der beiden Organisationen bei DOMiD in guten Händen sei. Herr Kolb entdeckte zufällig in unserem Keller ein großes Plakat, auf dem ein Vortrag von Rupert Neudeck angekündigt wurde. Er erinnerte sich, dass er diese Veranstaltung als Kind mit seinem Vater besucht hatte. Das betrachteten wir als gutes Omen. Im Laufe der nächsten Monate wuchs unser Respekt besonders vor der Arbeit der DOMiD-Mitarbeiterin Bettina Just, die das Material mit akribischer Genauigkeit und detektivischem Spürsinn ordnete und digitalisierte. Heute können Interessierte, auch solche, die eine Arbeit über Rupert Neudeck oder die unterschiedlichen Projekte schreiben wollen, bei DOMiD finden, was sie suchen. Darüber sind wir sehr froh.

Yvonne und Christel Neudeck





E 1466,0003 Rettungsring der MS Cap Anamur, 1982. DOMiD-Archiv, Köln

Dieser Rettungsring stammt von dem Rettungsschiff Cap Anamur I, mit dem das *Komitee Cap Anamur / Deutsche Not-Ärzte e.V.* zwischen 1979 und 1982 im Südchinesischen Meer Tausende vietnamesische Bootsflüchtlinge rettete. An Bord des Schiffes wurden die Geflüchteten medizinisch behandelt und dann zumeist nach Deutschland gebracht. Ein ehemaliger Bootsflüchtling, der 1980 gerettet wurde und später selbst als Dolmetscher bei Rettungseinsätzen mitfuhr, bewahrte nach der letzten Fahrt der Cap Anamur I diesen Rettungsring auf.

Nie ist etwas passiert,
hörst du?
Nie ist etwas passiert!

Wir alle haben ein Recht

Ein Recht zu vergessen
Ein Recht zu leben
Ein Recht auf Kirschen
im Kuchen
und Mangos
im Salat.

Nie ist ein Mensch gestorben, ja?
Geschwister nicht.
Freunde nicht.

Auch nicht die Würde,
die auf den Booten eingequetscht war
wie Dosensardinen.

Nicht das Menschsein,
das wir zurücklassen mussten
für eine besseres Sein.

Und jedes Wort
jedes Wort
durch deine Lippen
verletzt
meine Dankbarkeit
mein Überleben
meine ersehnten Sonnenuntergänge.

Jedes Wort
durch deine Lippen
ist Peitschenhiebe auf
Körper
auf Körper,
die fortgespült sind
gefressen sind durch Wasser und Zeit.

...

In manchen Träumen
hörst du die Stimmen
der Fortgespülten,
wie sie rufen –

„Wer sind wir,
wenn wir sterben?
Du und Ich
und
Ich und Du?“

Wer sind wir,
wenn wir leben?
Du und Ich
und
Ich und Du?“

Aus dem Zyklus „Boatpeople“ von Dan Thy Nguyen

Diesen Zyklus hat der Dichter Dan Thy Nguyen eigens für diese Publikation verfasst.

DOMiD als begehbare Lernort:

Die Öffnung nach außen

Einen Schwerpunkt legte Arnd Kolb darauf, DOMiD nach außen zu öffnen bzw. mit den Beständen zunehmend in die Öffentlichkeit zu treten. Neben die klassische Archivarbeit trat so die tägliche Vermittlungsarbeit. Immer stärker engagierten sich die DOMiD-Mitarbeiter*innen außerdem im Feld der kulturellen und politischen Bildung. Während – auch im Rahmen einer Bildungspartnerschaft mit dem Land NRW – die Zusammenarbeit mit Schulen immer konsequenter betrieben wurde, transformierte sich die Dienststelle in Köln-Ehrenfeld: Arnd Kolb entschied, dass dort eine dauerhafte Ausstellung aufgebaut werden sollte. Im Team wurden wichtige Themen identifiziert, Objekte ausgewählt und Texte verfasst. Wichtig war gerade die Anbindung an die Gegenwart, weshalb auch die *3-Generationen-Porträts* von Guenay Ulutuncok ihren Platz auf dem Etagenflur fanden.

Mit den Schaukästen – die gewissermaßen das Depot zum Publikum hin öffneten – wurde DOMiD insbesondere durch Führungen zu einem wichtigen außerschulischen Lernort zum Thema Migration. Schüler*innen ebenso wie auch andere Besucher*innengruppen konnten – und können seither – vertieft Einblick in die DOMiD-Sammlung nehmen und sich mit Objekten, Film- und Tonaufnahmen vertraut machen. In Frageleitfäden wurden Schüler*innen außerdem dazu in die Lage versetzt, selbst zu Expert*innen ihrer eigenen Migrationsgeschichten zu werden: „Die Schüler/innen



Geschäftsstelle von DOMiD im Bezirksrathaus Köln-Ehrenfeld. DOMiD-Archiv, Köln

werden in diesem Themenblock angeregt, auf historische Spurensuche zu gehen: Wo ist Migration in meiner Stadt bzw. in meinem Stadtteil sichtbar? [...] Gibt es Stadtviertel, wo die Vielfalt besonders sichtbar ist? Was würde sich ändern, wenn es plötzlich keine Migrant/innen bzw. Menschen mit Migrationshintergrund mehr in der Stadt gäbe?¹ Die Schüler*innen machten Feldforschung, sie fotografierten, dokumentierten und fertigten selbst Zeitzeug*inneninterviews an.

1 *DOMiD macht Schule, Materialien*, Köln 2013.

Neben der außerschulischen Vermittlung entwickelte DOMiD 2013 zudem ein Format, das auch direkt im Unterricht genutzt werden kann. Mit dem Projekt *DOMiD macht Schule* nahm sich der Verein einer eklatanten Lücke in der Bildungsarbeit an: Bereits in dem 2004 erschienenen Band „Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft“ hatten Jan Motte und Rainer Ohliger darauf abgehoben, dass die deutsche Kultur- und Erinnerungspolitik in der Einwanderungsgesellschaft eines Paradigmenwechsels bedürfe. Einwander*innen und ihre Kinder seien keine Menschen ohne Geschichte. Um ihre Geschichte(n) zu hören und sie in die deutsche Geschichte einzubeziehen, brauche es aber nicht nur das Migrationsmuseum – es brauche auch andere Erinnerungsorte, wie Denkmäler oder Straßennamen.² Insbesondere Schulbücher hätten an der Sinnbildung und den Identitätskonstruktionen junger Menschen einen eminenten Anteil, für die Produktion einer kollektiven Erinnerung stellten sie nach wie vor ein Leitmedium dar. Im selben Jahr vergab die Stiftung *Erinnerung, Verantwortung und Zukunft* an die Historiker Ohliger und Motte den Auftrag, eine Studie zur Schulbuchforschung vorzulegen. Sie sollten untersuchen, inwieweit Migrationsgeschichte im deutschen Schulunterricht Berücksichtigung finde. Und welche verschiedenen Bildungshintergründe waren in einer Einwanderungsgesellschaft überhaupt zu beachten? Im Ergebnis kritisierte die Studie, das Thema Integration werde in deutschen Schulbüchern noch immer allenfalls im Kontext der inneren Sicherheit bzw. unter dem Vorzeichen des islamischen Fundamentalismus

2 Vgl. dazu Rainer Ohliger / Jan Motte, *Einführende Betrachtungen*, S. 7-16. Vgl. zum Folgenden insbesondere auch den Beitrag von Bettina Alavi, *Geschichtsschulbücher als Erinnerungsorte*, S. 199-212.

behandelt. Damit entstünden nur wenige Identifikationsmomente für Jugendliche mit Migrationshintergrund – zumal mit islamischen Wurzeln –, um sich in Deutschland heimisch zu fühlen. In der Einwanderungsgesellschaft veränderten sich die Bedarfe politischer und historischer Bildung also dramatisch. Aus dem neuen Pluralismus der kulturellen Hintergründe ergebe sich die Notwendigkeit, im Schulunterricht ganz neue Vermittlungswege zu finden: „Die Kontroversen und Debatten verweisen darauf, dass sich in der Tektonik gesellschaftlicher Institutionen und Regelungen etwas verschiebt und an vielen Orten Bedarf für neue Konzepte und Reformen besteht. Ein zentraler Bereich, den dieser Umbruch betrifft, ist das Bildungswesen. [...] Bildungschancen und Bildungsnachteile können jedoch nicht allein auf formale Kriterien wie mangelnde Sprachkenntnisse oder die Hauptschulabbrecherquote unter Einwanderern reduziert werden. Eine Analyse der schwach ausgeprägten gesellschaftlichen Beteiligung von Einwanderern muss auch die Vermittlung von Lerninhalten, Lernerfahrungen und Lernkontexten in Betracht ziehen, die die Grundlage der vollen politischen und gesellschaftlichen Teilhabe bilden.“³ Die Studie fragt nach den notwendigen Bedingungen und Maßnahmen, um aus Einwander*innen politisch bewusste und aktiv handelnde Bürger*innen zu machen und so Partizipation und Integration zu fördern. Zugleich fragt sie aber auch, welche Lernprozesse die Aufnahmegesellschaft *selbst* durchlaufen müsse. „Welche strukturellen Öffnungen muss sie schaffen, um historisches und politisches Interesse zu wecken und somit gesellschaftliche Teilhabe von Einwanderern zu ermöglichen? Wie kann historisch-politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft institutionell und inhaltlich ausgestaltet werden? Wie können Angebote der politischen Bildung Einwanderer am besten (oder überhaupt) erreichen? Wie können mögliche Modellprojekte aussehen, die Antworten auf diese Fragen ermöglichen?“⁴

3 https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Publikationen/Studien/2006_migration.pdf (aufgerufen am 10.05.2021).

4 Ebd.

Mit dem Projekt *DOMiD macht Schule*, durch das Förderprogramm *Archiv und Schule* des Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport (MFKJKS) finanziell unterstützt und in Kooperation mit dem Archivberatungs- und Fortbildungszentrum des *Landschaftsverbands Rheinland* durchgeführt, suchte DOMiD auf die aufgeworfenen Fragen eine Antwort für die konkrete Schulpraxis zu finden. Das Wissen der Migrationsgeschichte wollten die DOMiD-Mitarbeiter*innen nun in den Dienst der Vermittlungsarbeit stellen, um den Schulunterricht – und insbesondere den Geschichtsunterricht – in der von Ohliger und Motte geforderten Weise zu komplettieren, historisches Unwissen zu kompensieren und in der Wissensvermittlung gleichzeitig auf Demokratiebildung und Antirassismus

hinzuwirken. In dem Brief an die Lehrer*innen, der diese von DOMiD entwickelten Unterrichtsmaterialien eröffnet, heißt es programmatisch: „Migrant/innen prägen das gesellschaftliche Leben mit. Paradoxerweise findet das Thema aber kaum Zugang in die Geschichtsschreibung bzw. in die Geschichtsbücher. Die vorliegende Materialsammlung dient als Einstieg in das Themenfeld Migration in der schulischen und außerschulischen Arbeit. Im Zentrum stehen vor allem Ziele wie Vermittlung von Grundwissen zur Migrationsgeschichte, interkulturelles Verstehen, soziale Empathie, Eigenverantwortung, Identitätssuche und demokratische Partizipation.“⁵ 5 VA 0557.

Überdies spiegelte sich DOMiDs Öffnung nach außen auch in einer forcierten und professionalisierten Presse- und Öffentlichkeitsarbeit wider. 2013 setzte man die Homepage neu auf, ein elektronischer Newsletter wurde eingeführt. Die kontinuierliche Präsentation der eigenen Projekte führte wiederum zu einer gesteigerten Wahrnehmung in der Öffentlichkeit – und einem wachsenden politischen Druck, das Haus der Einwanderungsgesellschaft endlich Wirklichkeit werden zu lassen.

DOMiD und die sogenannte Flüchtlingskrise 2015

In den Jahren 2015 und 2016 wurden an deutschen Bahnhöfen Flüchtlinge aus Syrien oder Afghanistan – anders als die Gastarbeiter*innen der 1950er- bis 1970er-Jahre in ihren Sonderzügen – anfangs sogar unter Applaus willkommen geheißen. Annähernd eine Million Geflüchteter kam allein im Jahr 2015 in Deutschland an, und es waren Millionen Deutsche, die sich – in einer erstaunlichen Mobilisierung der Zivilgesellschaft – in der sogenannten Willkommenskultur für diese Neankömmlinge engagierten. Doch bald schon kippte die Stimmung. Es waren die Bilder von Tausenden geflüchteten Menschen auf der Balkanroute oder an der ungarischen Grenze, mit denen sich eine neurechte Bewegung auf deutschen Straßen und in deutschen Parlamenten munitionierte, und es war die irreführende Rede von dem ‚Kontrollverlust‘ der Politik, mit denen die neurechten Initiatoren die Stimmung gegen die Geflüchteten anzuheizen verstanden – was nicht nur eine eklatante Verschlechterung, ja Vergiftung politischer Migrationsdebatten nach sich zog, sondern – vom Wort zur Tat schreitend – auch zu zahlreichen Übergriffen auf Heime von Asylbewerber*innen führte. Die Zuversichtsbekundung der deutschen Kanzlerin Angela Merkel von 2015: „Wir schaffen das“, hat sich integrationspolitisch bewahrheitet: Der überwiegende Anteil der damaligen Geflüchteten ist heute gut in den deutschen Arbeitsmarkt und die Gesellschaft integriert.¹ Gleichzeitig werden diese positiven migrationspolitischen Entwicklungen aber seither von einer Art Kulturkampf um die Deutung von Migrationsgeschichte begleitet. Die Einsicht in die schlichte Tatsache, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist – historisch mühsam errungen –, wird wieder äußerst hartnäckig geleugnet. Neurechte Propagandist*innen beschreiben die multikulturelle Gesellschaft als ‚selbstmörderisches Sozialexperiment‘, stilisieren die ‚Deutschen ohne Migrationshintergrund‘ selbst zur ‚Minderheit im eigenen Land‘ und würden Kraft ihrer militanten Rhetorik und zum Teil mit gewaltsamen Mitteln am liebsten mit dem Flüchtlingszuzug von 2015 gleichzeitig die gesamte Migrationsgeschichte der letzten sechzig Jahre wieder rückgängig machen.

¹ Simone Gaul et al: Das haben wir schon geschafft, in: DIE ZEIT vom 06.09.2019, <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2019-08/migration-fluechtlingspolitik-integration-kosten-fortschritte#wie-laeuft-die-integration-auf-dem-arbeitsmarkt> (aufgerufen am 10.05.2021).

Unter Fremden

Die Jahre der Flüchtlingskrise habe ich als Radio- und Fernsehjournalist begleitet. Im Rahmen der *Arte*-Dokumentation aus dem Jahr 2016 „Unter Fremden. Auf dem Weg zu Europas Neuen Rechten“ traf ich in Wien auf Martin Sellner. Der Chef der sogenannten *Identitären Bewegung Österreichs* zeigte sich vor der Kamera mit Hipsterbrille, beredt und begabt, als Prototyp eines ‚Identitären‘. Die Identitäre Bewegung inszenierte sich damals durch öffentlichkeitswirksame Aktionen wie die Besetzungsaaktionen auf dem Brandenburger Tor im Sommer 2016 als europäische Jugendbewegung von ‚Patrioten‘, die sich unter der Pathosformel ‚Identität‘ versammelten und ankündigten, ihre ‚Heimat‘ von den Einwander*innen aus Asien und Afrika ‚zurückzuerobern‘. Die Identitären bilden ideologisch den harten Kern dessen, was heute bereits als „konservative Revolte“ beschrieben wird.¹ Identitäre unterwandern seither die *Junge Alternative* – die Jugendorganisation der AfD; sie wurden als Ehrengäste auf das Kyffhäusertreffen des ehemaligen rechtsnationalen Flügels der AfD geladen und schreiben heute als Referent*innen des Bundestages manchen AfD-Parlamentarier*innen ihre Reden. Ob in der Generalaussprache im Bundestag zur Einwanderungs- und Asylpolitik der Bundesregierung im Mai 2018, wo die AfD-Abgeordnete Alice Weidel gegen „Burkas, Kopftuchmädchen und alimentierte Messermänner und sonstige Taugenichtse“ hetzte², oder im August desselben Jahres, als der AfD-Abgeordnete Alexander Gauland auf einer Wahlkampfveranstaltung im thüringischen Eichsfeld drohte, man werde die damalige Integrationsbeauftragte Aydan Özoğuz „in Anatolien entsorgen“ – die rassistische Menschenverachtung der erklärten Feinde der Einwanderungsgesellschaft tönt da immer unverstellt durch.

1 Volker Weiß, *Die autoritäre Revolte: Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes*, Stuttgart 2017.

2 So die AfD-Fraktionsvorsitzende Alice Weidel in der Aussprache zum Etatentwurf 2018 des Bundeskanzleramtes am Mittwoch, den 16. Mai 2018.

Täter-Opfer-Umkehr

Die Rechtsintellektuellen rund um das *Institut für Staatspolitik* in Schnellroda (Sachsen-Anhalt) mischen in diesem Thinktank für rechtsextreme Propaganda die giftigen Ingredienzien einer Diskursinfektion zusammen. Diese geistigen Brandstifter suchen das kollektive Unterbewusste in Deutschland mit fremdenfeindlichem, oder genauer: rassistischem Bildmaterial zu beliefern – und mit kulturkämpferischen Denkfiguren, die sie in die Köpfe der Menschen implementieren. Die wohl Wirkmächtigste dieser Denkfiguren: Die Einwanderung sei eigentlich eine feindliche Invasion, die Einwander*innen in Wirklichkeit feindliche Eroberer und mithin Totengräber des ‚christlichen Abendlandes‘. Es sind Vorstellungen wie diese, die tief eingedrungen sind auch in die Mitte der deutschen Gesellschaft. Nicht nur im Zusammenhang mit der Präsenz türkeistämmiger Deutscher, auch im Hinblick auf Geflüchtete betreibt die Kulturkampf-Rhetorik der Neuen Rechten eine eklatante Täter-Opfer-Umkehr: Diejenigen, die zu Aggressoren stilisiert wurden, die angeblich eine feindliche Übernahme Deutschlands probten, waren und sind ja mit Blick auf Geflüchtete in Wirklichkeit in aller Regel Heimatvertriebene, Heimatlose, Staatenlose, Papierlose, Rechtlose.

Mit den Geflüchteten, die aus der ganzen Welt zu uns kommen, bricht ein Stück Wirklichkeit in unser Bewusstsein ein, wie der Autor Navid Kermani geschrieben hat.¹ Während die deutsche Gesellschaft sich nach 2015 polarisierte und vielfach Überfremdungsängste auf die vermeintlich Fremden projizierte, gewährte DOMiD in seinem Projekt *Refugee Stories Collection* Einblicke in Gefühlswelten, die das Entwickeln von Empathie ermöglichen. Das erscheint mir heute umso wichtiger, da die ‚Festung Europa‘ kein identitäres Phantasma mehr ist – anders als noch 2016, als mir bei meinen Filmrecherchen unter neurechten Apokalyptiker*innen eine europäische ‚Festung‘ immer wieder voll Angstlust vor Augen gestellt worden war. Heute geraten Migrant*innen an Europas Außengrenzen *tatsächlich* unter Beschuss, die völkerrechtlich verbotenen *Push-Backs* geschehen, Menschenrechte werden einfach außer Kraft gesetzt. Geflüchtete werden in griechisch-türkischen Grenzstreitigkeiten *tatsächlich* ‚abgewehrt‘, als wären sie Aggressoren – und nicht Verzweifelte, Schutzlose, herumirrend auf der Suche nach Nahrung, Kleidung oder Schlaf; Schutzbefohlene, mit der Hoffnung auf eine sichere Zuflucht, ein Bleiberecht. Zugleich

1 Navid Kermani, *Einbruch der Wirklichkeit: Auf dem Flüchtlingstreck durch Europa*, München 2016.

sind Geflüchtete nicht einfach Spielball von Schicksalsmächten, vielmehr haben sie durch die Flucht ihr Schicksal selbst in die Hand genommen.

Mit dieser gegenwärtigen Melange aus einem hochdynamischen Migrationsgeschehen und zugleich einem immer mehr sich aufheizenden und hysterisierenden Migrationsdiskurs in Deutschland seit 2015 hatte nun auch DOMiD umzugehen. Mit dem vom Land NRW geförderten Projekt *Refugee Stories Collection* setzte sich das Archiv zum Ziel, auf die Menschen selbst zu hören, die von der sogenannten Flüchtlingskrise unmittelbar betroffen waren und in den öffentlichen Debatten als ‚Flüchtlinge‘ bezeichnet wurden.

Arnd Kolb *Im Refugee Stories-Collection-Projekt wurde die damalige Situation – die Hintergründe, Fluchtursachen von Geflüchteten in Nordrhein-Westfalen – beleuchtet. Dadurch setzen wir ein starkes Signal für mehr gesellschaftliche Teilhabe von Geflüchteten, vor allem durch die Narration ihrer persönlichen Erfahrungen.*



An der Außengrenze der EU. Tilman Koeneke

Für das Projekt *Refugee Stories Collection* wurden in der zweijährigen Projektlaufzeit von 2016 bis 2018 über siebzig Personen in fast vierzig nordrhein-westfälischen Städten interviewt. Viele von ihnen sind über Monate begleitet worden, um in ihre Lebensgeschichten wirklich vertieft Einblick nehmen zu können. Wie wir, die Kinder der Gastarbeiter*innen, damals von DOMiD rekrutiert worden waren, um die Interviews mit den Leuten der ersten Gastarbeiter*innen-Generation zu führen, so wurden mit Sahra Camal, Jonatan Bekele und Sami Dzemailovski auch jetzt wieder drei wissenschaftliche Mitarbeiter*innen engagiert, die eigene Erfahrungen in die Forschung mitbrachten.

Arnd Kolb Dabei stand vor allem ein weiterer Perspektivenwechsel im Vordergrund: Drei wissenschaftliche Mitarbeiter*innen von DOMiD mit eigenem Fluchthintergrund führten die Interviews, sammelten Objekte, schossen Fotos etc.

Geflüchtete sind oft auf der Hut, wenn sie zum Sprechen aufgefordert werden. Weil ein Interview wie ein Verhör wirken kann. Weil Geflüchtete dabei immer wieder auch mit Vermutungen behelligt werden: Sie seien nicht wirklich aus Not geflohen, hätten bloß ein besseres Leben gewollt – auch wenn sie in Isfahan Glasvitriolen im Wohnzimmer und einen Swimmingpool im Garten hatten.

Durch das Führen dieser persönlichen Interviews versuchten die Projektmitarbeiter*innen auch eine Erinnerungsarbeit unter Geflüchteten anzuregen. Doch wenn in einem professionellen Rahmen Geschichten von Entwurzelung und Transformation abgefragt werden, geht es beim Zuhören auch um die Sensibilität, die eigene Neugier und Zugewandtheit nicht zu Voyeurismus werden zu lassen. Und die Menschen nicht durch das Erzählen ihrer Fluchtgeschichten immer wieder aufs Neue zu ‚Flüchtlingen‘ zu stempeln. Oder schlimmer noch, sie durch die Rekapitulationen ihrer Traumata zu retraumatisieren.² Jonatan Bekele erinnert sich, wie er durch die bisher bereits von DOMiD geleistete Arbeit Vertrauen aufbauen und nun auch Geflüchtete davon überzeugen konnte, am Projekt teilzunehmen: „Bei der ersten Begegnung lernten wir uns erstmal kennen, bauten Vertrauen bei Kaffee und Kuchen auf. Erst bei der zweiten oder dritten Begegnung verabredete ich mich für ein Interview. Die Vereinbarung für das Interview wurde vorab für jede Partnerin und jeden Partner ganz genau übersetzt und erklärt sowie von allen Teilnehmenden unterschrieben.“³

² Vgl. Robert E. Feldmann, Jr. / Günter H. Seidler (Hg.), *Traum(a) Migration. Aktuelle Konzepte zur Therapie traumatisierter Flüchtlinge und Folteropfer*, Gießen 2013.

³ Jonatan Bekele / Sahra Camal / Sami Dzemailovski / Elisabeth Pütz / Katrin Schaumburg (Hg.), *Refugee Stories Collection – Jede Geschichte zählt*, DOMiD e.V., Köln 2018.

Die wirklichen Ursachen der Flucht hatten natürlich absolut nichts mit einer ‚Lust an der Eroberung‘ zu tun. Vielmehr spiegeln die Berichte der Geflüchteten wider, wie vielfältig die Fluchtmotive der Geflüchteten aus Afghanistan oder dem Irak, aus Syrien, Äthiopien, Eritrea, Guinea, Albanien oder dem Kosovo waren. Drei Schwerpunktregionen ergaben sich, aus denen die meisten Interviewten geflüchtet waren: der Nahe Osten, Ost- und Westafrika sowie Südost- und Osteuropa. Shervin, ein Diplom-Ingenieur aus Syrien, sagte im Interview, niemals hätten er und seine Frau sich träumen lassen, Syrien zu verlassen. Aber Verwandte und Bekannte waren vom Assad-Regime wahllos verhaftet und zum Teil misshandelt und gefoltert worden. Panzer patroullierten in den Straßen, und Soldaten töteten Menschen. Wollten sie ihr Leben in Sicherheit bringen, blieb ihnen nichts anderes übrig als die Flucht. In der Schrift *Refugee Stories Collection*, die DOMiD 2018 herausgab, erinnert sich Shervin:

„Unsere Träume waren auf Syrien und unsere Stadt begrenzt. Die Umstände in Syrien haben sich dann verschlechtert. Die Gefahr rückte näher. Wir hatten Angst, dass die Gefahr unsere Kinder erreichen könnte – das Wichtigste, was wir haben.“⁴

4 Ebd., S. 10.



E 1438,0018 Eine Gruppe Bootsflüchtlinge kurz nach ihrer Ankunft auf der Insel Lesbos. Felix Kleymann / DOMiD-Archiv, Köln
Die Aufnahmen stammen aus dem Projekt *Escaping Death* des Fotografen Felix Kleymann, der flüchtenden Syrer*innen und Iraker*innen auf ihrem Weg vom Nordirak bis nach Deutschland folgte.



Fluchtmotive

Nicht selten waren politische Motive leitend, die Herkunftsländer zu verlassen. Djalo war Mitglied der Oppositionspartei in Guinea gewesen, in einem seiner Bilder hatte der Künstler das Staatsoberhaupt in karikierender Form dargestellt. So kam er erst ins Gefängnis und flüchtete später außer Landes. Auch Omid aus dem Iran hatte vor seiner Flucht Zeitschriften verteilt und damit die politische Opposition unterstützt. Neben den politischen wurden häufig auch religiöse Fluchtgründe genannt. Iman berichtete, seine Konversion zum Christentum und seine Besuche in einer Kirche in der Hauptstadt seines Heimatlandes und die darauf folgende Bedrohung seines Lebens hätten ihn zur Flucht gezwungen. Neben politischen und religiösen Motiven war auch ethnische Diskriminierung immer wieder ein Auslöser, wie beispielsweise für Angehörige der Roma-Community in Südosteuropa, die etwa in Ungarn extremer Diskriminierung ausgesetzt sind. Von Antiziganismus als Fluchtmotiv berichtet in der *Refugee Stories Collection* auch der Staatenlose Roma Bilhan, dem – obgleich in Skopje geboren – nach dem Zerfall des ehemaligen Jugoslawiens die mazedonische Staatsbürgerschaft verweigert worden war: „Ungarn. Da musste ich ein paar Tage in einer Flüchtlingsunterkunft bleiben. Da waren sehr viele Leute. [...] Da haben sie uns gehalten wie die Affen.“¹ Die Roma-Familie Limani floh im Jahr 2015 mit ihren acht Kindern aus dem Kosovo. Ein Mob aus jungen Albanern war in ihr Haus eingedrungen, hatte die Frau vergewaltigt und das jüngste der acht Kinder getötet. Weitere Fluchtursachen konnten auch die sexuelle Orientierung sein oder die Angst vor dem Einzug zum Kriegsdienst.

¹ Ebd., S. 21.

Erfahrungen auf der Flucht

Die Fluchtgründe der interviewten Personen im Projekt *Refugee Stories Collection* waren so divers wie die Fluchterfahrungen. Und auch die Fluchtrouten divergierten. Manchmal mussten zunächst Hunderte Kilometer zu Fuß zurückgelegt werden. Es ging über den Landweg von Mali nach Libyen oder über Südosteuropa auf der sogenannten Mittelmeerroute nach Norden. Mal bewegten sich die Geflüchteten mithilfe von Fähren oder Schlauchbooten vorwärts, mal mit Autos, Bussen oder Lkws.

Die Geflüchteten erlebten häufig Hunger und Durst, Vergewaltigung und Folter. Viele haben Gewalterfahrungen gemacht und leben auch in Deutschland in der Angst, erneut zum Opfer von Gewalt zu werden. Auf der Flucht zu sein bedeutet, gehetzt, verfolgt zu sein, permanent in Angst zu leben. Unter Beschuss zu stehen, unter Beobachtung. Darum versuchen Menschen auf der Flucht, unter dem Radar bleiben, sich unsichtbar zu machen. Die schlimmsten Erfahrungen wurden in Libyen gemacht. Die Berichte von den dort agierenden bewaffneten Gruppen und Schlepperbanden und den von ihnen kontrollierten Flüchtlingslagern sind durchdrungen von Willkür und Gewalt. Die Lage war aussichtslos, an Verzweiflung nicht zu überbieten. Und sie ist es auch heute noch. Die einzige Rettung schien jenseits des Mittelmeers zu liegen. Wie für Roger: „Und es war dunkel. [...] Die Nacht war so unheimlich. Es gab so viele Wellen, das Meer war nicht ruhig. [...] Ich weinte, aber gleichzeitig betete ich, dass wir gut ankommen mögen.“¹

1 Ebd., S. 18.

Nach der Grenzüberschreitung

Fluchterfahrungen sind häufig Erfahrungen von *Ohnmacht*. Man empfindet verstörende Gefühle der Ungeschützttheit – und die Verunsicherung, die es bedeuten kann, wenn das eigene Leben von der Hilfe und dem Wohlwollen von Fremden existenziell *abhängig* ist. Diejenigen, die in dem Projekt *Refugee Stories Collection* Bericht erstatten konnten, hatten eine Grenze nach der anderen überwunden, ihren Weg durch die Wüste wie über das Meer geschafft: Wie gestaltete sich ihr Leben *nach* der Flucht? Auch darüber gibt *Refugee Stories Collection* Auskunft. Salim beispielsweise empfand den Aufenthalt in Deutschland fast wie ein Leben im ‚Gefängnis‘: „Die Einwohner in der Flüchtlingsunterkunft schlafen den ganzen Tag, weil sie nichts zu tun haben, und bleiben die ganze Nacht wach.“¹

1 Ebd., S. 26.

Arkebe dagegen genoss die neugewonnene Freiheit: „Hier [in Deutschland] gibt es Demokratie und Redefreiheit. [...] In Eritrea kann man nicht sagen, was man denkt. Sobald man etwas Falsches gesagt hat, kommt man ins Gefängnis. Hier kann man offen sprechen, auch auf Ämtern. Ich habe nach 20 Lebensjahren ein richtiges Menschenrecht in Deutschland erlebt, ich kannte es vorher noch nicht. Seitdem weiß ich, dass ein Mensch eine Würde hat. [...] Das ist unglaublich, dass diese Würde auch geachtet werden kann!“²

2 Ebd., S. 24.

DOMiDs Projekt über Geflüchtete lässt ahnen, wie es sich wirklich anfühlt: das Leben in fremden Häusern, in fremder Kleidung, das Schlafen in fremden Betten. Was das allein physisch, aber auch mental bedeutet: die Schlaflosigkeit, der Hunger; die Angst, das Gehetztsein, das Warten. Die Sammlungstätigkeit im Rahmen des Projektes wurde von Beginn an eng zwischen dem Archiv und dem Projektteam abgestimmt, um eine möglichst reibungslose Übernahme der Interviews und Objekte zu gewährleisten. Dadurch konnte der Bestand um wichtige zeitgenössische Zeugnisse ergänzt werden. Gleichzeitig entwickelte DOMiD neue interne Standards und Verfahren für zukünftige Projekte. Durch die neuen Mitarbeiter*innen wurde es zeitweise eng in der Geschäftsstelle, denn parallel liefen bereits die Arbeiten an einem weiteren zentralen Meilenstein auf dem Weg zum Migrationsmuseum.

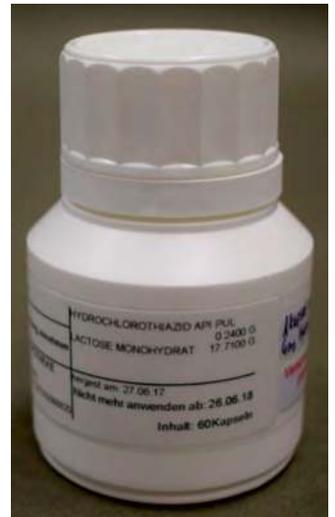


E 1453,0001 a-b Spanngummis aus dem Mittelmeer.
DOMiD-Archiv, Köln

Diese Gummis dienten dazu, bei der Überfahrt über das Mittelmeer die Hosenbeine eines Geflüchteten so zu verschließen, dass die Kälte nicht seine Beine hinaufkriechen konnte.

E 1482,0001 Herz-Medikament einer bosnischen Roma-Familie. DOMiD-Archiv, Köln

Auch medizinische Unterversorgung kann zum Fluchtgrund werden. Wie für eine Roma-Familie aus Bosnien, die nach Deutschland ging, um dieses Medikament für den herzkranken Sohn zu besorgen.



E 1602,0001 Muschel von der Adria-Küste.

DOMiD-Archiv, Köln

Während sie in Griechenland auf die Fähre nach Italien warteten, sammelten die Kinder einer geflüchteten Familie am Adria-Strand Muscheln. Nach ihrer Ankunft in Deutschland verschenkten sie diese Muscheln an Menschen, denen sie begegnet sind. Die Muschel im DOMiD-Archiv ist die letzte aus dieser Sammlung.



Das virtuelle Migrationsmuseum

1 Vgl. dazu Sandra Vacca, Sprung in die Virtualität. Ein virtuelles Migrationsmuseum als Instrument der Verbreitung von Migrationsgeschichte(n), in: *Museumskunde* 84 (2019), S. 108-113.

Bereits um das Jahr 2011 herum spielte man bei DOMiD erstmals mit dem Gedanken, ein virtuelles Migrationsmuseum zu gründen.¹

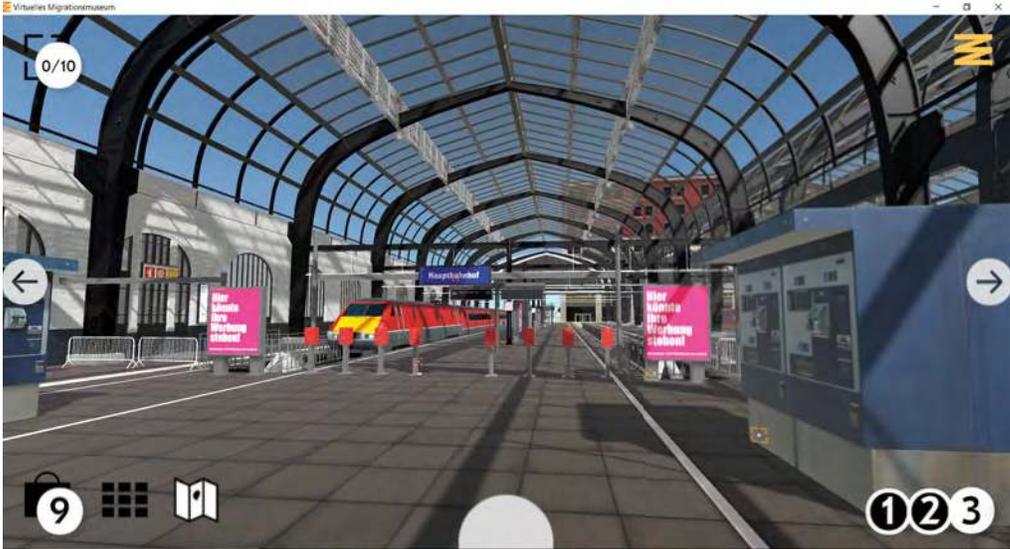
Robert Fuchs Was sind die Vorteile des digitalen Raums? Man kann ein virtuelles Museum von jedem Ort in der Welt aus besuchen. Man kann es allein anschauen oder in Gruppen. Vor allem spielen Zeit und Raum eine geringere Rolle als bei einer haptischen Ausstellung. So kam der Gedanke auf, mit einer virtuellen Stadtlandschaft zu spielen. Gebäude zu errichten, die thematisch für bestimmte Phänomene des Migrationsprozesses stehen: das Gerichtsgebäude für Arbeitsverträge oder die Einbürgerung. Die Schule, die Fabrik, wo sich die Besucherinnen und Besucher über die Bereiche Bildung und Arbeit informieren können.

2013 wurde eine Machbarkeitsstudie für ein solches virtuelles Museumsprojekt durchgeführt, finanziert durch den *Landschaftsverband Rheinland*. Die Projektleitung der Studie hatte damals Robert Fuchs inne, der 2017 die DOMiD-Geschäftsführung übernehmen sollte. Doch trotz der vielversprechenden Analyse ließ die Projektfinanzierung des virtuellen Migrationsmuseums noch Jahre auf sich warten. Weder war das Projekt eindeutig als Integrationsprojekt noch als klassisches Museumsprojekt angelegt, daher passte es nicht in gängige Förderrichtlinien. Erst 2016 konnte DOMiD die *Bundeszentrale für politische Bildung* von dem wegweisenden Charakter dieses Modellprojekts überzeugen.



Virtuelles Migrationsmuseum, Teammitglied mit VR-Brille. DOMiD-Archiv, Köln

Migrationsgeschichte als Selbsterfahrung



Bahnhofshalle im Virtuellen Migrationsmuseum. DOMiD-Archiv, Köln

Mit Virtual-Reality-Brille auf den Augen und Pointer in der Hand beginne ich damit, DOMiDs virtuelles Migrationsmuseum zu erkunden. Die 3-D-Stadtlandschaft, die das DOMiD-Team um Fatma Uzun, Sandra Vacca und Bengü Kocatürk-Schuster entworfen und mit anderen Teammitgliedern wie Katrin Schaumburg umgesetzt hat, besteht aus urbanen Orten, die ganz alltäglich von Migration betroffen und geprägt sind.

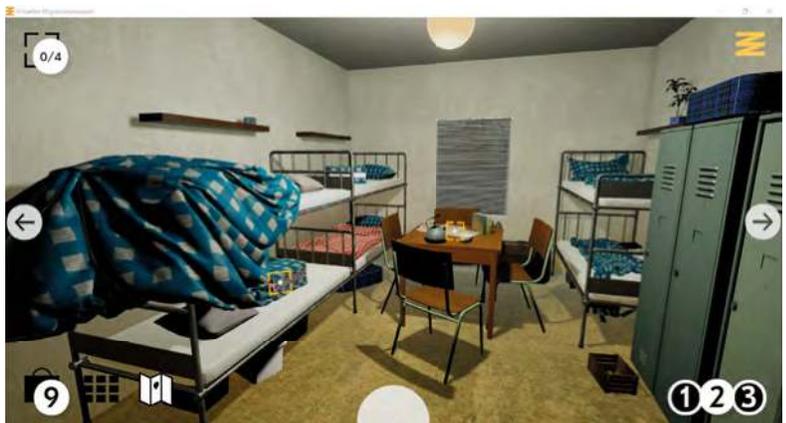
Ich habe noch nie so eine Brille getragen. Und ich bin ziemlich verblüfft, dass selbst im Virtuellen ein echtes Raumgefühl entsteht. Während in der Fabrikhalle oder dem Bahnhof die in den Himmel strebenden Stahlträger ein Gefühl von Weite vermitteln, fühlt man im Wohnzimmer des *Virtuellen Migrationsmuseums* eher Enge.

Sandra Vacca Wir haben mit den Entwickler*innen gemeinsam stundenlang nach Szenarien gesucht, nach *Moods*, wie wir sie genannt haben.

Ich kann mich in diesem virtuellen Mikrokosmos selbstbestimmt durch einen komplexen Ausstellungsparcours bewegen, der von vierzig Zeitzeug*innen-Berichten und über tausend Exponaten gepflastert ist. Hier kann ich gewissermaßen jeden Stein herumdrehen, jede Tapete abreißen und darunter Migrationsgeschichte entdecken. Denn die entworfenen visuellen Szenarien sind zugleich wichtige Erinnerungsorte der Migration respektive zentrale Schauplätze der Einwanderungsgesellschaft.

Sandra Vacca Die Idee war, bewusst zu machen, dass in jeder Ecke einer Stadt etwas existiert, das mit Migration in Verbindung steht. Das Thema versteckt sich überall: In einer normalen Einkaufsstraße ist Migrationsgeschichte. In einer Schule ist auch Migrationsgeschichte. Das war die Idee dahinter.

Der virtuelle Erkundungsgang ist auch eine Reise durch die Zeit. Ich kann mich durch unterschiedliche Zeitebenen der Migrationsgeschichte bewegen: von 1945 bis 1973, von 1973 bis zum Mauerfall 1989 und von 1989 bis heute. Zu jedem Raum gibt es einen Einleitungstext, und wenn ich ihn zur Seite ziehe, ist es, als würde ein Vorhang weggezogen, und die Objekte selbst werden enthüllt.



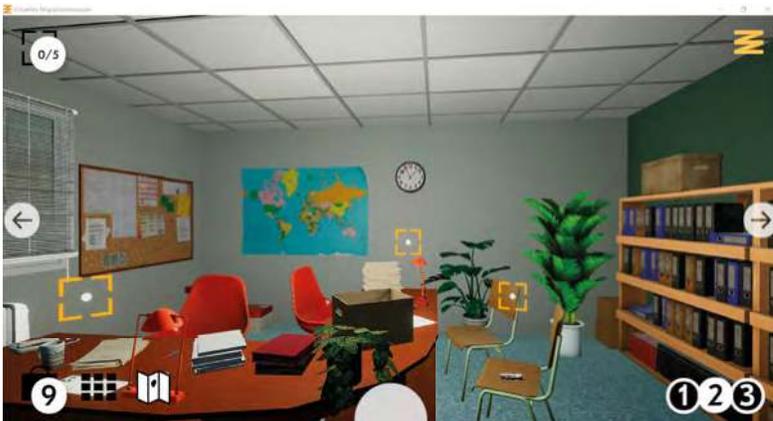
Wohnheimzimmer im Virtuellen Migrationsmuseum. DOMiD-Archiv, Köln



Interieurs aus dem *Virtuellen Migrationsmuseum*. DOMiD-Archiv, Köln

Sandra Vacca

Seit dem *Projekt Migration* war viel passiert, das musste auch behandelt und sichtbar gemacht werden. So haben wir Lücken gefunden, und wir haben Interviews geführt, um sie zu adressieren. Wir hatten auch die neuen Bestände von Unna-Massen, die wollten wir unbedingt drin haben. Das Thema Spätaussiedler*innen, diese Sachen waren ja bei DOMiD damals noch gar nicht präsent.



Interieurs aus dem *Virtuellen Migrationsmuseum*. DOMiD-Archiv, Köln



Spirometer, für das *Virtuelle Migrationsmuseum* dreidimensional animiert. DOMiD-Archiv, Köln

Im *Virtuellen Migrationsmuseum* wird unter dem Stichwort ‚Amt‘ thematisiert, wie 1945 in einem Büro-Setting aus Nachkriegsbiedermeier in gedämpftem Braun und Beige mit Reihen von Aktenordnern Migration verwaltet wurde. Oder es begegnet einem ein Schild aus der *Landesstelle Unna-Massen* „Erdgeschoss, Erster Stock“ – das den damaligen Vertriebenen Orientierung bieten sollte. Überhaupt gelingt es im *Virtuellen Migrationsmuseum*, diese 2009 abgewickelte Landesstelle zu vergegenwärtigen und in Teilen – beispielsweise in Form eines Schaukelpferds, das die Kinder in Unna-Massen benutzten – wieder auferstehen zu lassen.

Neben den neuen Objektschichten und Geschichten begegnen mir aber auch alte DOMiD-Klassiker wie das Foto vom ‚Gastarbeiterlager‘, das in der Essener Ausstellung gezeigt worden ist. Auch das Spirometer erwartet mich, hier schwebt es, dreidimensional animiert, vor meinen Augen.

Dabei war das Übertragen der Objekte in den digitalen Raum insbesondere mit konservatorischen Herausforderungen verbunden. Das Projektteam suchte nach professionellen Partnern in diesem Feld und ging eine Kooperation mit dem *Fraunhofer-Institut für Grafische Datenverarbeitung* aus Darmstadt ein. In einem Blog-Eintrag von DOMiDs *Virtuellem Migrationsmuseum* vom 5. Oktober 2017 hat Sandra Vacca festgehalten, wie das dreiköpfige Team des *Fraunhofer-Instituts* kam, sein aufwendiges Equipment aufbaute, einige Parameter in den Computer eingab, um dann den mit einer Kamera ausgestatteten Roboter-Arm zu aktivieren, die Objekte vollautomatisch hier- und dorthin zu drehen und von allen Seiten Fotos davon zu schießen. Wie es jeweils eine volle Stunde gebraucht hatte, um sich in ca. 250 Aufnahmen einem Objekt anzunähern, die dann später im Computer zu den 3-D-Animationen zusammengerechnet wurden.¹

1 Vgl. <https://virtuellesmigrationsmuseum.wordpress.com/2018/04/25/mehr-als-das-auge-fassen-kann/> (aufgerufen am 10.05.2021).

Sandra Vacca Die Zusammenarbeit mit dem *Fraunhofer-Institut* war eine spannende Erfahrung. Sie haben hier ihren Roboterarm aufgebaut. Das war natürlich aus museologischer Sicht etwas Besonderes. Sie waren eher daran gewöhnt, Kleopatra-Büsten oder den Pergamonaltar zu digitalisieren. Und wir kamen jetzt mit einem Fernseher oder einer Muschel ...

Eigens für das *Virtuelle Migrationsmuseum* digitalisierte das *Fraunhofer-Institut* über achtzig Objekte der DOMiD-Sammlung, und so wurden sie – wie etwa die Muschel aus dem Projekt *Refugee Stories Collection* – zu dreidimensionalen Exponaten im virtuellen Raum verwandelt. Im Rahmen verschiedener Ausstellungen oder sonstiger Anlässe – wie zum Beispiel der Kölner Museumsnacht 2019 – versucht DOMiD, den virtuellen Museumsbesuch mit Brille und Pointer zu ermöglichen. Aber die aufwendige VR-Variante, wie ich sie bei meinem Erkundungsgang erlebt habe, funktioniert nicht für jeden, jederzeit und überall. Das *Virtuelle Migrationsmuseum* läuft auch ohne Brille, über eine App, die heruntergeladen werden kann. So sind alle User mit einem landläufigen Laptop, Tablet oder Handy jederzeit und allerorten zu einem Besuch im *Virtuellen Migrationsmuseum* eingeladen.² Und offenbar wird die Einladung auch angenommen: 2020 wurde dem *Virtuellen Migrationsmuseum* der *DigAMus Award* als dem besten digitalen Museumsprojekt im Bereich Integration zugesprochen.³

2 <https://virtuellesmigrationsmuseum.org> (aufgerufen am 10.05.2021).

3 <https://digamusaward.de/digamus-die-gewinner/> (aufgerufen am 10.05.2021).

Gibt es eine Erfahrung der Welt ohne Er-Fahrung der Welt?

Im Internet drehen sich die Uhren schneller, die Dinge altern im Zeitraffer. Andererseits hat man nicht das Problem wie in realen Museen: die Dauerausstellung im Wettlauf mit der Forschung stetig überarbeiten zu müssen. Im virtuellen Museum von DOMiD erlaubt ein Content-Management-System, auch zukünftig beliebig viele neue Objekte und Vitrinen zur Ausstellung hinzuzufügen. Selbst Szenarien können erweitert oder perspektivisch neue Gebäudeteile gebaut und Zeitepochen hinzugefügt werden. Nun darf man durchaus kritisch fragen: Gräbt das *Virtuelle Migrationsmuseum* nicht dem realen *Haus der Einwanderungsgesellschaft* das Wasser ab? Gibt es eine wirkliche Erfahrung der Welt ohne Er-Fahrung der Welt? Bereits im Vorfeld der virtuellen Museumsgründung hatte Wulf Schade, ein ehemaliger DOMiD-Mitarbeiter, der bereits gemeinsam mit Aytaç Eryılmaz die Essener Ausstellung 1998 vorbereitet hatte, auf dem Blog des *ViMu* dahingehend Zweifel geäußert: „Lieber Arnd, lieber Robert, liebe Indira und liebe Sandra, ich habe euren Blog zum Migrationsmuseum gelesen. Wobei ich gar nicht weiß, ob ‚lesen‘ noch das richtige Wort für Internetinformationen ist. [...] Mir gefällt, dass ihr die bei DOMiD bereits seit einigen Jahren umherschwebende Idee eines *virtuellen Migrationsmuseums* tatkräftig anpackt und umsetzt. [...] Die Vorteile eines virtuellen Migrationsmuseum nennt ihr zwar berechtigterweise, aber die Vorteile eines realen Museums bleiben auf der Strecke. Mir fallen da vor allem ein, dass man in einem realen Museum bzw. einer realen Ausstellung die einzelnen Gegenstände, Dokumente usw. in Originalgröße und in den Originalfarben sehen kann. Gestaltete Räume, Inszenierungen kann man körperlich begehen, nicht nur virtuell. Wichtig erscheint mir als Zweites, dass man viel einfacher eine reale Ausstellung als Gruppe besuchen und sich durch sie führen lassen kann. Man kann direkt fragen und darüber dann in der Gruppe und mit der Ausstellungsführerin bzw. dem Ausstellungsführer direkt sprechen. Man kann in dieser Hinsicht noch einiges aufzählen und ich bin gespannt, welche ‚reale‘ Zukunft virtuelle Museen haben.“¹

1 [https://virtuelles-migrationsmuseum.wordpress.com/projekt/10. März 2014](https://virtuelles-migrationsmuseum.wordpress.com/projekt/10.März2014) (aufgerufen am 10.05.2021).

2 <https://virtuelles-migrationsmuseum.wordpress.com/projekt/>
11. März 2014 (aufgerufen am 10.05.2021).

In seiner Antwort versuchte Robert Fuchs, die Bedenken des Kollegen zu zerstreuen. „Lieber Wulf, vielen Dank für Deinen ausführlichen und offenen Kommentar. Wir freuen uns über die positiven Punkte, die Du ansprichst und nehmen Deine Kritik zum Anlass einer Reflexion: [...] Wir sehen das virtuelle Museum nicht als Ersatz für eine haptische Ausstellung bzw. ein reales Museum. Hierfür setzt sich unser Verein weiterhin ein. Die Frage, die sich stellt, ist, ob es bis dahin sinnvoller ist, die Schätze, die in DOMiDs Sammlung lagern, nicht auszustellen oder virtuell einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren.“²



Muschel, die im Rahmen des Projekts *Refugee Stories Collection* gesammelt wurde, für das *Virtuelle Migrationsmuseum* dreidimensional animiert. DOMiD-Archiv, Köln

Bei der Pressekonferenz, die DOMiD zur Eröffnung des *Virtuellen Migrationsmuseums* 2018 veranstaltete, zeigte DOMiD auch in der Außenwirkung seinen Zuwachs an Professionalität. In eigens dafür angemieteten, repräsentativen Räumlichkeiten konnten Journalist*innen an VR-Stationen das Museum begehen. Thomas Krüger, der Präsident der *Bundeszentrale für politische Bildung* – zugleich Kooperationspartner und wichtigster Finanzier des Projekts –, war selbst zugegen. Mit der prominenten Besetzung und dem Generieren einer größeren medialen Öffentlichkeit konnte DOMiD sein *Virtuelles Migrationsmuseum* weithin sichtbar in die Welt setzen. Ob-
schon als eigenständiges Projekt entwickelt, erwirkte das *ViMu* damit zugleich wieder strategisch eine gesteigerte öffentliche Wahrnehmung auch für das reale *Haus der Migrationsgesellschaft*.

Robert Fuchs Wir wollten dafür den Plan für ein reales Museum keinesfalls aufgeben. Das *ViMu* sollte auch hinführen zu einem realen Museum. Und zeigen, was könnte, was kann denn so ein Museum sein. Es ging schon auch darum zu zeigen, was wir haben und welche Geschichten wir erzählen können.

Mit Thomas Krüger auf dem Podium stand zu diesem Zeitpunkt der neue Geschäftsführer Robert Fuchs, dem Arnd Kolb im Sommer 2017 wegen eines Umzugs nach Brasilien die Verantwortung übertragen hatte. Mit Robert Fuchs setzte der DOMiD-Vorstand auf Kontinuität, wie sein Vorgänger war Fuchs dem Thema Migration wissenschaftlich verbunden: Nach seinem Studium war der Historiker 2006 an das damals noch junge *Deutsche Auswandererhaus* nach Bremerhaven gegangen. Dort hatte er in zahlreichen Ausstellungen Erfahrungen im Feld der Musealisierung von Migration gesammelt und sich auch in seiner Dissertation „Heirat in der Fremde“ dem Schicksal der Auswander*innen-Community von Deutschen in den USA zugewandt. Im Rahmen seiner Recherchen nahm Robert Fuchs 2006 erstmals Einblick in das DOMiD-Archiv, seither hatte er die Entwicklung des Vereins aufmerksam verfolgt. Noch unter Aytac Eryilmaz stieß Fuchs 2012 dann als Projektmitarbeiter zu DOMiD, seit 2014 fungierte er als rechte Hand des Geschäftsführers Arnd Kolb. Fuchs war in die strategischen Überlegungen seines Vorgängers und des Vorstands eng eingebunden, insbesondere, was die Pläne zur Konkretisierung des Migrationsmuseums betraf, an deren Ausführung er später großen Anteil haben sollte. Im Vorfeld der Museumsgründung entwickelten Kolb und Fuchs noch gemeinsam das große Outreach-Projekt *Meinwanderungsland – Gemeinsam unterwegs? Geschichte(n) der Migrationsgesellschaft*.

Raus auf die Straße! – DOMiD schwärmt aus

Heute kann man einigermaßen widerspruchlos zugleich Türk*in und Frankfurter*in, Griech*in und Stuttgarter*in sein. Bei neuen Formen des Zugehörigkeitsgefühls, von Niederlassung und Beheimatung von Migrant*innen spielt die Identifikation mit ‚ihrer‘ Stadt eine prominente Rolle. Gerade durch Viertel, in denen Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen leben und sich neue urbane (Sub-)Kulturen entwickeln, definiert sich das Lokale neu. Wo einstmals der Bahnhof Anziehungspunkt für Migrant*innen war, treffen sich ihre Enkel*innen in zentrumsnahen, ‚transnationalen‘ Orten wie *McDonald’s*. Umgekehrt führen die vielfältigen Migrationen, von denen deutsche Innenstädte betroffen sind, zu einer stetigen Transformation der Städte selbst: Jede*r Stadtbewohner*in ist in der einen oder anderen Form von Migration berührt, so verjüngen sich die Städte, und sie erfinden sich auf postmigrantische Weise neu.

In dem bundesweiten Projekt *Meinwanderungsland – Gemeinsam unterwegs? Geschichte(n) der Migrationsgesellschaft* verließen die DOMiD-Mitarbeiter*innen aus einer strategischen Grundsatzentscheidung heraus ihr Archiv, um sich vor Ort auf den Straßen und Plätzen deutscher Städte von Berlin bis Offenbach ganz unmittelbar mit der Realität der Einwanderungsgesellschaft auseinanderzusetzen.

Caroline Authaler Die Idee waberte schon seit ein paar Jahren bei DOMiD herum. Der Kern der Idee war, nach draußen zu gehen. Unser Projekt war ein *Outreach*-Projekt. Wir wollten die Informationen aus der Migrationsgeschichte diesmal nicht zu uns ziehen, sondern umgekehrt: DOMiD sollte ausstrahlen, in die Republik hinein. Ursprünglich hieß das Projekt ‚Raus auf die Straße‘. Das war die Herausforderung: aus der *Bubble* rauszugehen. Leute zu erreichen, die nicht im Netzwerk von DOMiD sind.

Seit Jahrzehnten hatte DOMiD zur Erinnerungskultur der Einwanderungsgesellschaft gearbeitet. Aber inwieweit war diese Erkenntnis, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, auf Deutschlands Straßen angekommen? Zur Beantwortung dieser Frage brauchte es eine Realitätsüberprüfung. Mithilfe von Bundesmitteln konnten drei neue Stellen eingerichtet werden, mit denen DOMiDs Raumkapazität im Bezirksratshaus Köln-Ehrenfeld erneut an seine Grenzen stieß. Das *Meinwanderungsland*-Team



Meinwanderungsland on tour. DOMiD-Archiv, Köln

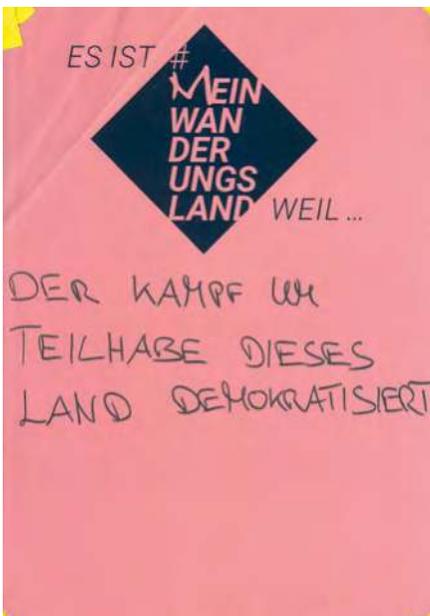
um Bengü Kocatürk-Schuster, Sandra Vacca und Timo Glatz ging im Frühjahr 2019 in wechselnder Besetzung auf große Deutschland-Tour. Später stießen Bebero Lehmann und Azizza Malanda dazu, um die Städtereisen mit Veranstaltungen zu flankieren und die Öffentlichkeitsarbeit zu unterstützen. Caroline Authaler wurde die Projektleitung übertragen.

Caroline Authaler Wir wollten die zentrale Aussage von DOMiD nach draußen bringen, dass Deutschland eine Migrationsgesellschaft ist. Dass Migration der Normalfall ist. Das wollten wir vermitteln. In innovativen Formaten. An neue Zielgruppen.

Nicht nur der Fokus, auch die Sprache DOMiDs änderte sich. In den Anträgen, die im *Bundesministerium für Integration* eingereicht wurden, war nun von ‚Zielgruppen‘ die Rede oder von verschiedenen ‚Samples‘. Tatsächlich begannen auch die Projektverantwortlichen zunächst damit, theoretische Grundlagen zu schaffen. Verschiedene Expert*innen-Gespräche wurden angebahnt, mit Kutlu Yurtseven, dem Sänger der Kölner Hip-Hop-Formation *Microphone Mafia*, oder mit Daniel Bax von den *Neuen deutschen Medienmachern*. Studien des Rechtsextremismus-Experten Andreas Zick halfen, rassistische Einstellungen bestimmter Milieus zu analysieren. Das Forschungsumfeld, in das sich *Meinwanderungsland* einbettete, stellte also deutlich

einen Bedarf heraus: ein neues, inklusives Narrativ für die gesamte Einwanderungsgesellschaft zu vermitteln. Das Wissen um die Normalität der Migration sollte in der Einwanderungsgesellschaft zukünftig weniger spaltend als vielmehr verbindend wirken. In einer Videobotschaft für *Meinwanderungsland* sagte die Erinnerungsforscherin Aleida Assmann 2017: „Die Frage ist, wie das ‚nationale Wir‘ sich gerade neu zusammensetzt. Dafür ist eine solche Erhebung – von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt fahrend – wichtig, um zu verstehen, wo wir jetzt stehen und wie wir in Zukunft weitergehen.“¹

1 <https://www.facebook.com/watch/?v=2260128410720110> (aufgerufen am 04.09.2020).



Plakat *Meinwanderungsland*. DOMiD-Archiv, Köln
Die Plakat-Aktion, im Rahmen des Outreach-Projekts *Meinwanderungsland* durchgeführt, wurde sehr gut angenommen. Viele Besucher*innen hatten das Bedürfnis, Botschaften zu hinterlassen.

Marktplatz der Migration

Neben Aleida Assmann war auch die Forschung der Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan vom Berliner *Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung* (BIM) für das Projekt *Meinwanderungsland* leitend. Foroutan, Expertin für Migrationsforschung und Identitätsbildungsprozesse, forscht zu Integration, Demokratie und Teilhabe. In ihren Analysen betont sie die Bedeutung von Anerkennungs- und Ausgrenzungsdynamiken in einer Gesellschaft: Teilhabe konstituiert erst die Bedingungen einer Demokratie, zugleich sei Ausschluss bzw. mangelnde Repräsentation eine ihrer größten inneren Gefahren. Das große Versprechen, das mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 gegeben wurde, sei, so Foroutan, aber bis heute nicht vollständig eingelöst. Darum würden heute, ganz zu Recht, insbesondere auch lange Zeit marginalisierte Gruppen wie Einwander*innen gesellschaftliche Teilhabe einfordern und ‚mit am Tisch sitzen‘ wollen. Diese Aushandlungsprozesse endlich zu führen, sei letztlich eine Überlebensfrage der Demokratie.¹

1 Vgl. Naika Foroutan, *Die postmigrantische Gesellschaft*, Bielefeld 2019, S. 13 f.

Wie aber wäre ein solches basisdemokratisches Narrativ der Teilhabe den Menschen konkret nahezubringen? Wie, das heißt auch: In welcher Form und in welchen Formaten könnte man Bürger*innen dort abholen, wo sie sind – und zugleich zu einer gemeinsamen Erkenntnisreise einladen?

Caroline Aulthaler Wir haben gesagt, wir wollen auf die Marktplätze. Wenn es regnet, dann brauchst du ein Dach. Wir haben über einen Tourbus nachgedacht, so eine Art *Foodtruck*, in den man dann reingehen kann. Aber wir sind ja ein Museum, wir wollten auch zeigen, dass wir Ausstellung können. So haben wir dann gesagt, wir machen eine mobile Ausstellung. Vielleicht in einem Zelt, das man schnell auf- und wieder abbauen kann.

Neben Greenpeace-Aktivist*innen und den Zeugen Jehovas schlugen nun auch DOMiD-Mitarbeiter*innen in deutschen Innenstädten ihre Zelte auf, schwärmten nach Hamburg oder München, Mannheim oder Erfurt aus, betätigten sich als Botschafter*innen eines ‚neuen Wir‘, und natürlich auch als ‚Missionar*innen‘ der Migrationsmuseums-Idee. Die interaktive Ausstellungs- und Erzählplattform wurde an zentralen Orten in den Innenstädten aufgebaut, sie war in der äußeren Form einem Pfeil nachempfunden, der die Richtung vorgab zu einem überdachten, geschützten Raum, in dem wiederum verschiedene Interaktionen möglich waren.



Meinwanderungsland on tour. DOMiD-Archiv, Köln

Caroline Authaler In der Mitte war der Tisch, auf dem die Objekte lagen. Nach Gesprächen mit dem *Jüdischen Museum*, das schon lange Erfahrungen mit solchen *Outreach*-Projekten hat, war uns schnell klar geworden, dass wir nicht mit Originalobjekten arbeiten können. Wir haben dann lange diskutiert, ob wir Beispielobjekte benutzen wollen, wie es das *Jüdische Museum* im Projekt *on.tour* macht. Oder sollten es sozusagen Stellvertreter sein, für Objekte, die wir wirklich hier im DOMiD-Archiv haben? Dafür haben wir uns dann letztlich auch entschieden. Das war ja auch etwas, was wir vermitteln wollten: DOMiD hat diese einzigartige Sammlung. Wir waren ja gleichzeitig auch Botschafter für die Museums-Idee.

Wandernde Dinge

Vor ein paar Jahren bin ich – mittlerweile als freier Ausstellungsmacher unterwegs – auf den Kurator Bruno Latour gestoßen. In seinem Buch „Das Parlament der Dinge“¹ schreibt der Wissenschaftstheoretiker, Handlungen bestünden selten in reinen Mensch-zu-Mensch- oder Objekt-Objekt-Verbindungen, sondern in der Regel in einem Zickzack vom einen zum anderen: „Wie lange kann man einer sozialen Verbindung folgen, ohne dass Objekte dazwischentreten? Eine Minute? Eine Stunde? Eine Mikrosekunde?“² Darum, so Latour, seien Objekte im Grunde erst in ihrer sozialen Funktion wirklich zu verstehen. Und das hatte mir eingeleuchtet, diese hartnäckige Nachbarschaft zwischen Menschen und Dingen, ihre fortgesetzte Vertrautheit, etwa bei Werkzeugen, oder sogar ihre ‚Anhänglichkeit‘, wenn es zum Beispiel um einen alten Lieblingspullover oder um eine vom Vater geerbte Taschenuhr geht. So betrachtet werden Objekte, um es paradox zu sagen, selbst zu einer Art Subjekt. Dinge können ermächtigen oder ermöglichen, sie können auch verhindern oder ausschließen. Um den je eigenen Sinn und Zweck eines Schlüsselobjekts für einen Handlungszusammenhang zu verstehen, müssten eigentlich stumme Dinge erst einmal zum Sprechen bzw. zur Sprache gebracht werden – ebenso, wie ja auch Menschen häufig erst dazu gebracht werden müssen, ihre Geschichten zu erzählen. Im Projekt *Meinwanderungsland* öffneten Objekte Assoziationsräume, lösten Reflexionsketten aus. Caroline Authaler nennt das „objektbasiertes Storytelling“.

1 Bruno Latour, *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökonomie*. Frankfurt/M. 2009.

2 Ebd., S. 134.

Caroline Authaler Man konnte sich also hinsetzen und mit diesen Objekten umgehen: einer Garnrolle, für weibliche Arbeitsmigration. Arbeitshandschuhen, für eine Arbeitsmigration aus Portugal. Einem Fotoapparat, in dem Sinne, dass die Menschen hier auch ihre Freizeit verbracht und das selbst mit der Kamera festgehalten haben. Dann gab es Fußballschuhe von einem kleinen Jungen aus Iran, das bezog sich auf ein Sammlungsobjekt aus der *Refugee Stories Collection*. Das waren also nicht unbedingt bedeutungsschwangere Objekte; sondern eher Alltagsobjekte, über die man mit den Leuten ins Gespräch kommt. Und in der Tat haben diese Objekte da am allerbesten funktioniert: als Gesprächsöffner.

Als Ausstellungsteil wurden Rollcontainer mit fünf Ausstellungskuben kreiert, Schubfächer bargen verschiedene Migrationsgeschichten, Informationstafeln an den Zeltwänden gaben die Migrationsgeschichte in Deutschland nach 1945 chronologisch wieder.

Caroline Authaler

Es ging ja darum, einen Ort zu schaffen, damit Leute zusammenkommen und sich austauschen können, damit Gespräche entstehen können. Das sollte im Zentrum stehen: das Zusammenkommen. Die Besucher*innen näherten sich dann erst mal so ganz vorsichtig an. Erst mal mit zwei Metern Abstand. Manche meinten, dass sie zur Migrationsgeschichte nichts beizutragen hätten. Dabei ist genau das das Besondere im *Meinwanderungsland*: dass jede Geschichte zählt. Einmal hat eine Frau über die 1960er-Jahre erzählt, über Nachbarschaften und wie ihre Mutter von der italienischen Nachbarin Gemüse bekommen und immer deren Rezepte nachgekocht hat. Andere haben von ihrer eigenen Geschichte als Vertriebene erzählt – und sogar Parallelen gezogen zu aktuellen Fluchtdebatten.

In dem Motto ‚Jede Geschichte zählt‘ drückte sich die Wertschätzung für die verschiedenen Erfahrungen der Akteur*innen vor Ort aus. Zentral für die mobile Ausstellungseinheit war eine Foto- und Videostation, die Passant*innen einlud, ihre Geschichten im Zusammenhang mit der Migrationsgesellschaft gewissermaßen zu ‚spenden‘ und damit selbst Teil der mobilen Ausstellung zu werden. So stelle ich mir das Projekt *Meinwanderungsland* vor: als soziale Skulptur aus lauter Tonspuren, aus Erzählfäden, die sich mal entwickeln, entspinnen und dann wieder zu einem Muster verweben. Wie ist diese Textur gestrickt? Kann man ein Muster erkennen?



Tourstopp im Düsseldorfer Landtag, Februar 2019. DOMiD-Archiv, Köln

Caroline Authaler Unser Narrativ war ja: Wir sind ein Einwanderungsland, und Migration prägt unseren Alltag, ob wir wollen oder nicht. Du tust laufend Dinge, die vielleicht gar nicht so ‚ur-deutsch‘ sind, wie sie dir vorkommen. Z. B. dieses nette Grillen im Park. Früher war es in Deutschland ja eher verboten, ‚den Rasen zu betreten‘. Solche Veränderungen wollten wir erzählen. Aber in der Praxis ist das gar nicht so einfach. Wenn du da rausgehst, hast du eben nicht mehr dein Stammpublikum, das sich aktiv entscheidet, zu dir zu kommen. Sondern du verlässt die Komfortzone. Und du konfrontierst dich einfach mit dem, was da ist. Dann musst du dich auf verschiedene Ansprachen einstellen. Da kamen Leute, die fanden es wichtig, dass wir uns mit Migrationsgeschichte beschäftigen, die wollten uns unterstützen. Es gab aber auch Leute mit Migrationsgeschichte, die sagten: „Es sind zu viele Flüchtlinge hier. Die passen sich nicht an.“

Vielstimmigkeit impliziert dabei wesentlich auch das Aufeinandertreffen widerstreitender Positionen. So wird die Erzählgemeinschaft zu einem wahren ‚Pandämonium‘ möglicher Weltanschauungen. Und damit wiederum zu einem vergleichsweise klaren Spiegel unserer Gesellschaft. Für das freie Aussprechen der eigenen Meinung wurde dabei im *Meinwanderungsland* nur eine Bedingung gestellt: *die Anerkennung der Vielfalt selbst*.

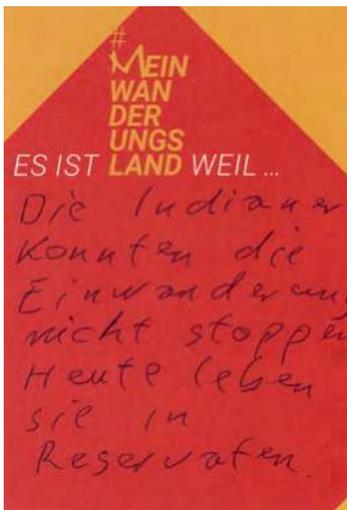
Caroline Authaler Unangenehm ist natürlich, wenn du die Leute hast, die zum Pöbeln kommen. Das bleibt nicht aus, wenn du auf der Straße stehst. Wenn die mir gegenüberstanden, die ich eher ‚klassisch deutsch‘ aussehe, haben die sich weniger im Ton vergriffen, als wenn die meine türkeistämmige Kollegin vor sich hatten, die hat dann mehr abgekriegt. „Es sind einfach zu viele Migranten!“; immer wieder solche Sachen.

Im Rahmen des *Outreach*-Programms von *Meinwanderungsland* hat sich in den Besucher*innen-Reaktionen im Postkartenformat auch eine rechtsextreme Denkfigur niedergeschlagen: Deutschlands ‚Eingeborene‘ – also Menschen ohne Migrationshintergrund – würden in der Einwanderungsgesellschaft zur ‚Minderheit im eigenen Land‘, wie es in neurechten Kreisen von Pegida, AfD oder der Identitären Bewegung immer wieder heißt.

Meinwanderungsland teilte sich in eine Südtour, eine Nordtour und eine Osttour. Rassistische Einstellungen gelten im Osten Deutschlands als weiter verbreitet. Doch auf der Straße zeigte sich: Auch im Osten gibt es Akteur*innen der Zivilgesellschaft, die sich furchtlos für eine plurale Demokratie einsetzen. Und auch im Westen sind durchaus nicht alle überzeugte, begeisterte Multikulturalist*innen. Mit ‚Mitläufer*innen‘ konnte man noch ins Gespräch kommen, sagt Caroline Authaler; nicht aber mit Menschen, die ein geschlossenes Weltbild haben.

Caroline Authaler Manche kannten sich historisch so ein bisschen aus, die kamen dann mit so ein paar ‚Fakten‘ um die Ecke. Es gibt einfach Leute, die von Einwanderern per se genervt sind und die sich freuen, wenn sie diesen Ärger, diesen Hass auch mal jemandem reindrücken können. Das ist halt das Auf-der-Straße-Stehen: Du bist auch *target*. Das braucht dann Zivilcourage. Das ist eine Frage der Kommunikation.

Ausstellungen sind in der Regel temporär angelegt, nach Jahren der Vorbereitung und einer Laufzeit von wenigen Monaten verschwinden sie nicht selten in der Versenkung. *Meinwanderungsland* war umso flüchtiger, als es dabei nicht in erster Linie um ein Sammlungsbegehren ging. Die Mikroerzählungen, die – zum Teil in verschiedenen Muttersprachen – binnen einer Minute auf Video aufgezeichnet wurden, waren fluide Momentaufnahmen, Schnappschüsse der Einwanderungsgesellschaft, die heute immerhin noch auf *Youtube* angesehen und geteilt werden können. Unter dem Hashtag *#Meinwanderungsland* wird das Projekt als Social-Media-Kampagne weitergeführt, indem nun nicht nur auf den Marktplätzen Deutschlands, sondern auch auf dem virtuellen ‚Marktplatz‘ die Einladung an Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte ergeht, ihre Geschichten zu erzählen.



Postkarte *Meinwanderungsland*. DOMiD-Archiv, Köln
Selbst Reaktionen der rechtsradikalen Identitären Bewegung fanden sich unter den Feedbacks auf die Kampagnenarbeit von *Meinwanderungsland*.

Mobile Eingreiftruppe

Um die Ergebnisse des Ausstellungsexperiments zu verstetigen, wurde die mobile Einheit außerdem von diversen Bildungsformaten flankiert und gemeinsam mit einem ganzen Netzwerk von Kooperationspartner*innen vor Ort organisiert. In diesem Rahmen veranstaltete DOMiD gemeinsam mit den *Neuen deutschen Medienmachern* einen Journalistenworkshop. Außerdem wurde ein Zeitzeug*innengespräch zum Streik migrantischer Arbeiterinnen in Neuss im Kontext des Kunstmuseums *K20* platziert, und postkoloniale Stadtrundgänge in Erfurt und Berlin zeigen ihre Virulenz gerade auch nach dem Mord eines Polizisten an dem Afroamerikaner George Floyd am 25. Mai 2020 und den sich weltweit daran anschließenden antirassistischen Demonstrationen und kolonialismuskritischen Debatten.

Meinwanderungsland wurde von einer professionellen Multimediakampagne flankiert. In diesem Projekt begann DOMiD, gezielt mit seiner Botschaft an die Menschen heranzutreten, sich aktiv einzumischen in die Selbstverständigungsprozesse einer Einwanderungsgesellschaft, die wesentlich Aushandlungsprozesse sind. Selbst Strategien zur Abwehr rechter Angriffe auf der Straße spielten dabei eine Rolle. DOMiD-Mitarbeiter*innen als Streetworker*innen, als Aktivist*innen, als mobile Eingreiftruppe? Hat sich DOMiD damit nicht ziemlich weit von seinen Anfängen als Dokumentationszentrum entfernt?

Caroline Authaler Auch *Meinwanderungsland* ist ein Schritt auf dem Weg zu DOMiDs Migrationsmuseum in Deutschland. Aber *Meinwanderungsland* war wesentlich ein Vermittlungsprojekt. Das ist dann auch politische Bildung. An dem Punkt müssen Museen wie wir dann auch von Leuten lernen, die schon immer politische Bildung gemacht haben. Das ist der Schritt, den unser Projekt in der DOMiD-Geschichte gegangen ist.

Meinwanderungsland erreichte die strategischen Ziele, die sich Kolb und Fuchs bei der Antragstellung gesteckt hatten: die DOMiD-Sammlung zu erweitern, im öffentlichen Raum aktiv zu werden wie auch sich mit potenziellen Partner*inneninstitutionen deutschlandweit zu vernetzen – Erfahrungen, die direkt in die Realisierung des Migrationsmuseums einmünden sollten.

Der Durchbruch zum Migrationsmuseum

Niemand kann die Zukunft sehen. Die einzige Zukunftsforschung, die wirklich begründet ist, ist die Geschichtswissenschaft. Denn der Historiker hat zigmal das Verhältnis von Gegenwart und Zukunftsannahmen kennengelernt. Wenn man die Geschichte überblickt, kann man ziemlich genau sagen, was eine vernünftige Aussage über die Zukunft und was reine Spekulation oder Wunschenken ist.

Bazon Brock

Interview im BR, 4.04.2020.

Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft

Aleida und Jan Assmann, führende Stimmen im Diskurs zur Erinnerungskultur in Deutschland, sprachen sich bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2018 dafür aus, Deutschland müsse sein kulturelles Gedächtnis im Hinblick auf die heutige Einwanderungsgesellschaft erweitern:

„Die Menschheit gibt es im Singular, aber Kulturen, Sprachen, Religionen nur im Plural. Wir reden deshalb auch nicht von ‚Wissen‘, sondern von ‚Gedächtnis‘, das immer schon an Identitäten, Perspektiven und eben auch an Interessen gebunden ist. Die Gesellschaft braucht ein Gedächtnis, wie der Einzelne eins braucht: um zu wissen, wer wir sind und was wir erwarten können, um uns zu orientieren und zu entwickeln. [...] Was uns verbindet – wie zum Beispiel Herkunft, Religion, Überzeugungen oder Projekte –, ist zugleich auch das, was uns trennt. Eine Schlüsselfrage ist deshalb: Wie exklusiv oder inklusiv ist dieses nationale Wir, das durch Identität und Identifikation entsteht? [...] Die zentrale Frage ist ja nicht mehr, ob wir die Integration schaffen, sondern wie wir sie schaffen.“¹

Die Erinnerungskultur ist in den Kulturwissenschaften der letzten zwanzig Jahre zur zentralen Kategorie avanciert. Doch wird sie in Deutschland meist als Aufarbeitung des Nationalsozialismus verstanden. Auschwitz, so hat es der Schriftsteller Maxim Biller formuliert, sei das zentrale Erinnerungsmoment der Deutschen. Darum scheint es zuweilen, als könnten verschiedene Erinnerungskulturen in eine heimliche Konkurrenz zueinander treten: Der Bahnhof in Köln-Deutz war zwar das wichtigste ‚Einfalls-tor‘ spanischer und portugiesischer Arbeitsmigrant*innen, aber zugleich und vor allem der zentrale ‚Umschlagplatz‘ für die Deportationen jüdischer Zwangsarbeiter*innen. So ist der Bahnhof in Deutschland – ebenso wie der Zug oder das Lager – von der Geschichte des Holocaust her per se als Erinnerungsort besetzt. Die Einwander*innen, die im Zuge der Anwerbeabkommen nach Deutschland kamen, waren oft noch vom Zweiten Weltkrieg gezeichnet. Dies stand häufig im Zusammenhang mit der deutschen Besatzung, beispielsweise in Jugoslawien oder Griechenland.

1 <https://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/die-preistraeger/2010-2019/aleida-und-jan-assmann> (aufgerufen am 10.05.2021).

Nicht wenige Anwerber*innen wurden an den Verbindungsstellen der deutschen Arbeitsverwaltung von deutschen Amtsärzten wegen Tuberkulose aussortiert – eine Folge ihrer Mangelernährung im Krieg, als sie noch Kinder waren. So konnten sich für die Einwander*innen zunächst nur schwerlich Identifikationsmomente mit der deutschen Geschichte entwickeln. In den jüngsten Debatten um eine Pluralisierung der Erinnerungskulturen in Deutschland wird darum immer klarer: Die Erinnerungen und Erzählungen der Eingewanderten sechzig Jahre später ins allgemeine Geschichtsbild nachzutragen und ins Bewusstsein zu heben, ist heute eine wichtige Aufgabe gesellschaftlicher Erinnerungs- und Bildungspolitik. Das ist der Grund, warum sich Aleida Assmann in ihrer Festrede erschüttert zeigte, dass es zur Pflege eben dieses Gedächtnisses der Migration noch kein Haus der Einwanderung in Deutschland gebe.

Formen der Anerkennung

Dabei trugen die Anstrengungen und strategischen Überlegungen DOMiDs zunehmend Früchte, und die Entwicklung hin zur Realisierung des Hauses der Einwanderungsgesellschaft hatte zum Zeitpunkt von Aleida Assmanns Klage stark an Fahrt gewonnen. Bereits im Herbst 2013 hatte Bundespräsident Joachim Gauck den langjährigen DOMiD-Geschäftsführer Aytaç Eryılmaz kurz nach dessen Rückzug von DOMiD für seine Lebensleistung mit dem Bundesverdienstkreuz ehren wollen. Doch Eryılmaz hatte die Auszeichnung seinerzeit noch abgelehnt. Seine Entscheidung begründete er in einem Schreiben an die Ordenskanzlei des Bundespräsidialamtes vom 15. Oktober 2013: „Ich möchte mich herzlich für Ihr Schreiben und die damit verbundene Würdigung meiner Arbeit bedanken. Als Bürger ehrt es mich sehr, dass Bundespräsident Joachim Gauck es in Erwägung zieht, bei der diesjährigen Verleihung des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland auch mein Engagement auszuzeichnen. Mehr als 20 Jahre habe ich mich in Deutschland für die Migrationsgeschichte und die Musealisierung der Migration eingesetzt und mich für ein Migrationsmuseum engagiert. Meine Leistungen und Bemühungen auf dieser Ebene wurden bedauerlicherweise nicht durch die Bundesregierung anerkannt.“¹ Darauf führt Eryılmaz weiter aus, tatsächlich habe der *Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien* im Bereich der Erinnerungskultur der Einwanderungsgesellschaft bislang wenig Engagement gezeigt. Statt ihm symbolpolitisch das Verdienstkreuz am Bande zu verleihen, wäre die Einrichtung eines Migrationsmuseums politisch bedeutsam gewesen – letztlich schulde man nicht ihm Anerkennung, sondern ganzen Generationen von Eingewanderten: „Ich bitte Sie um Verständnis, dass ich aus diesen nur kurz zusammengefassten Gründen Ihre Auszeichnung nicht annehmen kann. Damit würde ich vor meiner eigenen Vision kapitulieren und den Glauben an meine Bemühungen verlieren.“²

1 Privatbestand Aytaç Eryılmaz, mit freundlicher Genehmigung.

2 Ebd.

Während der einstige Geschäftsführer nach einem jahrzehntelangen und bis dato noch immer fruchtlosen Kampf um die Gründung eines Museums in diesem Schreiben eher seiner Desillusionierung Ausdruck verlieh, war sein Nachfolger Arnd Kolb seit seiner Amtsübernahme 2012 voller Hoffnung, das Migrationsmuseum würde kommen. Seine Zuversicht verdankte er nicht zuletzt der Unterstützung durch das Land NRW – namentlich durch das *Ministerium für Migration, Arbeit, Integration und*

Soziales – sowie durch die Stadt Köln. Anlässlich der 25-Jahr-Feier von DOMiD im Dezember 2015 verbreitete seine Festrede im *Freien Werkstatt Theater Köln* Zuversicht:

„Worüber reden wir heute? Wir reden über einen Verein, dessen Reise heute vor genau 25 Jahren begann, als DOMiD von Migranten gegründet wurde. Wir sind damit der älteste Akteur, der sich mit dem Thema Einwanderung nach Deutschland auseinandersetzt – und das ist etwas, auf das wir zu Recht sehr stolz sein können. Der damalige Anlass: Die Geschichte der Einwanderer erhielt weder in der Öffentlichkeit noch in der historischen Wissenschaft noch in Museen oder Archiven besondere Aufmerksamkeit. [...] Aus diesem gesellschaftlichen Defizit heraus formulierten unsere Gründer zwei Visionen, die sich auch in unserem Namen widerspiegeln. Die erste war, ein Dokumentationszentrum zu schaffen, das Migrationsprozesse dokumentiert und das historische Erbe von Einwanderern in Deutschland bewahrt und öffentlich zugänglich machen sollte. [...] Die zweite Vision unserer Gründungsväter war der Aufbau eines zentralen Migrationsmuseums. Seit 25 Jahren setzen wir uns dafür ein. Nun, angeblich sagte Victor Hugo einmal: ‚Nichts ist stärker als eine Idee, deren Zeit gekommen ist.‘ Der Traum eines zentralen Migrationsmuseums in Deutschland ist so eine Idee, die nun unwiderstehlich Gestalt annimmt.“³

³ Redemanuskript
Arnd Kolb anlässlich
der 25-Jahr-Feier von
DOMiD. VA 0568.

Die Machbarkeitsstudie: Meilenstein zur Realisierung der Museumsidee

Arnd Kolb sollte recht behalten, die Idee nahm tatsächlich Gestalt an. Ein wichtiger Schritt hierzu war eine Machbarkeitsstudie, die DOMiD Ende 2015 bei einer Ausstellungsagentur in Auftrag geben konnte. Die Finanzierung übernahmen die *NRW-Stiftung* und das Land NRW, die operative Abwicklung auf DOMiDs Seite verantwortete Robert Fuchs. Es ging darum, überprüfen zu lassen, welche Kosten durch den Aufbau und den nachhaltigen Betrieb einer solchen Institution entstünden und welche Standortfaktoren zur Ansiedlung eines solchen Hauses ausschlaggebend waren. Nicht nur ökonomische, auch konzeptionelle Fragen wurden in der Machbarkeitsstudie bereits angedacht.

Robert Fuchs Gab es 2015 in Deutschland etwas Vergleichbares, braucht es so ein Museum überhaupt? Die Studie kam zu dem Schluss: Ja, ein solches Haus brauchen wir. Aber es muss eben mehr sein als ein herkömmliches Museum. Es muss Funktionen übernehmen, die herkömmliche Häuser noch nicht übernehmen. Dazu gehören unter anderem eine symbolische Funktion: Ja, wir leben in einer Einwanderungsgesellschaft, und das hier ist der Ort dafür, wo man diese auch erleben und entdecken kann; dann eine Repräsentationsfunktion: Repräsentation vor allem für diejenigen, die im Diskurs und in der Museumslandschaft weniger stark zu hören waren oder marginalisiert worden sind, nämlich die Migrantinnen und Migranten. Es muss außerdem ein Ort sein, der Impulse setzt für eine ‚Entdramatisierung‘ von Migration, also eine Versachlichung der Debatten.

Welche Inhalte sollten in dem Einwanderungshaus genau verhandelt, welche Fragen gestellt werden? In einem solchen Haus, so bringt es die Studie von 2016 zum Ausdruck, seien ganz andere Blickwinkel und Perspektiven einzunehmen: Was hatte beispielsweise die Wiedervereinigung und ein gewisser nationaler Backlash für die Eingewanderten in Ost- wie in Westdeutschland bedeutet? Welchen Benachteiligungen und Diskriminierungen waren ‚Minderheiten‘ in der deutschen Nachkriegsgeschichte und nach 1989 ausgesetzt gewesen?

Die zentralen Fragestellungen sollten weniger in die Vergangenheit gerichtet sein, wie das bei historischen Museen zumeist der Fall ist, sondern auf die Frage, wie leben wir denn *heute* zusammen? Wie ist denn diese *Gegenwart* von Migration geprägt? Um dann von hier aus historische Tiefenbohrungen zu machen und dann auch zu fragen: Wie wollen wir denn *zukünftig* in dieser Gesellschaft zusammenleben?

Diese ersten konzeptionellen Ideen für eine Dauerausstellung im erhofften Migrationsmuseum suchten sich zusehends von einem historisch-chronologischen Vermittlungsansatz zu lösen und stattdessen übergeordnete Themen in den Mittelpunkt der modularen Präsentation zu stellen. So wurden Ausstellungseinheiten entworfen zur ‚Nation‘, zu ‚Mobilität‘ oder ‚Grenze‘, zu ‚Wahrnehmung‘ oder ‚Fremdheit‘ respektive ‚Zugehörigkeit‘ – immer den Leitfragen des Konzepts folgend: *Wie verortet sich der Mensch in einer globalisierten Welt? Was gibt dabei Halt und Orientierung? Und worüber definiert man sich eigentlich selbst?*

In dem Konzeptraum ‚Identität‘ beispielsweise könnte die identitätsstiftende Rolle von Nationen, Religionen oder Familien analysiert werden: Welche Identitäten sind selbst gewählt, welche werden zugeschrieben? Gegen welches Fremde wird die behauptete eigene Identität mit welchen Mitteln abgegrenzt? In diesen ersten Ideen zu einer zukünftigen Dauerausstellung suchten sich die Autor*innen der Studie also konzeptionell in die Tradition einer kritischen Migrations- und Antirassismuskommunikation zu stellen, zu der immer auch die Dekonstruktion von Konzepten wie ‚Grenze‘, ‚Heimat‘ oder ‚Nation‘ gehören. Hatte sich die Institution ‚Museum‘ in der Vergangenheit eher als nationale Identitätsschmiede verstanden, in der es 200 Jahre lang darum ging, durch Überlieferung und Verstetigung eines nationalen Narrativs Kontinuität zu schaffen und Identität zu konstruieren, so war es heute eher eine transnationale Vielfalt oder *Nicht-Identität*, die sich in einem solchen Haus abbilden sollte. Präsentiert wurde die Studie 2016 auf einer wiederum breit rezipierten Pressekonferenz in den DOMiD-Räumlichkeiten. Mit auf der Bühne saß dabei die langjährige Bundestagsabgeordnete Rita Süssmuth, ab 1985 Bundesfamilienministerin im Kabinett Helmut Kohl, seit 1988 Präsidentin des deutschen Bundestages und im Jahr 2000 zur Leiterin der nach ihr benannten *Süssmuth-Kommission Zuwanderung* berufen. Damit hatte DOMiD zwischenzeitlich eine der integersten und geachtetsten Persönlichkeiten des politischen Lebens in Deutschland als Schirmherrin für das Migrationsmuseum gewonnen.



Illustration des Konzeptraums Identität aus der Machbarkeitsstudie von 2016. facts and fiction, Köln

Ende des Hürdenlaufs?

1 Robert Fuchs / Arnd Kolb, Am Ende des Hindernisparcours? Neue Zeiten und neue Konzepte für ein ‚zentrales Migrationsmuseum‘ in der Migrationsgesellschaft, in: Marcel Berlinghoff / Christoph Rass / Melanie Ulz (Hg.), Imis-Beiträge, Heft 51/2017, Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS): Die Szenographie der Migration: Geschichte. Praxis. Zukunft, Osnabrück 2017, S. 291-307.

2 Vgl. u. a. Immer bunter. Einwanderungsland Deutschland, Haus der Geschichte, 2014, und Das neue Deutschland, Deutsches Hygienemuseum, 2014, u. a.

3 Vgl. Franziska Augstein, Ein Museum zu viel. Was wird aus dem Grenzdurchgangslager Friedland?, Süddeutsche Zeitung, 02.05.2010. In dem Artikel plädiert die Autorin für ein Migrationsmuseum an einem Ort, der auch von der Geschichte der Gastarbeit / Arbeitsmigration geprägt ist.

4 Vgl. dazu auch Michael Rothberg, Multidirectional memory: remembering the Holocaust in the age of decolonization, Stanford 2009.

In dem Essay „Am Ende des Hindernisparcours? Neue Zeiten und neue Konzepte für ein ‚zentrales Migrationsmuseum‘ in der Migrationsgesellschaft“, den Arnd Kolb und Robert Fuchs 2016 verfassten, um zentrale Ergebnisse der Studie vorzustellen, wurde die Geschichte von DOMiDs Langstreckenlauf ebenfalls perspektivisch auf ein mögliches *Happy End* hin entworfen. „Lange Jahre fehlte in Deutschland der politische Wille zur Umsetzung eines ‚zentralen Migrationsmuseums‘. Die gesellschaftliche Lage hat sich seit damals verändert. Auch die Perspektiven, die Narrative und die Erzählweisen, die der Verein als maßgeblich für einen solchen Ort ansieht und die er mitprägend in die entsprechenden Debatten eingespeist hat, haben sich entwickelt. Alle diese Veränderungen verdichten sich in einem neuen Aufschlag.“¹

In dem neuen Aufschlag konstatierten die Autoren eine zunehmende Konjunktur für Sonderausstellungen zum Thema Migration.² Überdies gebe es unterdessen deutschlandweit Museen, die sich mit Migration beschäftigten, insbesondere Stadtmuseen wie in Stuttgart oder in Frankfurt am Main, die Migrationsgeschichte einbänden. Kolb und Fuchs haben in ihrem Artikel überdies auch überregionale Museen in den Blick genommen. Zwar würden sich einige von ihnen hauptsächlich der Migration widmen, allerdings sei dabei der Fokus auf bestimmte Migrationsformen gerichtet – oder die Museen hätten einen spezifischen Ortsbezug.³ Indessen, so das zentrale Argument des Textes, könne man in Häusern wie dem *Durchgangslager Friedland* oder dem *Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven* einem solchen ‚Metanarrativ‘ Migration – auch als einem Lernort der globalisierten Identitätsproduktion – durch die besagten Rahmenbedingungen und Schwerpunktsetzungen noch nicht wirklich in seiner ganzen Tragweite und gesellschaftlichen Relevanz gerecht werden. Demgegenüber könne das von DOMiD geplante und getragene Migrationsmuseum ein ‚einzigartiger Ort‘ werden, an dem sich tatsächlich ein alternatives, postmigrantisches und transnationales Geschichtsbild herausbilden könne.⁴ „DOMiD als von unten gewachsene Institution, die über starke Wurzeln in verschiedenen Migrantengemeinschaften verfügt, bietet sich für die Umsetzung eines solchen Hauses an. Warum dies so ist, wird aus der Geschichte des Vereins und der ihn begleitenden, sich stets wandelnden Konzepte

für einen solchen Ort deutlich.“⁵ Der Essay der DOMiD-Verantwortlichen endet mit einem Ausblick in die Zukunft, welche Chancen und Herausforderungen eine solche Neugründung biete. Die DOMiD-Akteure deuten einen Wandel der Auffassung an, wer eigentlich für die Aufarbeitung der Migrationsgeschichte verantwortlich zeichne; während im Selbstverständnis des Vereins im Jahre 2003 Migrationsgeschichte noch maßgeblich von den Migrant*innen selbst zumindest mitgeschrieben werden sollte, sah DOMiD das nun, in den Jahren 2015/16, immer mehr als eine gemeinsame, gesamtgesellschaftliche Aufgabe an.

5 Robert Fuchs /
Arnd Kolb, *Am Ende des
Hindernisparkours?*
S. 291 f.

Weitere Kreise ziehen

Neben der konzeptionellen Weiterentwicklung des Migrationsmuseums und seiner institutionellen Förderung auf Landes- und kommunaler Ebene fußte die Zuversicht, dass seine Realisierung tatsächlich näher rückte, auch auf weiteren positiven Signalen aus der Bundespolitik: Im Dezember 2015 jährte sich der Abschluss des Anwerbeabkommens zwischen Deutschland und Italien zum 60. Mal. Aus diesem Grund richtete die Bundesregierung eine Feier zu Ehren der ehemaligen Gast- und Vertragsarbeiter*innen aus. Bundeskanzlerin Angela Merkel und die Integrationsbeauftragte Aydan Özoğuz ehrten in einem Festakt im Bundeskanzleramt die einstigen Arbeitsmigrant*innen für ihr Lebenswerk. DOMiD flankierte die Veranstaltung vor Ort mit einer Ausstellung, die – zehn Jahre nach dem *Projekt Migration* – wieder einen Bogen schlug von der einstigen Gastarbeiter*innenanwerbung bis zu gegenwärtigen Formen der Arbeitsmigration.

2016 war DOMiD dann zum Bürgerfest des Bundespräsidenten geladen. Auch dafür wurde eigens eine Ausstellungseinheit produziert, Robert Fuchs und DOMiD-Vorstand Ahmet Sezer wurden auf der Bühne zum Migrationsmuseum befragt. Aber nicht nur, dass DOMiD andere, immer prominentere Bühnen betrat; auch im Kölner Migrationsarchiv selbst gab sich nun immer häufiger Polit-Prominenz die Klinke in die Hand. Zu den Besucher*innen zählten zahlreiche NRW-Landtags- und Bundestagsmitglieder sowie zivilgesellschaftliche Akteur*innen aus Gewerkschaften, Kirchen und Wohlfahrtsverbänden. Dabei entzündete sich die Begeisterung vieler Besucher*innen – wie auch der Schirmherrin Rita Süssmuth selbst – an einem bestimmten Bild, einem nachgerade visionären Szenario: dem Migrationsmuseum, implementiert in eine neue Brücke über den Rhein.



DOMiD auf dem Tag der offenen Tür der Bundesregierung im Bundeskanzleramt. DOMiD-Archiv, Köln
Ahmet Sezer (l.) und Robert Fuchs (M.) präsentieren der Bundesintegrationsbeauftragten Aydan Özoğuz Ausstellungsobjekte zur Migrationsgeschichte.

Ali Kemal Gün Ich erinnere mich an die Einladung zum 40. Jahrestag des Integrationsbeauftragten des Bundes im Bundeskanzleramt im Dezember 2019. Frau Süßmuth fragte mich dort: „Herr Gün, was macht die Brücke, warum geht es nicht weiter?“

Mit dem Migrationsmuseum eine Brücke über den Rhein zu schlagen, wie es im Umfeld der Arbeit an der Machbarkeitsstudie ersonnen wurde: Das war ein kühner, ein verführerischer Gedanke, der dem Museumsgedanken manche Türen öffnete – doch politisch durchsetzbar war er nicht.

Ali Kemal Gün Mein Favorit war die Brücke, davon war ich sehr überzeugt. Wie auch Arnd Kolb, der damalige Geschäftsführer. Aber dann hieß es von allen Seiten: 150, 200 Millionen Euro, das ist zu teuer! Dabei hätte uns das im ganzen Land, ja in der Welt ein eigenes Gesicht von großer Attraktivität und Strahlkraft gegeben.

Entwurf des Migrationsmuseums in Form einer Brücke 2016.
facts and fiction, Köln



Ein Heimatmuseum der globalisierten Welt

1 Vgl. u. a. Manfred Seifert, *Heimat und Spätmoderne. Über Suchbewegungen nach Sicherheit angesichts von Mobilität, Migration und Globalisierung*, in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 39 (2011/2012), S. 203. Eduardo Costadura / Klaus Ries (Hg.): *Heimat gestern und heute. Interdisziplinäre Perspektiven*, Bielefeld 2016, S. 23.

2 Mit dem Begriff des ‚Heimatmuseums der Globalisierten Welt‘ folge ich Claus Leggewies Vorschlag, der stereotypen Erzählung von Entwurzelung und Heimatverlust in der globalisierten Welt zugleich die Geschichte der Wiederverbeimung entgegensetzen. Das Konzept ‚Heimat‘ bezeichnet demnach eher Nahwelten aus sozialen Beziehungen, die nicht exklusiv zu einer Heimat, sondern auch zu mehreren ‚Heimaten‘ geknüpft werden können. Vgl. Claus Leggewie, *Erinnerungsorte als Heimat? Wie zeitliche und räumliche Faktoren die Erinnerung beeinflussen*, in: *geographische revue. Zeitschrift für Literatur und Diskussion*, 13 / 2011, S. 5-10, hier S. 6.

Was bedeuteten diese standortpolitischen Erwägungen aber wiederum für die Konzeptarbeit am Migrationsmuseum selbst? Seit der Flüchtlingskrise 2015 schossen in Deutschland auf Landes- wie Bundesebene sogenannte ‚Heimatministerien‘ aus dem Boden. Wenn Heimat aber zunehmend als politischer Kampfbegriff verwendet wurde¹, dann musste ein Migrationsmuseum das Konzept Heimat eben zunächst dekonstruieren, um es – möglicherweise unter der Verwendung politisch weniger kontaminierter Begrifflichkeiten wie ‚Zugehörigkeit‘ oder durch den Plural ‚Heimaten‘ – auch wieder zu rekonstruieren.² Jeder Aspekt von Zugehörigkeit und Identität wird, so scheint es, in einem solchen *Haus der Migrationsgesellschaft* neu bedacht und begründet werden können und müssen.

Robert Fuchs Diese Begriffe wie ‚Heimat‘ oder ‚Identität‘ sind wichtig, weil sie auch im Zentrum der gesellschaftlichen Debatten stehen. Entsprechend muss man sich auch mit ihnen auseinandersetzen. Da braucht es auch Raum für Interpretation oder Dekonstruktion. Wenn man sich zum Beispiel Identität anschaut, kann man dann anhand unserer Objekte unterschiedliche Wahrnehmungen von Identität erzählen. So unterscheidet Naika Foroutan ja beispielsweise zwischen mehreren fluiden Formen von ‚Heimigkeit‘, die sich *alle* in unserer Sammlung widerspiegeln.³

Das Migrationsmuseum soll eine in einem stetigen Transformationsprozess befindliche Gesellschaft widerspiegeln und – gewissermaßen in Rückkopplungseffekten mit eben dieser Gesellschaft – auch immer weiter wachsen. Auf diese Weise würde es im Migrationsmuseum einerseits um Sensibilisierungsprozesse gehen – um das Anstoßen einer gesellschaftlichen (Selbst-)Reflexion. Andererseits kann das Museum zu einem Erinnerungsort werden, wo kollektive Erinnerung überhaupt erst entsteht. Insofern soll das Migrationsmuseum nicht bloß eine Vergangenheit um ihrer selbst willen heraufbeschwören, sondern vielmehr auch eine Bühne bieten für die Aushandlungsprozesse der Gegenwart. Das Migrationsmuseum wird ein Begegnungsort sein und damit möglicherweise selbst zu einem Motor werden für gesellschaftliche Transformation.⁴

Robert Fuchs Migration stellt per se ein Politikum dar. Und für mich als Historiker ist die Geschichte bzw. die Geschichtsschreibung zu einem gewissen Grad immer auch ein politisches Statement. Darum halte ich es für wichtig, dass man das Thema auch mit einer klaren politischen Haltung verknüpft. Wir verstehen Migration als eine treibende gesellschaftliche Kraft, die diese Gesellschaft nach vorne bringt. Dabei kann und muss man über bestimmte Dinge auch kritisch berichten.

3 Vgl. dazu auch den Artikel: Heimat(en) und Identität(en). Museen im politischen Raum, den Robert Fuchs und Katrin Schaumburg zusammen veröffentlicht haben, in: Heimat(en) und Identität(en). Museen im politischen Raum, hg. v. Rainer Wenrich / Josef Kirmeier / Henrike Bäuerlein, Bayerische Museumsakademie, München 2019, S. 163-178.

4 Vgl. Erol Yildiz / Marc Hill, Postmigrantisches Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen, Bielefeld 2019.

Antirassistisches Kuratieren

Neben den Traumata des NSU müsste das Migrationsmuseum sicherlich auch andere irritierende Momente der Einwanderungsgeschichte in Deutschland zur Darstellung bringen, wie etwa die Kölner Silvesternacht 2014/2015, für die deutsche Einwanderungsgesellschaft ein Moment des Erschreckens: Hunderte Frauen berichteten in den Tagen und Wochen danach, Opfer sexueller Übergriffe geworden zu sein, im Wesentlichen von Migranten. Die Betroffenheit in der Bevölkerung war groß, die Kanzlerin drohte, die Antwort des Rechtsstaats werde „hart“ ausfallen, warnte aber zugleich vor Fremdenhass. Die Kölner Polizei richtete die Sonderkommission ‚Neujahr‘ ein, Hunderte Sonderermittler*innen wurden eingesetzt, wie sonst nur nach einem Terroranschlag. *Super Recognizer* von *Scotland Yard* halfen, Verdächtige auf Videobildern wiederzuerkennen, über tausend Verfahren wurden angestrengt, allerdings nur drei Täter tatsächlich wegen sexueller Nötigung überführt. War das Ausdruck von ‚rechtsfreien Räumen‘, in denen der Rechtsstaat die Sicherheit seiner Bürger*innen nicht mehr garantieren konnte? War die multikulturelle Gesellschaft also tatsächlich gescheitert, wie rechte Demagogen es glauben machen wollten?

Oder waren die teilweise hysterisch geführten Feuilleton-Debatten im Nachgang der Silvesternacht nicht viel mehr Ausdruck dafür, wie stark die rechtsradikalen, rassistischen Narrative schon in der Mitte der deutschen Gesellschaft wirksam geworden waren? Waren die beschworenen Angstszenerien von ‚deutschen‘ Frauen, die sich nicht mehr auf die Straße wagen könnten, und die Generalverdächtigungen vor allem von Männern migrantischer, insbesondere nordafrikanischer Herkunft nicht vielmehr Ausdruck einer um sich greifenden, rassistischen Xenophobie? An dieser Stelle kommt ein weiteres Schwerpunktthema in den Blick, dem sich das Migrationsmuseum der Zukunft stellen will: Rassismus bzw. der Kampf dagegen.

Robert Fuchs Da sind wir schon seit den Anfangsjahren dran, nicht erst durch die Debatten um Rassismus, die es aktuell gibt. Rassismus zieht sich ja durch die Geschichte, Rassismus ist im Grunde ein Querschnittsthema.

Nach dem brutalen Mord an dem Afroamerikaner George Floyd durch einen Polizisten im Verlauf einer gewaltsamen Festnahme am 25. Mai 2020 im US-amerikanischen Minneapolis begannen in zahlreichen amerikanischen Städten Demonstrationen gegen Polizeigewalt und Rassismus, im Juni sprang die Bewegung dann auch auf

E 1291,0001 Selbstgenähtes Kleid,
1995. DOMiD-Archiv, Köln

Dieses Kleid gehört zu den ersten Bekleidungsstücken, welche die Leihgeberin – eine gelernte Schneiderin aus Togo – im Asylbewerber*innenheim in der Nähe von Gummersbach nähte. Entsprechende afrikanische Wax-Print-Stoffe waren nur in der Umgebung von Bonn zu bekommen.



Europa über. Und in Deutschland waren es neben *People of Colour* interessanterweise auch viele Kinder und Enkel*innen ehemaliger Gastarbeiter*innen, die diese antirassistische Bewegung auf die Straßen trugen. So ist DOMiD angehalten, konzeptionell, aber auch in seiner Sammlungspolitik, immer flexibler auch auf tagesaktuelle Ereignisse zu reagieren, wie es Sandra Vacca in ihrem Artikel „Tanz mit den Leerstellen“ beschreibt: „Unsere Arbeit wird daher nie abgeschlossen sein. Sie ist ein stetes Ringen um die Erinnerung an die Migration(en) und ihre Akteur*innen. Und damit ein Ringen um Existenz(en). [...] Während die Sammlung wächst, entdecken wir weitere Leerstellen, Lücken, blinde Flecken. Diese werden nicht als Problem betrachtet. Sie sind vielmehr eine Einladung, sich mit neuen Themen auseinanderzusetzen. In ihnen liegt das Potential, Geschichte neu zu schreiben.“¹

1 Sandra Vacca, *Tanz mit den Leerstellen*, in: *Sich mit Sammlungen anlegen. Gemeinsame Dinge und alternative Archive*. Hg. v. Martina Griesser-Stermscheg, Nora Sternfeld und Luisa Ziaja, Berlin / Boston, 2020.

Geschichte eines Keilabsatzschuhs

Damenschuhe mit Keilabsatz gab es schon in den 1930er- und 1940er-Jahren. Doch dann verschwanden sie aus der Mode und erlebten in den 1970ern ein Revival. Gerade zu der Zeit, als ich anfing, hohe Absätze zu tragen. Das war prima, denn in Pumps oder gar Stiletto zu laufen war in Ghana eine sehr schwierige Angelegenheit. Das hielt uns damals natürlich nicht davon ab, in solchen Schuhen quer über den Campus zur Vorlesung zu gehen oder samstags in die Stadt. Wer schön sein will, muss leiden, pflegte meine Mutter zu sagen. Und so trippelten und staksten junge Damen in ihren modischen Schuhen über Schotterwege und Schlaglöcher, stapften durch Gräser und Gebüsch am Straßenrand, sprangen über die offene Kanalisation, die jede Straße säumte, um in ein Taxi zu steigen – und knickten dabei nicht selten um. Denn Bürgersteige oder asphaltierte Fußwege gab es nicht. Da kam die Wedges-Schuhmode wie gerufen. Mit dem Keilabsatz hatte Frau einen festeren Stand, musste nicht befürchten, mit dem Absatz in irgendeinem Loch steckenzubleiben, und die Gefahr, umzuknicken, war fast null.

Meine Lieblingswedges aus den 1970er-Jahren hatten einen mit Stoff bespannten grauen Absatz, gekreuzte Riemchen und lange Schnürbänder, die sich über Kreuz bis um die Wade wickeln ließen oder auch um die Knöchel gebunden werden konnten. Je nachdem, ob ich sie zur Hose oder zum Kleid oder Rock trug, wählte ich die eine oder andere Variante. Auf jeden Fall waren meine Wedges ein Hingucker. Die Riemchen waren aus einem grün, rosa, beige gestreiften Stoff und passten farblich zu vielen verschiedenen Outfits. Später nähte mir meine room mate an der Uni eine Bluse aus einem ähnlichen Stoff. Sie war die ideale Ergänzung zu meinen Wedges.

Als ich Ghana verließ, habe ich fast alle meine Sachen verschenkt. Das machte man so, wenn man das Land verließ und abroad nach Europa oder in die USA ging. Denn alle wussten, dass es dort alles gab und im Überfluss. Da konnte man sich

schnell neue Sachen kaufen. Ich verschenkte also fast alles an Kusinen und Freundinnen. Aber meine Wedges, die verschenkte ich nicht! Weil die dazu passende Bluse mich an meine room mate und beste Freundin erinnern sollte, mussten auch die Schuhe mit. Ich trug sie sogar auf dem Flug nach Frankfurt. Und auch in Freiburg trug ich sie ein paar Sommer lang. Dann kamen sie aus der Mode. Doch wegwerfen konnte ich sie nicht. Dies waren die Schuhe, die mich nach Deutschland getragen hatten. Und so machten sie jeden Umzug mit, begleiteten mich von Freiburg nach Duisburg, von Duisburg nach München, von München nach Düsseldorf – bis sie vierzig Jahre später – wieder in Mode gekommen – bei DOMiD einen schönen neuen Platz fanden.

Mein brauner Kunstleder-Koffer, in dem ich meine wenigen Sachen transportiert habe, die ich nicht verschenkt hatte, war auch bei jedem Umzug dabei. Er leistet den Wedges nun Gesellschaft im Museum. So haben meine Lieblingsschuhe einen Gegenstand in ihrer Nähe, der dieselbe Reise gemacht hat und ihre Geschichte kennt. Und ich weiß, dass beide an einem schönen Ort sind, wo sie gemeinsam mit vielen anderen Migrationsgegenständen spannende Geschichten über Neudeutsche aus aller Welt erzählen können.



E1371,0002 Keilsandalen aus buntem Canvas mit Schnürung.
DOMiD-Archiv, Köln

Haus der Einwanderungs- gesellschaft

Die Entscheidung zur tatsächlichen Realisation des Migrationsmuseums in Köln war das Ergebnis eines zähen Ringens und einer Geduld, die an Stoizismus grenzt. Unbeirrbar setzte DOMiD seine Überzeugungsarbeit fort, suchte Verbündete in der Stadtgesellschaft, führte unzählige Gespräche mit politischen Entscheidungsträger*innen. Und der stete Tropfen höhlt den Stein: In einem Ratsbeschluss der Stadt Köln aus dem Jahre 2018, der auf die Initiative des Integrationsrats der Stadt erfolgte, wurde endlich beschlossen, das Migrationsmuseum solle in Köln angesiedelt werden. Bei der Ratssitzung hatten die DOMiD-Mitarbeiter*innen am Internetstream live mitgefeiert, und tatsächlich fiel die Entscheidung für die Standortsuche des Migrationsmuseums in Köln einstimmig, mit Ausnahme der Stimmen der AfD. Danach inspizierten die DOMiD-Verantwortlichen gemeinsam mit Vertreter*innen der städtischen Verwaltung mehrere potenzielle Standorte, schließlich fiel die Wahl auf eine ehemalige Industriehalle in Köln-Kalk.



Halle 70, Köln-Kalk, Wolfgang Heep / DOMiD-Archiv, Köln

Nun galt es, sich auch die nötigen Investitionskosten für den Umbau zu sichern. Die Festlegung auf den Standort in Köln-Kalk und das städtische Bekenntnis zum Museum erleichterten die Gespräche auf Landes- wie auf Bundesebene. Die Gespräche über eine mögliche Bundesförderung hatten sich bereits über mehrere Jahre hingezogen, jetzt, im Jahre 2019, verdichteten sie sich endlich. Zu Jahresbeginn besuchten hochrangige Politiker*innen von Land und Bund in immer kürzerem Takt die Geschäftsstelle und informierten sich über den Stand der Dinge.

Ali Kemal Gün Die Entscheidung auf Bundesebene blieb spannend bis zuletzt. Der Vorstand stand in ständigem Austausch mit der Geschäftsführung. Robert Fuchs bekam Signale aus Berlin und Düsseldorf, auf die wir wiederum kurzfristig reagieren mussten. Das konnte auch schon mal spät abends sein. Ich erinnere mich an zwei, drei Last-Minute-Telefonate, die ich mit einigen Politikern geführt habe, um die letzten Hürden zur Realisierung unseres jahrzehntelangen Traumes abzubauen. Diese haben meiner Ansicht nach zur Durchsetzung maßgeblich beigetragen.

Und so gelang DOMiD endlich der Durchbruch: Am 14. November 2019 stellte der Haushaltsausschuss des deutschen Bundestages 22,13 Millionen Euro für ein *Haus der Einwanderungsgesellschaft* in den Bundeshaushalt ein. Es sollte im Auftrag des *Dokumentationszentrums und Museums über die Migration in Deutschland (DOMiD)* in Köln entstehen. Bald darauf folgte auch das Land NRW und stellte ebenfalls Mittel in gleichem Umfang in den Landeshaushalt ein, und die Freude unter den Vereinsmitgliedern und zahlreichen Weggefährt*innen DOMiDs war groß: Der Traum von der Museumsgründung wurde dreißig Jahre lang geträumt. Nun, nach Jahrzehnten des äußerst frustrationstoleranten, zielstrebigem Daraufhinarbeitens, konnte das Museum endlich *wirklich* Gestalt annehmen! DOMiD-Vorstand Ahmet Sezer sieht dieses *Happy End* als ein verantwortungsvolles *Happy Beginning*.

Ahmet Sezer Mittlerweile sind es dreißig Jahre, es war ein ‚langer Marsch durch die Institutionen‘. Dabei war dieser lange Weg – dieser Bestimmung nachzugehen, ein Migrationsmuseum zu eröffnen – eigentlich gar nicht unsere Aufgabe. Die deutsche *Gesellschaft* hätte eigentlich längst selbst sagen müssen: Das brauchen wir, da sind Millionen und Abermillionen von Menschen gekommen, die das Land mitgestaltet haben. Auch ihre Geschichte müssen wir präsentieren und repräsentieren.

Der Name des zukünftigen Museums steht noch nicht fest. Der Prozess der Namensfindung ist selbst Teil des wissenschaftlichen bzw. gesellschaftlichen Prozesses, ein solches *Haus* zu etablieren.

Robert Fuchs Der Titel ist noch nicht in Stein gemeißelt. Der Begriff Gesellschaft ist wichtig, der geht für mich über nationalstaatliche Grenzen hinaus. Auch, dass hier von Haus die Rede ist statt von Museum – auch das ist ja eine spannende Diskussion. Und die braucht eben Zeit.

1 Joachim Baur,
Musealisierung der Migration, Bielefeld 2009.

Der Historiker Joachim Baur kritisiert in seinem Buch „Die Musealisierung der Migration“¹, in Einwanderungsmuseen in den USA, Kanada oder Australien werde Migrationsgeschichte häufig entlang der ‚Meistererzählung‘ eines Einwanderungslandes erzählt. Dabei würden gesellschaftliche Differenzen, Konflikte und Ungleichheit tendenziell überschrieben, und auch die Autonomie der Migration – die nationale Grenzen und Identitäten eigentlich herausfordere – würde damit immer wieder gewissermaßen narrativ eingehegt, statt sie infrage zu stellen.

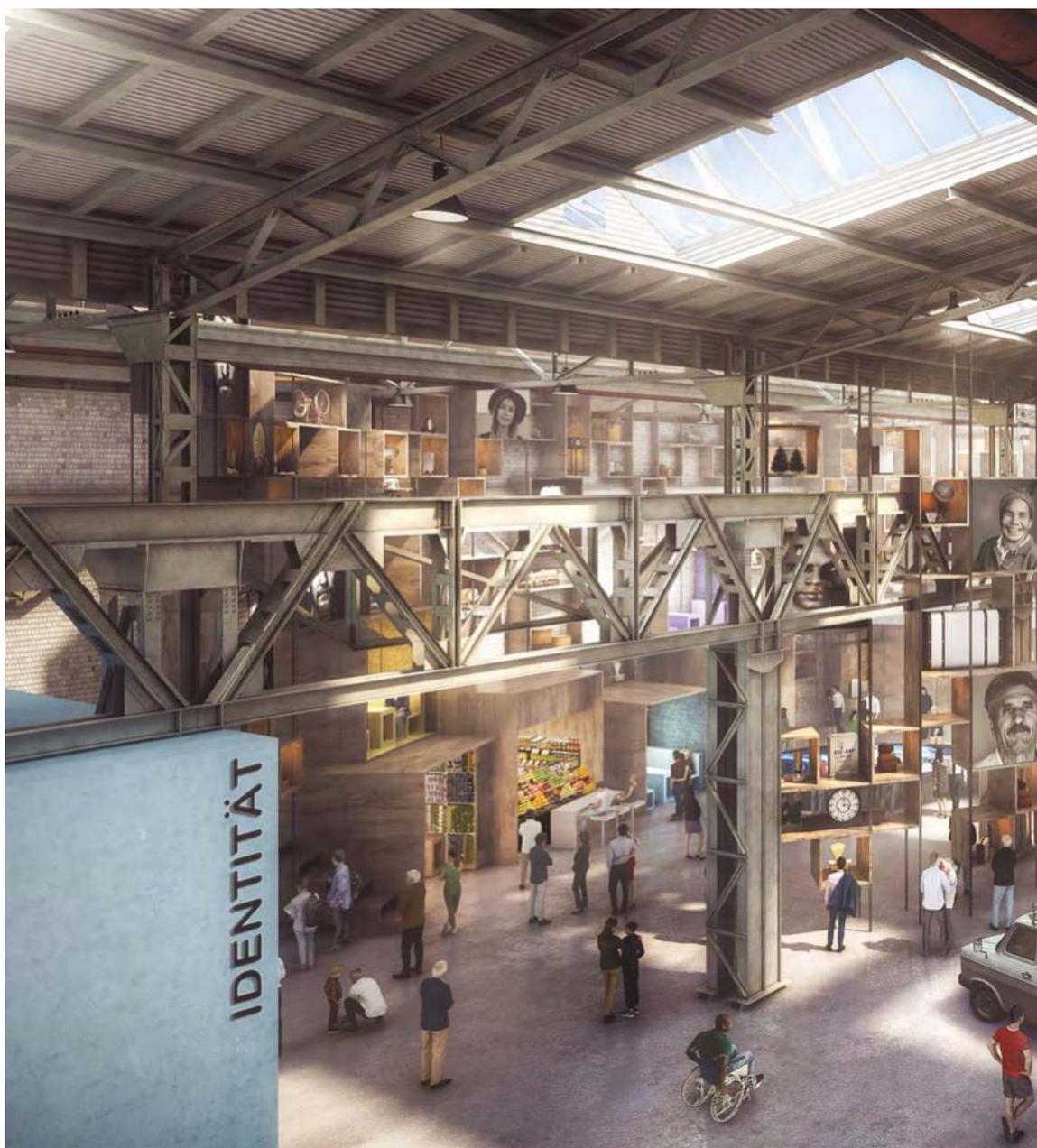
Joachim Baur Die Frage ist auch, wer diese Einwanderungsgesellschaft dann eigentlich ist. Ist das die *globale* Migrationsgesellschaft? Wahrscheinlich eher nicht. Gesellschaft wird klassischerweise im nationalen Rahmen gedacht, und der Begriff ‚Einwanderung‘ verlangt ja gedanklich auch nach etwas, wo man hinein migrieren kann. Das könnte zwar grundsätzlich auch eine lokale Nachbarschaft sein oder eine Region oder ein Kontinent. Aber unwillkürlich denken wir an die *deutsche* Einwanderungsgesellschaft, denken also im nationalstaatlichen Rahmen. Damit will ich gar nicht sagen, dass sich nichts ändert: Deutschland kommt langsam im Kreis der westlichen Einwanderungsnationen an. *Unity in Diversity, E Pluribus Unum* – das steht zum Beispiel auf dem amerikanischen Wappen. Und das ist genau die Story: Wir sind nicht mehr eins, weil wir gemeinsames Blut haben. Die Einheit wird durch die Akzeptanz der Vielheit, auch und gerade von Herkünften, hergestellt.

In diesem Sinne wird das Migrationsmuseum ein Haus der Einwander*innen sein, und zugleich ein *Haus der Einwanderungsgesellschaft*. Es schöpft aus den Lebensgeschichten der „neuen Deutschen“², doch es erschöpft sich nicht im Biografismus von Menschen mit Migrationsgeschichte. Es wird zu einem Ort der „Selbstbeschreibung“ einer Gesellschaft, wie es Martin Schlutow in seiner Monografie zum Migrationsmuseum beschrieben hat.³ Es kann ein Migrationsmuseum in Deutschland werden, das diasporische Lebensentwürfe als den neuen Status quo beschreibt. Gleichzeitig wäre ein solches Haus niemals vollständig ‚eingerrichtet‘; vielmehr bliebe es eine ewige Baustelle, ein unbeendbares *Projekt Migration*. Im postmigrantischen Museum wird antirassistisch und partizipativ kuratiert. Appelle wie ‚Empört Euch‘, ‚Dekolonisiert euch‘ oder ‚Desintegriert euch‘ werden aufgenommen. Das postmigrantische Museum wird den Minderheiten eine *Bühne* bieten, aus denen die Mehrheit besteht. Insofern entspräche es jenem utopischen Ort, den Michael Fehr bereits in den 1980er-Jahren entwarf, an dem sich wissenschaftliche *und* künstlerische, museale *und* theatrale Darstellungsweisen und Ästhetiken verbinden: „In Zielsetzung und Arbeitsweise ist es ein Mischtyp zwischen einem Museum bzw. einer Konzert-Agentur und einem Theater.“⁴ In diesem Sinn kann das *postmigrantische Museum* nachgerade als ein Ort gedacht werden, an dem sich die *postmigrantische Gesellschaft* selbst verstehen lernt, nicht zuletzt mit *postdramatischen Mitteln*. Damit könnte das postmigrantische Museum die Einwanderungsgesellschaft darin unterstützen, eine neue, transnationale Erzählgemeinschaft zu begründen und an einem neuen, wahrhaft teilhaftigen, zugleich welthaltigen und utopischen, postmigrantischen ‚Wir‘ zu weben, das kein ausschließendes ‚Ihr‘ mehr kennt.

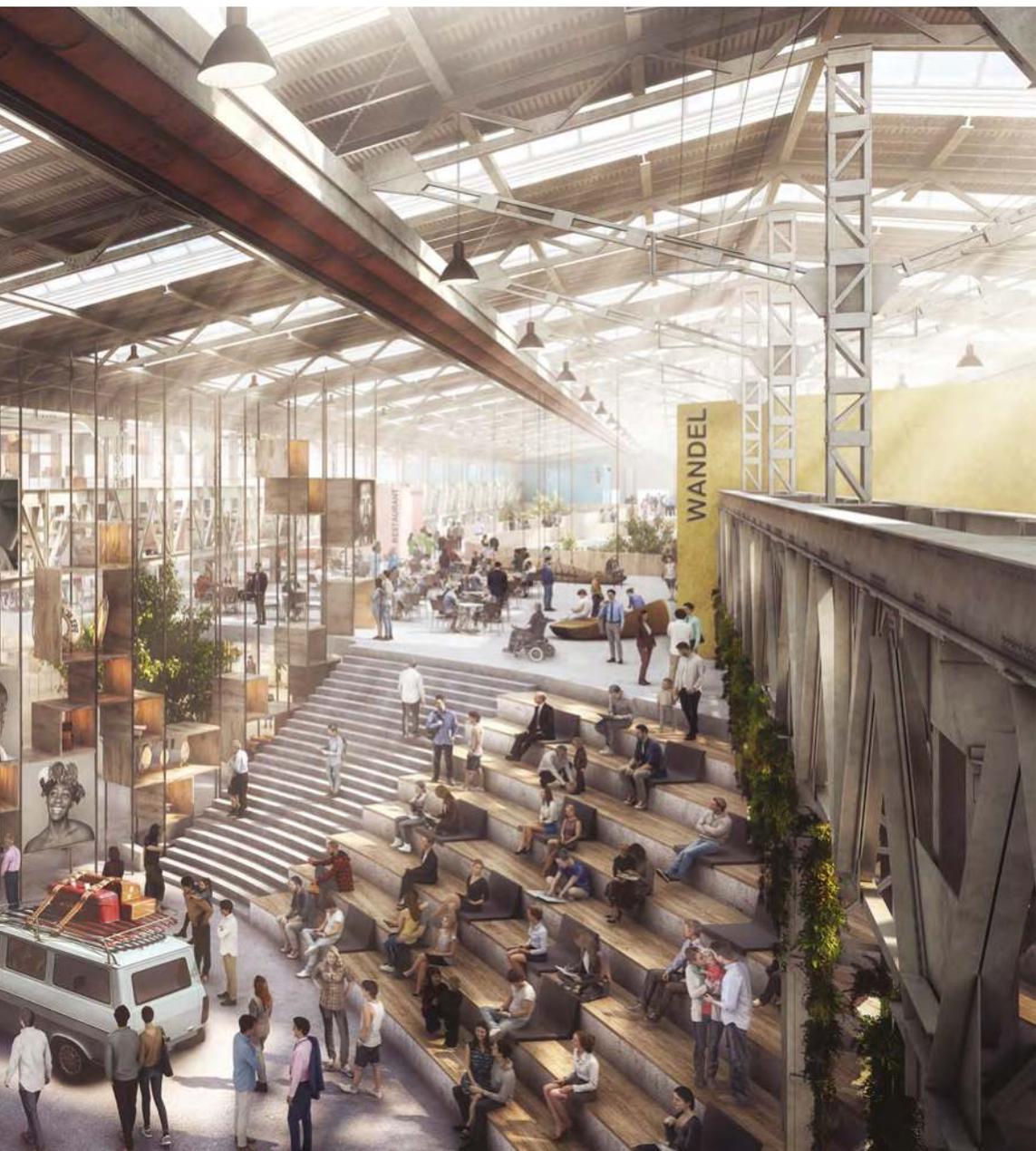
2 Herfried Münkler / Marina Münkler, *Die neuen Deutschen. Ein Land vor seiner Zukunft*, Berlin 2016.

3 Auch Schlutow sieht genau darin das Alleinstellungsmerkmal von DOMiD gegenüber anderen Häusern in Deutschland, die sich hauptamtlich mit Migration beschäftigen – in der Selbstorganisation vonseiten der Migrant*innen: „Im Gegensatz zu den verwirklichten Migrationsmuseen in Bremerhaven und Hamburg ist hier also eine Organisation der im Museum zu repräsentierenden Migrantengruppen selbst aktiv darum bemüht, einen Platz im kulturellen Gedächtnis der Bundesrepublik Deutschland zu erhalten.“ Schlutow, S. 291.

4 Michael Fehr, Idee zu einem Museum der Geschichte und Kultur der Arbeitsmigranten, in: Olaf Schwenke / Beate Winkler-Pöhler (Hg.): *Kulturelles Wirken in einem anderen Land (=Loccumer Protokolle 3/87, Loccum, Evangelische Akademie Loccum 1987, S. 118-121.*



Vision des Migrationsmuseums in Halle 70, Köln-Kalk, 2019.
facts and fiction, Köln



Danksagung

DOMiD-Vorstand

Eine gute Idee würde für immer in den Wolken stecken, wenn sie nicht überzeugte Helfer*innen finden würde. Das *Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland* hat nicht nur einen langen Namen, sondern auch einen langen Atem, wie Sie in diesem Buch lesen können. Aber DOMiD hat auch in der Vergangenheit und für die Zukunft immer Menschen gefunden, die die Vision eines Migrationsmuseums geteilt haben und teilen. Nur dank ihrer Unterstützung können wir jetzt gemeinsam das nächste Kapitel dieser einzigartigen Geschichte schreiben.

Wenn Sie in unsere Geschäftsstelle in Köln-Ehrenfeld kommen, treffen Sie als Erstes unsere Mitarbeiter*innen, die DOMiDs Herzschlag sind. Viele von ihnen sind bereits lange Jahre mit DOMiD gemeinsam auf dem Weg, auf dem manchmal lediglich die nächste Kurve zu erkennen ist. Ihrer Zuversicht, dass da hinter dieser Kurve ein neuer Weg sein wird, verdanken wir, dass wir jetzt da sind, wo wir sind. Danke! Diesen Spirit teilen auch unsere vielen ehrenamtlichen Helfer*innen und Praktikant*innen, die schon in ihren ersten Stunden im Haus feststellen, dass sie überall gebraucht werden und selbst etwas Bleibendes bewegen können. Danke für Ihr Engagement! Dank gilt insbesondere all unseren Mitgliedern, die zum Teil seit 1990 die Ziele des Vereins vorangetrieben und unterstützt haben.

Neben der Überzeugung und der Zuversicht ist es auch das Vertrauen in unsere Arbeit, die diese Idee wachsen lässt: Über 150.000 Zeitzeugnisse befinden sich im DOMiD-Archiv, hinter jedem Zeugnis stehen Menschen, denen sie gehören. Sie geben ihre Objekte und damit auch ihre Erinnerungen in unsere Hände. Mit jedem Objekt ist eine einzigartige Geschichte verbunden, alle Objekte gemeinsam zeigen größere Zusammenhänge der Einwanderungsgesellschaft Deutschland seit 1945. Wir wissen um die Verantwortung für diese Leihgaben und sind dankbar, dass Sie sie uns anvertrauen, damit sie einer ganzen Gesellschaft über Generationen zugänglich gemacht werden.

Einen maßgeblichen Beitrag dafür, dass DOMiD sich professionalisieren und immer wieder wichtige Projekte umsetzen konnte, sind unsere Projektförderer. Zu ihnen zählen neben diversen Stiftungen und Unternehmen beispielsweise die *Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration*, die *Bundeszentrale für politische Bildung*, die *Kulturstiftung des Bundes* oder der *Landschaftsverband Rheinland*.

Dass diese Vision des *Hauses der Einwanderungsgesellschaft* Wirklichkeit werden kann, hängt an vielen Menschen, die sich immer wieder für sie stark machen. Das Land Nordrhein-Westfalen steht seit vielen Jahren an unserer Seite, hat an die Notwendigkeit dieses Migrationsmuseums geglaubt, die Mittel dafür in den Haushalt eingestellt und auch diese Publikation über DOMiDs Geschichte gefördert. Die Stadt Köln ist für uns mehr als ein Standort: Die Vielfalt der Stadt ist ihre DNA, nicht erstaunlich also, dass DOMiD hier ein Zuhause gefunden hat. Hier konnte der Verein wachsen, sich entwickeln und schließlich das Wissen und die Fähigkeiten anwenden, um ein bundesweit einzigartiges Museum aufzubauen. Wir danken Ihnen für diese jahrelange Zusammenarbeit und Ihr Vertrauen. Danken möchten wir auch insbesondere dem Bund, dessen Unterstützung den Aufbau des Migrationsmuseums erst möglich macht, und all den Personen, die sich hierfür eingesetzt haben.

Ideen wachsen mit anderen Ideen: Unsere Kooperationspartner und renommierte Institutionen der Museumslandschaft teilen mit uns die Freude an kreativer Arbeit, die Expertise und die Lust, Neues zu schaffen. Wir danken stellvertretend unter anderem der *Akademie der Künste der Welt*, dem *Deutschen Historischen Museum* und dem *Ruhr Museum* für viele Projekte, die immer bereichernd sind und zum Teil als regelrechte Meilensteine in unserer Museumswerdung zu betrachten sind. Mit ihnen und auch mit Vereinen wie den *Neuen Deutschen Organisationen*, dem *Bundesverband Netzwerke von Migrantenorganisationen* und den *Neuen Deutschen Medienmachern*, die unsere Idee unterstützen, bilden wir ein starkes Netzwerk.

DOMiD will einen Raum schaffen für die Geschichte und Gegenwart der Migration in Deutschland. Wir halten einzigartige Geschichten fest, seit dreißig Jahren schon, und auch das ist eine einzigartige Geschichte. Der Journalist und Autor Manuel Gogos hat sie in diesem Buch festgehalten. Gemeinsam mit dem Journalisten Ceyhun Kara hat er die turbulenten Wege unserer Vereinsgeschichte recherchiert und mit vielen Weggefährter*innen gesprochen. Sie konnten in diesem Buch Menschen kennenlernen, die die Kraft dieser Idee erkannt haben und sie mit ihrer Klugheit und Entschlossenheit bis heute voranbringen. Danke!

Der DOMiD-Vorstand im April 2021

Tevfik Aslan

Murad Bayraktar

Jens Grimmelikhuizen

Dr. Ali Kemal Gün

Dr. Iva Krtalic

Elif Şenel

Ahmet Sezer

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.



Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld © Manuel Gogos

Gestaltung: Lennart Sütterlin, www.lennart-suetterlin.de

Umschlagabbildungen: DOMiD-Archiv, Köln

Lektorat / Korrektorat: Elke Rothe und Melanie Krötz, Agentur Satzzeichen, Bonn

Druck: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Print-ISBN 978-3-8376-5423-3 | PDF-ISBN 978-3-8394-5423-7

<https://doi.org/10.14361/9783839454237>

Buchreihen-ISSN: 2702-3990 | Buchreihen-eISSN: 2702-9026

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>. Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Gefördert durch:

Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen



Im Auftrag von:

DOMiD

Dokumentationszentrum
und Museum über die
Migration in Deutschland e.V.